Predigten

von

Albert Bitzius

seiner Zeit Pfarrer in Twann, hernach bernischem Regierungsrath

(Aus dem Nachlaß herausgegeben)

Erster Band

Dritte unveränderte Auflage

Bern
Schmid, Francke & Co., vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1888



A. Anker del.

„Vertrauet dem Volk; das Volk liebt seine Idealisten.“

A. Bitzius.

Predigten

von

Albert Bitzius

seiner Zeit Pfarrer in Twann, hernach bernischem Regierungs-Rath

(Aus dem Nachlaß herausgegeben)

Zweite unveränderte Auflage

Bern
J. Dalp'sche Buchhandlung (K. Schmid)
1884

Vorwort zur ersten Auflage

Wir können von Bitzius nicht lassen. Wir wollen ihn noch hören, erst recht ihn hören, nachdem der Tod an jenem 20. September vorigen Jahres ihm den Mund geschlossen. Sogleich mit den bei der Begräbnißfeier gehaltenen Reden wurde auch ein Wort von ihm — aus einem Brief an einen hervorragenden Patrioten Berns — veröffentlicht, acht Tage darauf seine mächtige Predigt „Der Tod" aus dem Jahre 1873 wieder abgedruckt, und nachdem der von Pfarrer Frank verfaßte Nekrolog zu Ende erschienen war, mit der zeitweiligen Herausgabe einzelner Predigten begonnen. Das alles in den „Reformblättern", der kirchlichen Zeitschrift, deren Mitbegründer, dann Redaktor von 1869 bis zu seiner 1878 erfolgten Berufung in die Berner-Regierung und hernach beständiger Mitarbeiter bis auf sein Krankenlager der Verewigte gewesen.

Was Bitzius für die Oeffentlichkeit geschrieben, das findet sich da und dort, das meiste in den „Reformblättern", resp. der „Reform", wie das Blatt während der neun Jahre (1872–81) seiner Vereinigung mit den von Heinrich Lang begründeten „Zeitstimmen" hieß. Handschriftlich hat er außer Briefen nur Predigten hinterlassen, alle während eines zwanzigjährigen Pfarrdienstes sorgfältig vorbereitet und von Anfang bis Ende niedergeschrieben, über zwölfhundert an der Zahl. Man kann ihn also noch neu reden lassen durch diese Predigten, zu Allen wenigstens, die nicht seine Pfarrgenossen waren.

Auf einen Band derselben freuen sich, das wissen wir, Viele. Sobald bekannt geworden, daß Bitzius' Predigten geschrieben vorhanden seien, gelangten an seine Wittwe häufig Gesuche von Personen, die sich davon zum

Lesen erbaten. Dies weckte in ihr den Gedanken an die Herausgabe einer Sammlung, ein Gedanke, der bei den Nahestehenden wie beim Herrn Verleger sofort Anklang fand.

Wir bieten mit diesem Buch vorerst den zahlreichen Freunden und Verehrern des lieben Hingeschiedenen eine willkommene und werthvolle Gabe. Es wird ihnen ähnlich gehen wie uns, denen die Auswahl dieser Sammlung oblag, Prof. Dr. Eduard Langhans und dem Unterzeichneten, als wir einen köstlicheren Griff um den andern in die große Schatzkammer thaten. Wiewohl wir unsern Bitzius kannten, waren wir doch überrascht, in den von uns durchblätterten Jahrgängen so Vortreffliches in solcher Menge zu finden. Hier trat uns Bitzius, der sich als glänzender Publizist, als scharfer Reformchroniker, als unerschrockener Parteiführer, als thatkräftiger Kirchen- und Staatspolitiker in weitern Kreisen bekannt gemacht hatte, auch entgegen als der geistesmächtige Prediger, der seiner einfachen Dorfgemeinde Sonntag um Sonntag mit unverwüstlicher Frische, in alle Verhältnisse hineinleuchtend, nach allen Richtungen belebend, das Wort des Heils aus- und an's Herz legte. Nicht umsonst stahl sich uns beim Lesen dieser herrlichen Zeugnisse seiner weihevollsten Thätigkeit manch eine Thräne unter den Wimpern hervor. Ja! so fühltest, so dachtest und lebtest du selbst, theurer Freund, wie du predigtest: streng und wahr gegen dich selbst, wahr und mild gegen die Andern, frisch und thatkräftig, hülfreich und gut, großdenkend, zielbewußt — ein Mann voll Erkenntniß und Weisheit, voll Glauben und Liebe.

Doch wollen wir mit diesem Buch nicht bloß den Freunden und Verehrern des Verfassers eine Freude bereiten, wir gedenken damit auch die Litteratur zu bereichern um ein Werk, das seinen Rang — wir glauben es und sprechen es aus — unter den klassischen Erzeugnissen seiner Art einnehmen wird. Man gestatte uns, in eine Erörterung einzutreten, nicht um dem Urtheil des verehrlichen Lesers vorzugreifen, sondern um unsern Ausspruch zu begründen.

Die Predigten von Bitzius tragen das Gepräge eines durchgebildeten Geistes an sich, der zugleich den Reiz und die Kraft der Ursprünglichkeit besitzt. Ihr inhaltlicher Werth ist ein doppelter. Erstlich sind sie durchhaucht vom lebendigsten Zug der Gegenwart, darauf gerichtet und dazu angethan, die von der Zeit und ihren Bedürfnissen geforderte Erfrischung und Verjüngung des religiösen, sittlichen und socialen Lebens der christlichen Gemeinde herbeizuführen. Zweitens beruhen sie auf der genauesten Kenntniß der einschlägigen Zustände und Verhältnisse und packen ihren Gegenstand stets mit meisterhafter Sachlichkeit und in seinem Herzpunkte an. In ihrer sprachlichen Form sodann zeichnen sie sich aus durch Ein-

fachheit und Schlichtheit, gedrungenen Bau, eigenartige Knappheit, Kraft und Geschicklichkeit des Ausdrucks.

Zu diesen Vorzügen kommt noch einer hinzu, der vielmehr als der tiefste Grund der andern zu betrachten ist: die Volksthümlichkeit. In der That haben das frische Vorwärtsstreben, die kräftige Sachlichkeit, der haushälterische Gebrauch des Wortes ihre Wurzeln im Charakter des Bernervolkes, dem in Bitzius ein ebenso ächter als edler Sohn entsprossen ist*, und dieser Ursprung aus dem Volksgeist heraus verleiht seinen Predigten nach dieser Richtung hin eine ähnliche Bedeutsamkeit, wie sie den Schriften seines Vaters, Jeremias Gotthelf, eigen ist.

Gehn wir zu den Nachweisen über. Erste Bedingung zu einem vorwärts treibenden, verjüngenden Einfluß auf's Volksleben ist, daß der Prediger nie bloße theoretische Erkenntnisse vorbringe, und wären sie noch so neu und geistreich, sondern daß er immer eine die Zuhörer bewegende, zur That anspornende Wahrheit verkünde. Das ist bei Bitzius der Fall. Seine Theologie zwar kannte er gründlich, und wo es der Gegenstand der Predigt erfordert, gibt er beachtenswerthe Proben davon, wie eindringend und selbständig er die Ergebnisse der freien protestantischen Forschung in sich verarbeitet hatte. Allein von dem, was man Schulweisheit nennt, sind seine Predigten ganz frei. Nicht Theorie, Leben war es, wonach Bitzius sich sehnte und was er seinen Zuhörern mittheilen wollte. Hiebei stützte er sich auf die Erfahrung wie auf das Studium, befragte die Wirklichkeit nicht weniger als die Bücher und war erfüllt von einem lebendigen Drang nach Erfassung der in der Gegenwart sich kündenden, nicht bloß der aus der Vergangenheit überlieferten Offenbarung Gottes. Die Arbeit der Väter ehrt er, die Geschichte ist ihm als Zeugniß des göttlichen Waltens heilig, und sinnig und vorurtheilsfrei zieht er das Gute aus alter, auch katholischer Zeit zu Ehren (man vergl. u. A. die Predigten über den „Kalender" und „Allerheiligen"); aber Alles sieht er auf seine Lebensfähigkeit in der Gegenwart an, entschlossen beseitigend, was veraltet ist. „Wir dürfen nichts zerstören, was noch Leben und Segen in sich trägt, aber was todt ist, sollen wir von uns abthun und begraben, sonst begräbt es uns." (S. 173.)

So geht denn Bitzius kühn, nach jeder Richtung hin, altem Schlendrian zu Leibe, in erster Linie dem auf der Kanzel selbst, aber ohne in den entgegengesetzten Fehler irgendwelcher Uebertreibung zu gerathen. Seine Predigt bewegt sich weder in ausgetretenen Geleisen — deren es freilich auch auf frisch angelegten Wegen oft sehr bald und unleidlichere gibt als auf den alten — noch verfällt er in Unnatur oder Absonderlichkeit, wie

* Man vergl. Langhans' Rede bei der Begräbnißfeier.

sie überreizter Geschmack hüben und drüben zu Tage fördert. Bitzius Predigt ist urwüchsig, urkräftig und urgesund. Prophetisches Feuer glüht in ihm, nicht jene dunkle, unter einem äußern oder innern Druck hervorbrechende Gluth, welche den Fanatismus kennzeichnet, sondern jene helle Lohe, wie sie dem sieghaften, freiauflodernden Elemente entfährt. Die prophetischen Geister in seinem Innern beherrscht er mit jener Besonnenheit, die immer maßvoll, natürlich, nüchtern vorgeht. „Träume und Gesichte", „besonders tiefe und schaurige prophetische Reden", geheimthuendes und gespreiztes „Wahrsagen", dessen gewisse Prediger sich nur zu gerne bedienen oder bedienen möchten, fordern seinen Spott heraus. Einfache Wahrhaftigkeit, die „haarscharf ihre Ueberzeugung ausspricht", Treue, welche zu dieser Ueberzeugung steht, Muth, der, was ihm „recht und nothwendig erscheint", ohne Rücksicht auf Erfolg oder Mißerfolg in festem Gottvertrauen sagt und thut — das sind ihm eines Propheten Zeichen und zugleich Pflicht eines jeden Christen und Predigers. Solche „Propheten" müsse es immerdar und in jedem Volke geben. Von ihm selbst gilt denn auch, was er über dieselben treffend und schwungvoll sagt (S. 188). Auch er war einer jener „Menschen, denen das Leben und das Behagen in der Welt nicht genügt, auch nicht Gesetz, Gewohnheit und Sitte, auch nicht der Gottesdienst mit seinen ständigen Formen, ja nicht einmal das geschriebene Bibelwort, sondern die nach neuen Offenbarungen Gottes sich sehnen und wirklich auch solche haben und schauen in ihrem eigenen und in ihres Volkes Leben; Menschen, die da reden, weil sie glauben, in deren Mund das Alte wieder auflebt, jung und frisch wird und das Neue wie eine altewige Wahrheit erscheint; Menschen des freien Wortes und der rücksichtslosen That in Wort und Schrift, Menschen m. e. W., die nicht an bloßen Kanälen leben und aus ihnen abgestandenes Wasser trinken, sondern im Frühroth aufsteigen zur allerersten Quelle und aus dieser, kalt und frisch wie sie hervorsprudelt, mit der hohlen Hand schöpfen".

Man sehe, wie in unsern Predigten das Alte jung wird und das Neue wie eine altewige Wahrheit erscheint. Es seien uns ein paar Hinweise gestattet, denen wir die Bemerkung kaum voranzuschicken brauchen, daß Bitzius allerdings nicht der erste und einzige, wohl aber der berufensten und selbständigsten einer ist, denen es gelungen, hier neue Bahn zu brechen.

„Das Alte wird jung." „Weihnachten", „Ostern". „Himmelfahrt", diese alten christlichen Feste, die für so Viele nicht nur ihren Zauber, sondern auch ihre religiöse Wahrheit und damit ihren Sinn und ihre Berechtigung verloren haben, mit verjüngter Kraft und Anmuth erzählen sie in Bitzius' Predigten dem heutigen Geschlecht von der Größe und Herrlichkeit Christi.

„Pfingsten", das Fest des heiligen Geistes, durch alten Mißverstand entstellt oder von moderner Oberflächlichkeit mißbraucht, senkt neue, tiefere Wurzeln in unser Verständniß und Gemüth hinab. Die „christliche Sitte", die in großen Kreisen zum drückenden Gesetz erstarrt, in vielleicht noch größern abgeschüttelt und zertreten ist, in die Freiheit versetzt und liebevoll gepflegt ersteht sie kräftiger als je und bringt ihren alten Segen, sammt neuem dazu. „Das Neue aber erscheint wie eine altewige Wahrheit." Man denke an die wissenschaftlichen Entdeckungen und treibenden Gedanken der Neuzeit. Die Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs, die den alten Gottesglauben in seinen Grundvesten zu erschüttern schien, erweist sich erst recht als das unerschütterliche Fundament der ewigen Vorsehung, sowohl der Gerechtigkeit als der Barmherzigkeit Gottes. Der neue Glaube, der den Wunderaberglauben auf immer stürzt, er zeigt uns erst recht, in seiner wahren Geistigkeit, den alten Gott, zu dem von jeher die Frommen gebetet und bei dem ewig allein Trost, „Schutz" und Hülfe zu finden ist. Die neue Schriftauslegung, die den grimmen Thürhüter, den tödtenden Buchstaben bezwungen und die geistige Werkstatt der heiligen Schriftsteller erschlossen hat, sie bringt das Bibelbuch mit seinen neu verstandenen altewigen Lehren und Gestalten allem Volk erst recht nahe, einen „Propheten Amos", einen „Bileam", eine „Ruth" und ihre „Frauentreue", vor Allen aber Den, der nach „Grundsätzen" gelebt, „Pflicht und Liebe" erwogen, „über Andere eine heilsame Macht geübt", „Kranke geheilt" und „nicht umsonst gelitten" hat, der „über's Meer gewandelt" und durch Grab und Zeit hindurch uns „unverloren" geblieben ist. Die neuen Menschenrechte, die seit der französischen Revolution viel gefeiert und geschmäht sind, in ihrer ewig gültigen Wahrheit zeigt sie uns Bitzius als „christliche Gleichheit".

Das ist in seinen Predigten der frische Zug der Gegenwart, der mit altem Schlendrian aufräumt und den Glauben in der Gemeinde verjüngt und neu auferbaut.

Dem zweitgenannten Vorzug derselben, ihrer großen Sachlichkeit, messen wir keinen geringern, vielmehr insofern einen noch höhern Werth bei, als sich darin Bitzius' Begabung und Tüchtigkeit in eigenartigster Weise kundgibt. Als die „Reformblätter" 1866 zu erscheinen anfingen, keck und thatkräftig einer kirchlichen Reform rufend, hatte Bitzius in die erste Nummer einen Artikel geliefert, in welchem er die Berner-Geistlichkeit und ihre Stellung zu den socialen Fragen der Gegenwart einer schneidigen Kritik unterwarf. Er führte der damaligen Geistlichkeit zu Gemüth, sie verstehe das Volk und die heutige Welt nicht, unter Anderem: sie wisse das Leben, die sociale Entwicklung, die Zustände und Bedürfnisse der Gemeinde nicht richtig zu beurtheilen, sie prüfe nichts gründlich, nichts

vorurtheilsfrei und nach seinen innern Gesetzen, sondern schaue alles von Standesvorurtheilen aus, durch eine pfarramtliche Brille an; auch in dem Sittenspiegel, den sie dem Volk vorhalte, erkenne sich dasselbe nicht, dem Bild fehle die individuelle Physiognomie, entweder dresche man bloß auf einzelnen Erscheinungsformen der Sünde herum, und das nach bereits abgedroschenen pfarramtlichen Rubriken, oder wolle man mehr in die Tiefe gehen, so wisse man, um die mannigfaltige Welt der Gemeinde zu schildern, kein anderes Wort als das viel zu allgemeine und nichts besagende „Sünde"; man päpstele, glaube naiv an die eigene Unfehlbarkeit, spreche über Alles, und über Alles ab, nach gewissen Urtheilen und nachgebeteten Phrasen, man hefte einige Bibelsprüche an einander, mache eine beliebige Sauce dran und lege das der Gemeinde vor als das letzte Wort über alle Dinge im Himmel und auf Erden; zugleich lege man einen schmählichen Unglauben an den heiligen Geist, d. h. an den unbedingten endlichen innern Sieg von Wahrheit und von Recht über alle Mächte der Finsterniß an den Tag.

Das war stark, aber nicht unverdient; Bitzius hatte im Ganzen durchaus recht und seine Kritik dürfte noch heute in manchen Punkten nicht veraltet sein. Aber er hatte nicht nur recht, sondern wenn irgend einer, so hatte er das Recht zu dieser Auslassung. Seine ganze Amtsführung hat es gezeigt, und seine Predigten beweisen es, daß er nicht nur von all den gerügten Mängeln sich selbst frei hielt, sondern daß er die entgegengesetzten Vorzüge in vollem Maß aus sich herausbildete.

Wer verstand und kannte das Volk besser als er? Wer beurtheilte die Zustände vorurtheilsloser, natürlicher, gründlicher als er? Wer hielt der Gemeinde einen klareren Spiegel vor, in dem sich der Zuhörer bis in seine innersten Falten erkennen mußte? Wer deckte unverhohlener die tiefsten Schäden auf, vertraute aber zuversichtlicher dem bessern Geist wie des Volkes so des Einzelnen und glaubte kühner an den endlichen Sieg des Guten? Wer wollte bei aller geistigen Ueberlegenheit weniger ein Herr über den Glauben seiner Gemeinde, wer mehr ein Diener des Wortes, ein mitstrebender Bruder, ein Freund, ein Kamerad seiner Gemeindegenossen sein? Dies alles tritt schon in diesem kleinen Band Predigten dem Leser auf's deutlichste vor die Seele.

Zum Beweis für seine genaue Kenntniß des Volkes und seiner Zustände ist weniger auf einzelne Predigten hinzuweisen als vielmehr darauf, daß sich diese Kenntniß sozusagen in jeder Predigt verräth. Doch finden sich namentlich im letzten Dritttheil dieses Buches Stellen in größerer Zahl, die von einer Vertrautheit mit dem alltäglichen Leben, einer Schärfe der Beobachtung, einem Eindringen in die Gedanken und Gefühle der Gemeindeglieder, vom ersten bis zum letzten, zeugen, wie sie bei Predigern

nicht eben häufig zu finden sind. Bitzius müßte nicht seines Vaters Sohn gewesen sein, wenn nicht auch er das Volk durch und durch hätte kennen lernen sollen. Was dabei äußerst wohlthuend berührt, das ist der vorurtheilslose Blick, die natürliche Auffassung, das gesunde Urtheil des mit dem Volk nach jeder Richtung verkehrenden, weitsichtigen und weitherzigen Mannes. Er nimmt die Sachen genau wie sie sind, geht ihnen auf den Grund, beobachtet ihren Ursprung und ihre Entwicklung, sieht sich ihre Sonn- und Schattseiten an, scheidet und unterscheidet und deckt mit feinem Verständniß die schmale Grenzlinie auf, wo Gutes und Böses sich berühren, das Eine so leicht in das Andere umschlägt.

Handelt es sich um Empfehlung eines Verhaltens oder um Aufdeckung vorhandener Schäden, so liebt es Bitzius nicht, allgemeine Schilderungen zu entwerfen, die entweder über die Köpfe der Zuhörer hinweggehn, oder bei denen jeder an diesen und jenen Sünder, nur nicht an sich selber denkt. Er grenzt den Gegenstand der Predigt scharf ab, bezeichnet ihn bestimmt und faßt ihn so an, daß der Zuhörer sich sehr bald in die Erörterung mit hineingezogen fühlt, als ob der Prediger gerade für ihn und nur für ihn spräche.

An Wohl und Wehe, Ehre und Schande seiner Gemeinde und des Einzelnen in derselben nimmt Bitzius den lebhaftesten Antheil; hingeworfene Worte, welche die Denkweise des gewöhnlichen Mannes verrathen, Vorfälle, welche alle Gemüther erschüttern, werden von ihm in taktvoller Weise zur Sprache gebracht und zum Ausgangspunkt ergreifender Belehrungen gemacht (vergl. bes. die Predigten Nr. 32—36, auch den Eingang zu Nr. 31). Dabei deckt er das Böse offen auf und greift es kräftig an, da „Sünde unser einziges Unglück“ ist. Daß er aber auch das rechte Heilmittel kennt und nennt, da er von der „göttlichen Vergebung“, von „Glauben“, „Hoffnung“ und „Liebe“ und von der „Treue in der Liebe“ des ächten Christen spricht, das dürfte keinem richtigen Leser zweifelhaft bleiben. Man hat, wie der Reformrichtung, so auch Bitzius den Vorwurf gemacht, er kenne das Erlösungsbedürfniß nicht, weil er kein rechtes Sündenbewußtsein habe. Aber der üblichen Redensarten sich enthalten — in deren gläubigem Gebrauch die gewöhnliche „Geistlichkeit“ alles Nöthige besorgt und die Konventikel-Brüder und -Schwestern ein Uebriges leisten — und die Sache selbst nicht kennen oder verwerfen, das sind doch zwei grundverschiedene Dinge. Warum Bitzius die „Gnade“ nicht oft im Mund führte, das sollte nachgerade ersichtlich sein, zum Ueberfluß weisen wir auf den Anfang der Predigt über die göttliche Vergebung, S. 255, hin; was aber ein tiefes Bewußtsein von menschlicher Verschuldung und Unzulänglichkeit ist, und wie man es auch bei Andern wecken kann ohne das Wort Sünde nur auszusprechen, das mögen Die,

deren Seele an Worten hängt, beispielsweise einmal in der Predigt über die „Erziehung“ zu ergründen suchen.

Gerade diese letztere, ganz vorzügliche Predigt zeigt auch, warum Bitzius das sogenannte Moralpredigen unterließ und sich ebenso hütete, den Glauben nach irgendwelcher Schablone zu lehren. Er wußte, wie schnell die Moralpredigt vergessen wird und das beständige Tadeln sich abnutzt, vom Schimpfen nicht zu sprechen, das nur Hohn und Verbitterung hervorruft; aber auch das war ihm bekannt, wie unfruchtbar und für geweckte Zuhörer geradezu abstoßend es ist, wenn Glaubenssätze in immer gleicher Form und Folge wiederholt werden. Was er S. 313 über die Methode des Unterrichts sagt, paßt auch für den Prediger und ist, nebenbei bemerkt, im Mund eines Mannes, der niemals selber Schule gehalten, zugleich ein Beweis von jener Genialität, die nicht bloß das eigene Fach beherrscht, sondern auch auf verwandten andern Gebieten mit überraschendem Verständniß den Herzpunkt zu treffen weiß, welchen Fachmänner desto leichter übersehen, je geübter sie ihre Kunstgriffe handhaben. Endzweck des Religionsunterrichtes in Kirche und Schule ist ja kein anderer als die Pflanzung und Stärkung eines strebsamen, fröhlichen, thatkräftigen Lebens im Glauben und in der Liebe, durch welches die Welt wirklich gefördert wird. „Die Religion im täglichen Leben“, darauf kommt's an, und für sie verstand Bitzius, wie er sie persönlich besaß, auch Andere zu erwärmen. Nicht eine schwächliche oder selbstquälerische Bußstimmung, nicht religiöse Empfindelei oder Schwärmerei, einen kräftigen Aufschwung der Seele wollte er. Darum geht er darauf aus, nicht bloß das Böse zu bekämpfen, sondern ganz besonders das Gute im Menschen hervorzulocken und zu stärken. Wie viel ungehobene Schätze in eines Jeden Herzen liegen, wie mächtig unter allen Verhältnissen, in allen Lagen des Lebens die innere Kraft sich erweise, wie heilvoll und schön durch sie das eigene Leben und das der Umgebung sich gestalten lasse, wie man nur Mensch, ganzer, muthiger, gottvertrauender Mensch sein müsse, um dieses Heils täglich neu theilhaftig zu werden, das zeigt er an allen Enden. Nehmen wir hinzu, daß uns nicht selten bei Bitzius der Reiz einer dichterischen Auffassung entgegentritt, der Ernst der Religion sich mit der herzerquickenden Schönheit sinniger Weltbetrachtung verbindet, dann brauchen wir für die Leser seiner Predigten jene sprichwörtliche Langeweile nicht von ferne zu fürchten. Ansprechenderes als z. B. die Predigt über „Die neue Thurmuhr“ läßt sich kaum lesen.

Zur Sachlichkeit und Sachgemäßheit in Bitzius' Predigten rechnen wir endlich auch das, daß seine eigene Person sich ganz in den Dienst der Sache stellt, hinter dieselbe völlig zurücktritt. Nie macht er sein pfarramtliches oder persönliches Ansehen geltend, um den Zuhörer zur Annahme

eines Satzes zu drängen. Die Sache soll sprechen, ihre eigene innere Wahrheit sie empfehlen und der Zuhörer soll selber denken und prüfen. „Lasset uns zusammen ausziehn und gemeinsam ein Licht auf unserm Wege suchen" (S. 176). Ja, Bitzius erklärt offen, daß er dies und jenes nicht wisse. „Es sei ferne von mir, euch mehr sagen zu wollen, als ich selber weiß" (S. 85). Die seltenste Offenherzigkeit spricht sich aber wohl aus im Geständniß: „Dieses Schriftwort mochte ich Jahre lang nicht leiden; auch vermied ich darüber zu predigen" (S. 45). Am Schein der Unfehlbarkeit lag ihm offenbar nichts, und pfäffische Beherrschung der Gewissen verabscheute er. Wie er für sich volle Glaubensfreiheit beanspruchte, so wollte er auch die Gemeindeglieder durch Wort und Vorbild zu derselben ermuthigen und erziehen. Ein unterwürfiges, „glaubensgehorsames" Volk, das sich vor priesterlichem Machtspruche beugt, war ihm in der Seele zuwider, freuen konnte ihn nur ein freies Volk, in dem Jeder selbstbewußt und selbstverantwortlich seines eigenen Glaubens lebt (vergl. die Reformationspredigt). Er traute der Wahrheit so viel Kraft und dem Volk so viel Einsicht zu, daß man es wagen dürfe, wagen müsse, den Glauben auf die persönliche Ueberzeugung zurückzuführen (S. 273 unten und anderwärts). Eine Kirche, die der Priesterherrschaft, der Staatsabhängigkeit, dem Schutz durch die Landesgrenzen entwachsen ist, kann nur durch ein inneres Band zusammengehalten werden, und dies innere Band ist nie ein geschriebenes Glaubensbekenntniß, es muß die freie Uebereinstimmung der einzelnen Glieder in Verfolgung eines gemeinsamen Zieles sein; in weiten Kreisen aber und auf die Dauer wird solche Uebereinstimmung nur bestehen, wenn das Ziel hoch und weit genug ist, um die ganze, reiche Mannigfaltigkeit christlichen Lebens in sich zu befassen, ein Ziel so unbegränzt, daß ihm nur ein ebenso unbegränztes „lebendiges Streben nach Erkenntniß der christlichen Wahrheit" entsprechen kann*; und dieses Streben endlich, das bei aller Unabgeschlossenheit den Einzelnen deshalb beseligt, weil es zugleich wahre christliche Gesinnung und That in sich schließt, verlangt gebieterisch volle Freiheit der Ueberzeugung und unbedingte Offenheit im gegenseitigen Aussprechen derselben. „Leget die Lüge ab und redet Wahrheit ein jeglicher mit seinem Nächsten, da wir unter einander Glieder sind." Deshalb auch sprach Bitzius von der Kanzel so offen, unbekümmert um vorübergehenden Anstoß, den er erregen mochte, und deshalb lehrte er die Gemeinde, was so viele Prediger noch nicht begreifen wollen, daß „die Wahrheit nie in dieser oder jener Lehre, sondern stets nur in der Aufrichtigkeit und Treue des Menschengemüthes liegt" (S. 130). Es gibt

* Die angeführten Worte hat — wir lasen es mit achtungsvoller Befriedigung — der Kronprinz von Deutschland neulich bei der Lutherfeier in Wittenberg zur Bezeichnung des Wesens des Protestantismus gebraucht.

unter den Kirchgenossen kein giftigeres Wort als das verbreitete: „der Pfarrer glaubt selber nicht, was er predigt". Auf der grünen Aue, auf welcher Bitzius die ihm anvertraute Heerde weidete, konnte dies Unkraut nicht aufkommen, weil er der Gemeinde sagte, was er glaubte, ja sich nicht eine schillernde Redensart, nicht eine gedankenlose Phrase, nicht einen überhitzten Ausspruch zu Schulden kommen ließ. Haarscharf seine Ueberzeugung, Wahrheit über Alles!

Aber Wahrheit in Liebe, denn die Religion Jesu ist „die Religion der Brüderlichkeit" (S. 292). Bitzius hat den Beweis geleistet, daß es keiner verschwommenen Allgemeinheit der Ansichten, keiner „gemüthlichen" Anlehnung oder klugen Anbequemung an die verschiedenen Standpunkte bedürfe, um allen Aufrichtigen in der Gemeinde Alles zu sein. Trotz der ausgesprochenen Schärfe seiner Richtung blieb er doch mit den Gegnern in brüderlicher Gemeinschaft, ja ihr Seelsorger. Es war 1874 am Entscheidungstag über das neue Kirchengesetz. Bitzius hatte sich lebhaft am Kampf um dasselbe bethätigt, aber in der Predigt, die der Volksabstimmung unmittelbar voranging, hatte er gründlich versöhnende Worte für die Gegner, Worte verständnißvollen Mitgefühls und tröstlicher Mahnung. Uns ist nicht leicht Etwas ergreifender vorgekommen, als die Art, wie er eben damals zu den Widersachern des Neuen sprach (S. 203 unten).

Wir eilen zum Schluß. Daß auch die Form der Bitzius'schen Predigten keine gewöhnliche ist, haben wir oben schon angedeutet. Die Sprache mag Manchem zu schmucklos erscheinen. Ihr Schmuck besteht aber darin, daß gerade die Vermeidung allen Wortgepränges dem Wort seine ursprüngliche Kraft wiedergibt. Je einfacher die Darstellung, desto mehr muß das Wort, um zum Ausdruck eines gediegenen Gedankens zu dienen, sein unabgegriffenes Gepräge wieder zeigen. Die abgeschliffene Münze erscheint in neuem Guß, „jung wird das Alte" auch hier. Dazu kommt eine eigene Knappheit des Styls, in der sich Bitzius' geschlossenes Wesen abspiegelt, kein Wort zu viel und keins zu wenig. Wie sich selbst, so hielt er seine Sprache, auch da, wo sie innigem Gefühl oder hoher Begeisterung Ausdruck gab, fest in den Zügeln. Beides, die Schlichtheit und die Gedrungenheit, bei Predigten nicht eben häufige Eigenschaften, werden auch Andersgewöhnte zur „tugendhaften" Beredsamkeit rechnen müssen. Mundartliche Ausdrücke und Wendungen, die Bitzius bisweilen brauchte, haben wir sorgfältig stehen lassen, sie gehören zum heimatlichen Klang seiner volksthümlichen Redeweise; auch erinnern wir an Jakob Grimm's Ausspruch: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem lebenden Schriftsteller,

Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Eindruck wenig andere gleich." Auf die Kanzel freilich paßt nur die „leisere" Zuthat, aber die hat unser Bitzius sich und seinen Zuhörern gegönnt.

In der Anordnung und Eintheilung seiner Predigt ist Bitzius ebenfalls ein Meister. Ein Hauptgedanke wird, ohne Abschweifungen und ohne Uebermaß in der Ausführung, nach seinen wesentlichen Beziehungen in natürlicher Reihenfolge erörtert, auf seinen Höhepunkt geführt, abgerundet und dem Zuhörer kräftig in die Seele gedrückt. Der Zuhörer weiß am Schluß, was er gehört hat, und vergißt es nicht leicht.

Einzelne Predigten, z. B. die erste, möchten vielleicht für die Zuhörerschaft einer Dorfkirche etwas hoch erscheinen. Allein unsre Landleute, namentlich auch am See drüben, sind nicht so ungebildet, wie sich's der Städter oft einbildet, und was wesentlich ist, der Prediger, der längere Zeit in derselben Gemeinde wirkt, erzieht allmälig die Leute zum Verständniß seiner Vorträge. Auf wie gründliche und allseitige Belehrung es Bitzius abgesehen hatte, ergibt sich auch aus seinem Grundsatz, für die Wahl seiner Gegenstände — denn darin ist bei uns der Prediger frei — sich an die Ordnung des Kirchenjahrs zu halten und zwischen den Festzeiten vielfach in zusammenhängenden Reihen zu predigen. Seine lehrreiche Begründung dieses Verfahrens findet man S. 97 und 271. Eben um hievon auch dem Leser ein Bild zu geben, haben wir uns bei der Auswahl für diesen Band an den Gang des Kirchenjahrs angeschlossen und verschiedene Predigtreihen theils ganz, theils andeutungsweise vorgeführt. Da der Umfang des Buches 23 Bogen nicht überschreiten sollte, waren wir genöthigt, Mehreres, was wir bereits ausgewählt hatten, wieder bei Seite zu legen, so zwei Abendmahls- und zwei Bettagspredigten, die wir opferten, um Raum für Predigten volkssittlichen Inhalts, wie Nr. 32 bis 36, zu gewinnen, in denen Bitzius' Begabung eigenartiger hervortritt. Von den 49 Predigten, die wir unterbringen konnten, gehören 32 dem letzten Jahr seiner Predigerthätigkeit, 1877—1878, an; wir hätten von diesem Jahrgang fast Nummer auf Nummer geben können, so gleichmäßig trefflich sprach Bitzius Sonntag um Sonntag, an Festtagen zweimal. Doch griffen wir, um der Abwechslung willen und um auch Aelteres zu bieten, in frühere Jahrgänge bis 1871 zurück.

Jüngere Pfarrer werden von Bitzius Manches lernen können. Wir empfehlen ihrem Nachdenken noch die Art, wie er seine Bibeltexte behandelte. Bisweilen waren sie ihm blos Motto, oft scheinen sie blos Motto zu sein, während er sie, ohne ihrer in der Predigt ein einzig Mal zu erwähnen, durch und durch klar macht, so in Nr. 33. Einen Text breitzutreten, wie es manche Prediger als richtige „Schriftgelehrte" thun, das

war Bitzius unmöglich. Daß er aber die Schrift genau ergründete, das zeigt unter vielen andern Beispielen die Erklärung des Textes in Nr. 42.

Wir sind zu Ende. Haben wir, mit Freundesaugen sehend, über Gebühr gerühmt? Wir glauben es nicht, doch wird der Leser urtheilen. Eins möchten wir diesem Buch prophezeien: es wird ihm gehen wie seinem Urheber. Edle Gegner haben sein Grab mit dem Ehrenkranz ihrer Anerkennung geschmückt, diese schönste aller Anerkennungen wird auch seinem Buch zu Theil werden. „Wessen Wege Gott wohlgefallen, mit dem macht er auch seine Feinde zufrieden.“

Bern, im September 1883.

E. Hegg,
Gymnasiallehrer.

Zur zweiten Auflage

Dies Buch hat eine so überaus günstige Aufnahme gefunden, daß binnen etwa zwei Monaten die erste Auflage vergriffen wurde. Um der weitern Nachfrage entsprechen zu können, erscheint diese zweite, unvermehrt schon aus Rücksicht auf die Besitzer der ersten. Sollte das Interesse und die Freude an Bitzius' Predigten sich neuerdings bewähren, so würden die Herausgeber diesem ersten mit Vergnügen einen zweiten Band folgen lassen.

Bern, den 19. Januar 1884.

Inhaltsverzeichniß

Seite

Adam und Christus

In der Adventszeit
1877

1. Kor. 15, 45—49. Wie es geschrieben stehet: Der erste Mensch, Adam, ist gemacht in das natürliche Leben; und der letzte Adam in das geistliche Leben. Aber der geistliche Leib ist nicht der erste; sondern der natürliche, darnach der geistliche. Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der andere Mensch ist der Herr vom Himmel. Welcherlei der irdische ist, solcherlei sind auch die irdischen; und welcherlei der himmlische ist, solcherlei sind auch die himmlischen. Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.

Meine lieben Zuhörer! Schon wieder steht die holde Weihnachtszeit unmittelbar vor der Thür, nun schon die zehnte, die wir gemeinsam durchleben. Nun sagte ich euch bereits, daß die alte christliche Kirche diese Feier von Jesu Ankunft auf Erden in vierfacher Weise vorbereitete und den Menschen nach ihren verschiedenen Seiten und Bedeutungen hin nahe legte. Sie sprach von einem Kommen Jesu in der Weissagung des alten Bundes, dann in seinem Vorläufer, Johannes dem Täufer, weiter nach Jerusalem am Palmsonntag und endlich in künftigen Tagen zur letzten Entscheidung, zu richten die Lebendigen und die Todten. Diese verschiedenen Seiten habe ich alle schon berücksichtigt und lasse sie für diesmal bei Seite. Heute greife ich über die Weissagung noch hinaus und zurück bis zu Adam und über die kirchliche Vorbereitung zurück zu einem Gedanken des Paulus, der in unserm Text Adam und Christus einander gegenüberstellt und beide zu Bildern besonderer Zustände und Ent-

wicklungsstufen im menschlichen Seelenleben macht. Seine Vorstellung ist offenbar diese: Adam entstieg dieser Erde und führte ein sinnliches, dieser Erde zugeneigtes Leben, und wie er, so seine Nachkommen; das ist überall der erste, natürliche Zustand. Nun ist aber der Menschheit ein neuer Lebenskeim eingepflanzt worden, dieser ist Christus; er erweckt auch in den Andern ein höheres Leben, so daß sie in einen zweiten, geistigern Zustand emporsteigen. Solche Wandlung, jeder Christ macht sie durch: erst war er ein Abbild Adams, ein sinnlicher, natürlicher Mensch, dann soll ein Abbild Christi an ihm sichtbar werden und ihn zu einem Geistesmenschen machen.

Meine Zuhörer! Wir wollen versuchen, uns diesen keineswegs ganz leichten Gedanken näher zu bringen und sprechen daher

vom ersten und vom zweiten Adam, vom alten und neuen Menschen, vom neuen Menschen im alten.

I.

Meine lieben Zuhörer! Die christliche Kirche ist dem Gedanken des Apostels Paulus nicht immer bis auf den Grund nachgegangen, sondern hat ihn vielfach bloß obenab geschöpft. Die ältern unter euch erinnern sich wohl noch an die zwanzigste Frage unseres alten Heidelbergers: Werden denn alle Menschen wiederum durch Christum selig, wie sie durch Adam sind verloren worden? Dieser Frage liegt folgende Anschauung zu Grunde: Durch Adam ist die Sünde in die Welt gekommen, seine erste Sünde war die einzige, aber wie ein schleichendes Gift durch die Adern drang sie zu allen Menschen durch, durch sie sind wir allzumal schon von unserer Geburt an, ja vor derselben sündig, und wenn wir nun auch gleich an unsern spätern, eigentlichen Sünden nicht unschuldig sind, die volle Schuld tragen wir nicht, einen Theil davon Adam. Nun kam Christus, um das durch den Fürsten der Finsterniß im Menschen verdorbene

Schöpfungswerk wieder herzustellen. Er nahm die Sündenschuld der gesammten Menschheit auf sich, trug sie hinauf an's Kreuz, stillte so Gottes Zorn und versöhnte ihn mit den Menschen. Ganz wie einst die Sünde, so kommt nun auch die göttliche Vergebung und Gnade, das Heil Gottes ohne Zuthun des Menschen an diesen heran, der Mensch braucht bloß sein Herz aufzuschließen und das Dargebotene im Glauben zu erfassen, so ist er gerettet, selig, grad so gut wie vordem sündig, verdammt, verloren.

Meine lieben Zuhörer! So lautet, wie ihr alle wißt, die frühere Kirchenlehre. Dieselbe ist außerordentlich leicht faßlich und verständlich. Ja sie zeigt uns die Geschichte der Menschheit in einem großartigen Gemälde, einem lebenden Bild, einem spannenden Schauspiel; wir sehen, wie um das Heil der Menschen gerungen wird, wie durch Adam zuerst das Böse die Oberhand bekommt, dann aber, durch Christus, das Gute: was ist der Mensch doch für ein armes und schwaches, aber wiederum für ein hochbegnadetes Wesen; um ihn streiten Gott und Satan, für ihn geht Christus in den Tod. Ja, noch mehr: alle diejenigen tiefer religiösen Menschen, welche dieses Schauspiel nicht bloß vor sich abspielen lassen, nicht bloß zuschauen und zuhören, sondern davon im Innersten mitgerissen werden und erst mit Adam, dann mit Christus in eine innere Lebensgemeinschaft treten, die erfassen in dieser Lehre die Wahrheit selbst.

Allein dazu sind von ferne nicht alle Menschen angethan. Für viele war diese Lehre bloß etwas Angelerntes und darum bald wieder Vergessenes, andere glaubten sie wohl, aber fanden darin kein Licht, weder Buße noch Kraft, und noch andere machten sich daraus ein Ruhekissen, nahmen es nicht ernst mit der Sünde und kauften sich ein wohlfeiles Heil. Darum müssen wir noch tiefer gründen, meine Lieben, noch weiter in unsern Text hinein. Der gibt uns ein anderes Bild. Er zeigt uns ihrer zwei, den einen im Paradiese, den andern in der Wüste,

beide versucht, der erste erliegt der Versuchung, der zweite überwindet sie; darauf wird jener erste aus seinem Paradies verjagt, er kommt um Friede und Glück, sein Weg führt niederwärts; der zweite dagegen, mitten in Kreuz und Ungemach, trägt in sich einen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann, und steigt immer höher zu Gott empor. Und weiter sagt unser Text — nicht etwa: durch jenen ersten, durch Adam, bist du sündig, durch diesen zweiten, Christus, wirst du gerettet, sondern: dieser Adam bist du selbst, an dich trat versuchend mit allen ihren Gütern diese Welt, und du gabest nach und gabest dich hin und tratest in den Dienst der Sünde. So darf es nicht bleiben: Christus kam und überwand das Böse, tritt in seine Nachfolge und überwinde es auch. Du kannst es mit Gottes Hülfe, du vermagst es im Aufblick zu dem, der sich selbst und die ganze Welt überwand.

Meine Lieben! Verlegt mir daher unsern Text ja in euer eigenes Leben hinein; schauet rückwärts und nehmet wahr, wie trotz Adam und trotz empfangener mannigfacher Warnungen doch auch ihr von euren Begierden und Leidenschaften oder eurer Trägheit oder Eitelkeit oder dieser oder jener so alten, aber euch neuen Versuchung euch habt umgarnen und niederziehen lassen. Freuet euch aber zugleich auch, daß es aus diesem Sumpf einen Ausweg gibt, zwar schwer und mühsam, aber zu Gott empor führend. Kämpfet, wo ihr vordem euch gehen ließet, ermannt euch, wo ihr früher es euch bequem machtet, scheidet scharf das Gute vom Bösen da, wo ihr einmal mit dem Laster schön thatet. Schauet auf zu Christus, der aller Herrlichkeit dieser Welt ein Leben des Kampfes, der Erniedrigung und Entbehrung vorzog.

II.

Meine lieben Zuhörer! Noch habe ich unsern Text gegen zwei falsche Deutungen zu schützen. Wer flüchtig drüber weg

liest, könnte einwenden: du machst es deinen Leuten viel zu schwer, das kommt von selbst, erst Adam, dann Christus, erst das Sinnliche, dann das Geistige; das liegt nun einmal so in der natürlichen Entwicklung, daß der Mensch erst mehr irdisch gesinnt und leichtlebig ist, allmälig aber ernster wird und sich besser aufführt, mehr zusammennimmt und am Ende noch einen recht guten Menschen abgibt. Eine besondere Bekehrung braucht es nicht.

Zur Widerlegung dieser Meinung könnte ich auf die Vielen hinweisen, die sich je länger desto weniger zusammennehmen und gut aufführen, vielmehr dem Bösen gegenüber immer schwächer werden. Ich brauche aber diese Beispiele, auf welche die Leute mit den Fingern weisen, gar nicht einmal. Ich will sogar zugeben, manche dieser natürlichen Menschen sind schön begabt, gutmüthig, liebenswürdig, haben eine Menge höchst löblicher Eigenschaften und ergeben sich nie dem eigentlichen Laster. Allein bei all diesen Leuten, wenn sie bloß natürlich und irdisch gesinnte Menschen bleiben, nehmt ihr in einem gewissen Alter einen Stillstand wahr, dann ein Zurückgehen und Zusammenschrumpfen, die jugendliche Frische ist ausgegangen, die Gutmüthigkeit wird bissig oder ganz dumm, der Mensch wird kleinlich, wunderlich, es ist grad als sei in einem längst erwachsenen Körper der Geist nicht ausgewachsen. Meine Lieben! Hier muß es sich zeigen, ob im Menschen nur das natürliche Leben wohnt oder ob sich nicht längst schon unter dieser Hülle ein neues vorbereitet hat und nun hervorbricht und zwar nicht als natürliche Fortentwicklung, sondern als Gegensatz. Man ließ sich früher gehen, und nun ist man gefaßt und hält sich selbst im Zaum; der Wille war zum Eigensinn ausgeartet, nun zwingt er nicht mehr, sondern ordnet sich unter, dient einem höhern Willen. Fragt diese Leute, woher ihre Veränderung stamme, ob sie über Nacht, im Schlafe an sie gekommen sei, so werden sie den Kopf schütteln und euch zu erzählen wissen von innern Kämpfen,

davon, daß in ihnen etwas erwacht sei, was dem bisherigen stracks entgegen war, das ihnen die Augen aufthat, so daß sie erschracken und sprachen: nein, so kann es nicht länger fortgehen. Sie werden euch sagen, daß Anfangs dieser neue Geist ihrem natürlichen Wesen durchaus zuwider war, daß sie ihn von sich abzuschütteln suchten, daß aber dieser neue Geist nicht so leicht sich abfertigen ließ, sondern dem Menschen immer neue Fragen stellte, auf die er nicht zu antworten wußte, immer neue Ziele ihm steckte, die er bisher nicht beachtet hatte, und erst jetzt zum Nachdenken über des Menschenlebens Zwecke und Bestimmung ihn brachte.

Meine lieben Zuhörer! Faßt alles, was diese Leute von dem mit ihnen Vorgegangenen erzählen, in eins zusammen, so ist's, wie unser Text sagt: sie waren natürliche und sinnliche Menschen, da kam der Geist Christi über sie und machte sie zu Geistesmenschen. Sie wollten erst nicht da durch, sie mußten, ein anderer gürtete sie und führte sie, wo sie selbst eigentlich nicht hin wollten.

III.

Und wie wir das Bild des Irdischen getragen haben, so werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen — auch dieses letzte Wort ist einem viel verbreiteten Mißverständnisse unterworfen, als sei nun unter dem Bilde des Himmlischen das Bild des Irdischen erloschen, als sei der Mensch mit seiner innern Umgestaltung und Wiedergeburt ganz und gar verändert, der alte nicht mehr, ein neuer geworden. Dieser Glaube ward schon Manchem zur Falle. Er schmückte das Haus, das der böse Geist verlassen hatte, allein dieser lauerte in der Nähe, sah es leer, nahm sieben andere böse Geister, schlich sich wieder ein, so daß es ärger war als zuvor. Ja allerdings soll, wie der Sauerteig das Mehl, der neue Geist des Menschen Wesen immer mehr durchdringen und umgestalten und den Menschen mehr und mehr zu einem Abbilde

Christi machen, allein das geschieht nur allmälig, nach und nach, unter fortwährender Arbeit des Menschen an sich selbst, unter unaufhörlichen Kämpfen mit sich selbst. Nicht bloß regt sich der alte Adam immer wieder hier und dort, nicht bloß will hier und da die Kraft erlahmen und der Glaube an den Sieg wanken, sondern Gott legt immer Schwereres auf, immer höhere Proben des Gehorsams. Allein dafür gibt's dann auch keinen schönern und ergreifendern Anblick hier auf Erden, als wenn aus einer so schwachen, gebrechlichen Menschenhülle ein Kind Gottes hervorwächst, höher und höher emporstrebt, langsam, aber stetig, mächtig, mächtiger.

Meine Lieben! Darum meine ich, es gebe für uns keine bessere Vorbereitung auf Weihnachten, als die, daß wir uns immer lebhafter sehnen, aus dem Bilde Adams heraus und in das Bild Christi hineinzukommen.

Licht, Liebe, Leben

Weihnachten
1877

Luk. 2, 14. Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen.

Meine lieben Zuhörer! Falls wirklich die Höhle da über uns am Bergsturz einst eine heidnische Opferstätte umschloß, dann leuchtete, lange bevor der Christenglaube in unsere Gegend kam, gerade in diesen Nächten ein mächtiges Feuer weithin über den stillen See, wilde Gesänge tönten herab und rasselnd schlugen Schwerter und Schilde an einander. Denn gerade jetzt feierten unsere heidnischen Vorfahren ihr höchstes Fest vom ganzen Jahre; kaum fühlbar noch begann nun der Nächte Dunkel wieder abzunehmen, wieder einmal hatte der Sonnengott über alle Mächte der Finsterniß gesiegt und durch die Seelen zog das erste frohe Ahnen des nahenden Frühlings. Meine Lieben! Unsere Vorfahren waren Naturkinder, ihre Religion Naturdienst, auch dieses Fest wie alle ein Naturfest, sie feierten die Sonne, ihr helles, glänzendes Licht, ihre holde Wärme, ihre Leben erzeugende Kraft; auch liebten sie die Gegensätze: sie freuten sich des Lichts in der Nacht, der Wärme mitten in der Kälte, des Lebens, während die Natur unter weißem Leichentuch begraben lag. Das war ihre Weihnacht.

Grad auf diese Zeit verlegten die Väter unserer Kirche unser Christfest, da feierten sie Jesu Geburt, denn ich brauche euch gewiß nicht erst zu sagen, daß Niemand weiß, in welchem

Monat und an welchem Tag unser Heiland das Licht der Welt erblickte. Die christliche Kirche war daher frei in ihrer Wahl und verdrängte allmälig durch das Fest der Geburt Christi dasjenige der Sonnenwende. So mußte es kommen. Denn nun war auch im Reich des Geistes geschehen, was bisher bloß im Reich der Natur, nun war in Christus der Seele, dem Menschenherzen die Sonne aufgegangen, welche leuchtet, erwärmt und neues Leben weckt, und auch hier scheinet das Licht hinein in's Dunkel, hält die Wärme Einzug in die kalte Welt und bricht aus geistigem Tod neues Leben hervor. Darum sprechen wir noch heute jubelnd und dankend dieselben drei Worte aus, wie unsere heidnischen Väter, wir sagen: Licht, Wärme, Leben. Allein für uns haben sie noch einen tiefern Sinn; einstmal belebten und erneuten sie bloß die Natur draußen und strahlten erst von daher auf den Menschen zurück, jetzt haben sie als Wahrheit, als Liebe, als Gottgemeinschaft ihren Sitz in der Menschenseele aufgeschlagen und sie zur wahren Opferstätte, zur Stätte Gottes bei den Menschen gemacht.

Meine Zuhörer! Laßt uns heute überschauen, wie das durch Jesus Christus so viel anders und besser gekommen ist, als es vormals war, und daher vor euch hinlegen:

die drei großen Weihnachtsgaben Jesu Christi.

I.

Wir sprechen zuerst vom Licht — Ehre sei Gott in der Höhe. Meine Zuhörer! Das ist ja ganz gewiß, unser Heiland hat uns über das Wesen Gottes an sich keine neuen Kenntnisse gebracht, nach wie vor thronet Gott in einem Lichte, da von uns Niemand zukommen kann, nach wie vor ist uns unmöglich, von ihm anders als in unzulänglichen Bildern zu sprechen, wir nennen ihn Urgrund und Weltseele, Kraft, Quell alles Lebens, aber er ist mehr als das Alles und immer noch mehr, aber kein sterblicher Mund vermag es auszu-

sprechen. Wohl aber hat unser Heiland die Beziehung dieses großen Gottes zum kleinen Menschenleben uns geoffenbart und aufgethan, er zeigte uns, wie dieser Gott in das Menschenleben hineinscheint, in dasjenige Menschenleben, das Gott die Ehre gibt und gönnt. Das zeigte uns Jesus vor allem an seinem eigenen Leben, denn, sagt was ihr wollt, den unvergänglichsten Reiz des Evangeliums bildet eben doch dieses Leben so völlig in Gott, aus ihm, mit ihm, zu ihm. Nicht alle Menschen sind sich dessen klar bewußt. Allein wer je eine Zeit seines Lebens in der Gottentfremdung zubrachte, bis ihn das große Heimweh ankam und er seine Schritte wieder dem Vaterhaus im Abendlichte zuwandte, der hat es erfahren. Erinnerst du dich noch, mein Zuhörer, als du begannest des Gebetes dich zu schämen, und es allmälig verstummte erst auf deinen Lippen, dann auch in deinem Herzen, war dir trotz vermehrter Genüsse da nicht, als sei ein Licht, das bisher über dir geleuchtet, nicht mehr da, sondern niedergegangen auf immer — erschien dir nicht alles viel gewöhnlicher, gemeiner, alltäglicher, bedeutungsloser und doch mühsamer; spürtest du dich nicht auf einmal weit mehr in der Menschen Hand und Gewalt, fandest sie boshaft, ränkesüchtig, mißtrautest ihnen und lebtest bald in heimlichem oder offenem Krieg mit ihnen? Jetzt schlugest du auch deine eigenen Wege an, wolltest der Schmied deines Glückes sein und es Niemand verdanken als dir allein; aber verlor dein Schritt dadurch nicht an Sicherheit, ward er nicht unstät, machte Umwege, denselben Weg hin und dann wieder zurück, stand er an Scheidewegen nicht unschlüssig und spähte umsonst nach einem festen Ziel? So warst du auf Irrwege gerathen, hattest in Disteln und Dornen dich verstrickt, und nun — wo hinaus? Zurück, nein, das wäre schämig, nein, vorwärts! Also immer tiefer hinein in den Sumpf, aber noch immer kein Ausweg, der Pfad stets unfindbarer, die Rückkehr immer schwerer! Mein lieber Zuhörer, hast du das schon erlebt, dann hast du wohl auch wieder beten

lernen. Und um was betetest du nun? Daß die Sonne, welche Jesu Leben beschien, wieder aufleuchte auch über dir und über deinem Leben; diese Sonne ist Gott. Was will das sagen? O das befaßt die allereinfachsten Dinge in sich. Das heißt ja bloß: Alles nimm aus Gottes Hand, Alles, auch wenn es dir zunächst von Menschen zukommt. Ist das nicht einfach, und doch sieh wie merkwürdig, die Dinge, welche dir nun zu Theil werden, sind noch ganz dieselben und doch gar nicht mehr dieselben. Das Gute freut dich mehr, wirkt weiter hin, nachhaltiger, bleibt unvergeßlicher, denn die Gabe erinnert an den Geber, ist eine Gnade von ihm. Das Schmerzliche wird leichter ertragen — es soll so sein, es ist des Vaters Wille so, heute noch dunkel, einst aber offenbar. Scheinbar Unwichtiges erscheint bedeutsam, es ist ja nichts für nichts, es liegt in Allem ein Segen. Menschliches Unrecht erträgst du leichter, ohne Gottes Wille fällt kein Haar von deinem Haupte. Weiter, mein Zuhörer! Ward dein Leben sonnenhell, dann suchst du immer Gottes Weg, seinen Willen mit dir und schreitest diesen Weg mit freiem, gutem Gewissen fest, ruhig und gelassen; du weißt, Gott ist mit dir, du weißt, ganz schlimm kann es dir auf demselben nie ergehn, du weißt, Gott führt hindurch. Und endlich, mein Zuhörer! Hast du einmal dein Leben also an Gott gebunden, dann muß auch Alles dir zu deinem Besten dienen, es macht dich zwar nicht reich, nicht vornehm, nicht gesund, es bewahrt vor Heimsuchungen und Schlägen dich nicht, aber es bringt dich Gott näher, es zimmert das aus dir, was du vor ihm werden sollst. So ward Jesus das Licht auf unserm Wege.

II.

Meine Lieben! Noch blieb es unausgesprochen, aber im eben Gesagten liegt es bereits — umfängt Gott unser Leben also, dann ist's, weil er uns liebt, sein Gutmeinen mit uns schlägt durch Alles durch und aus Allem heraus. Aus diesem Gefühl der ihn umfangenden Vaterarme entspringt die Ge-

sinnung, die Grundstimmung des Menschensohnes: er hat ein warmes Herz, er hat nur Wohlmeinen, Theilnahme, Liebe für die Brüder, er vertraut ihnen und sucht den Frieden: Friede auf Erden, und damit wie viel Trost und Glück und Reichthum und Sonnenschein bringt er auch in's ärmste Herz, in die unglücklichste Menschenseele hinein. Meine lieben Zuhörer! Wir leben in harter Winterzeit und müssen zuweilen stundenlang scharfer Bise trotzend ausharren, habt ihr schon verspürt, wie uns in solcher Kälte auch das Herz fast einfrieren wollte und wir für Andere keine Worte, wenig oder keine Hülfe mehr hatten; allein dann kamen wir in ein warmes Stübchen zu einem warmen Getränk — habt ihr euch da aufthauen gefühlt! theilnahmvoll ward das Herz, gesprächig der Mund, behaglich das Dabeisein. Seht, so sollte es Jedem gehen, der aus der kalten Welt heraus eintritt in unsere christliche Gemeinschaft und sich da an der Liebe Gottes und an der Liebe Christi wieder erwärmen kann. Nachdem wir selbst so viel Liebe erfahren haben, soll etwas davon auch für Andere übrig bleiben, nachdem es in uns selber Friede geworden ist, sollen wir auch mit den andern Menschen lieber Friede haben als Krieg. Du liebe, so zahlreich versammelte Gemeinde, ich will dir nicht vorhalten, daß von dieser Liebe und diesem Frieden in deinem Schoße noch lange nicht genug vorhanden sei, sondern ich frage dich einzig: wie viel mehr könnten wir einander sein! wie viel mehr noch eine große Familie unter einander bilden! wie viel mehr einander schonen und tragen und dulden, trösten und aufrichten, helfen und beglücken! Es fehlt nicht an Gott, es fehlt an uns Menschen, es fehlt nicht an seiner Liebe, sondern daran, daß wir sie für uns behalten, sie in's Herz verschließen und dem Bruder nicht bringen, nicht gönnen. Wir Alle leiden unter nichts so hart, als unter der Lieblosigkeit der Andern, und doch bringen wir es so selten über uns, das was wir möchten, daß sie uns thäten, ihnen zuerst zu thun.

III.

Doch wenn wir schon diese zweite Weihnachtsgabe Jesu, die Liebe und den Frieden, nicht genugsam werthen, so ist das mit der dritten leider noch mehr der Fall. Diese dritte ist Jesu Leben, erzeugt und gewoben aus Licht und Liebe. Ich muß immer und immer wieder sagen: dasjenige Leben, welches der Menschheit den größten Nutzen gebracht hat, dauerte nur kurz, die öffentliche Wirksamkeit darin höchstens drei Jahre, vielleicht nur ein Jahr, es hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, es ward in Niedrigkeit geführt, es war arm an äußern Ereignissen und an allem Andern; was es wurde, das ward es rein durch innere Kräfte wie Geduld und Sanftmuth, Liebe, Vertrauen, Tapferkeit — Engel, welche Gott Jedem zur Seite stellt, der ihn darum bittet. Und trotzdem nahm dieses Leben einen Flug wie ein Adler zur Sonne, es vollbrachte die größten Dinge, es stieg zu Gott empor und blieb gleichwohl unser Erbe auf Erden, so reich in Gott und zugleich so menschlich wahr, ein ächtes Christenleben so leicht und so schwer zugleich. Denn auch wir sollen es leben lernen. Es heißt in der Schrift nicht bloß: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, sondern hier heißt es allgemein: an den Menschen ein Wohlgefallen. Meine Zuhörer! Das ist es, was wir noch immer nicht beachten wollen. Daß wir nicht unter dem Fluche Gottes stehen, das wissen wir; daß er uns vergibt, freut uns. Aber dabei bleiben selbst viele Christen stehen. Wo ist ihr Leben, ihr Leben zu Gottes Wohlgefallen? Denn es muß gerade heraus gesagt werden: ein solches schulden wir Gott, wir sollen und können es führen, allerdings in Schwachheit und mannigfacher Fehle, aber geführt in der Nachfolge Jesu, im Aufblick zu ihm, in Sinnesgemeinschaft mit ihm, das ist ein Leben zu Gottes Wohlgefallen. O daß diese Pflicht uns schwerer auf dem Gewissen lastete! Daß wir besser bedächten, was das sagen will, ein verfehltes, ein verlorenes Menschen-

leben, und wie viel Weh darin liegt. Daß wir noch stärker glaubten an des Menschenlebens hohen Werth. Wie viel kann der Mensch mit Gottes Hülfe aus sich machen, wie hoch steigen inwendig, wie nahe Gott schon in diesem Leben sein! Solch ein Mensch, welch' ein Segen! und wenn er nun seines innern Werthes sich nicht einmal bewußt geworden, sondern einfach und anspruchslos geblieben ist, wie fühlen dann auch wir die Freude im Himmel über einen solchen Menschen.

Meine lieben Zuhörer! Mit unsern heidnischen Vorfahren habe ich begonnen, mit ihnen laßt mich schließen. Und wenn sie bei ihrem letzten Opfer eingeschlummert wären und geschlafen hätten all die Jahrhunderte und nun heute wieder erwachten, wie verwundert würden sie auf das wohlhabende Dorf zu ihren Füßen herabschauen. Dann erklingen die Glocken, ihnen antworten andere über den See her, solche wunderbare, herzandringende Töne vernahmen sie noch nie. Und nun sehen sie Leute zur Kirche eilen, festlich angethan, aber ohne Waffe, ohne Messer, ohne Trinkhorn. Ja, es zöge sie selber und sie nähmen Theil an unserm Gottesdienst und sähen uns Abendmahl halten, Frieden schließen; sie vernähmen, daß nicht der Krieg und Streit, sondern der Friede das Gottgewollte sei, daß auch das letzte Schwert einst ein Winzermesser werden müsse. Meine Zuhörer! Glaubt ihr nicht, es käme eine Ahnung über sie, daß seit ihren Tagen über die Menschheit ein großer, großer Segen ausgegossen worden sei? Würden sie nicht nach dem Bringer von so viel Licht, Liebe und Leben fragen? Und vielleicht, meine Zuhörer, wüßten sie dann unsern Herrn und Meister und seine Gaben besser zu würdigen als wir, die wir schon so lange Christen heißen und es noch immer nicht sind.

Zu wem Jesus kommt und womit zu Jedem

Weihnachten
1877

Joh. 1, 11. 12. Er kam in das Seinige, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Wie Viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, die an seinen Namen glauben.

Meine lieben Zuhörer! Ihr kennt wohl alle Spitta's Lied: die Erscheinung Christi. Der Sänger versetzt sich in die Zeit jener ersten Weihnacht zurück und sucht Jesus im Palaste des Herodes, trifft aber hier nur Glanz und Sünde, sucht ihn weiter bei den Schriftgelehrten und stößt auf Hochmuth und Verblendung, endlich im Tempel und findet da wohl eine Ahnung von der Wahrheit, aber nicht diese selbst. Da verläßt er Jerusalem, zieht gen Bethlehem, schaut den Stern und läßt sich von diesem zur Krippe führen. Diese Dichterworte athmen die gleiche Wehmuth wie die erste Hälfte unseres Textes: er kam in das Seinige, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf, eine Wehmuth, die wir gewiß selbst auch schon verspürt haben, denn es thut uns weh, wenn wir sehen, wie gleichgültig auch heute nicht Wenige Jesus bei Seite liegen lassen, wie verächtlich sie ihn von sich stoßen, und ist er doch auch für sie gekommen und kommt jetzt zu ihnen, und sollten sie doch selber wahrnehmen, wie sehr diejenigen, welche ihn einst verwarfen, umsonst gelebt haben, und wie kläglich all ihre stolzen Bauten in Trümmer sanken, während Jesu Leben und Weise unvergänglich sind, noch heute ein Trieb, ein Segen.

Doch, meine Lieben! mag diese Gleichgültigkeit oder dieser Hochmuth Mancher uns noch so wehe thun, hier helfen bloße Worte nicht, mit den Menschen muß inwendig etwas vorgehen und wird es wohl auch eines Tages. Wenden wir uns daher zu dieser Stunde von der ersten Hälfte unseres Textes ab und zur zweiten, zu andern Menschen, zu denen, über welche es heißt: so viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden. Was das heißen will, das hat uns das Evangelium in drei lieblichen Bildern vorgezeichnet. Es spricht uns zuerst von Hirten auf dem Felde, die des Nachts ihrer Heerden warten, Jesu Geburt wird ihnen verkündet, sie gehen hin und finden das Kind; sodann ist die Rede von Simeon und Hanna, zwei hochbetagten Leuten, die haben nun ihr Leben lang auf den Trost Israels gewartet und unablässig gehofft, nun wird ihnen Jesus gebracht und auf die Arme gelegt; endlich finden wir da noch Weise aus dem Morgenland, die folgen einem Stern, kommen daher und bringen dem Heiland ihr Bestes, Gold und Weihrauch und Myrrhen. Geliebte Zuhörer! Laßt uns sehen, was das für Leute sind, was für welche uns abgebildet werden in den Hirten, in Simeon und Hanna und in den Weisen aus dem Morgenland, und dann wollen wir mit Anwendung des Gesagten auf uns inne werden,

zu wem Jesus kommt und womit zu Jedem.

I.

Meine lieben Zuhörer! Die Hirten auf dem Felde erkennen wir sofort wieder; das sind ja die vielen, vielen einfachen und geringen, nur wenig beachteten Leute, welche in schlichter Treue ihrer Hantierung, ihrem täglichen Berufe nachgehen. Ihre Arbeit ist keine leichte, sie dauert ihr ganzes Leben lang, Tag für Tag, und doch, wenn sie gethan ist, fragen sie sich umsonst: warum, wozu, was haben wir denn eigentlich geleistet? Nun schildert uns das Evangelium so sinnig, wie

in das nächtige, stille und verborgene Dasein dieser Menschen ein Licht von oben fällt, eine große Freude ihren Einzug hält, von der sie fortan leben und zehren sollen alle Tage ihrer irdischen Wallfahrt. Mitten aus ihrer Alltagsarbeit heraus werden sie zum Christkindlein gerufen, das Christkindlein in der Seele gehen sie wieder an ihre Alltagsarbeit. Meine lieben Zuhörer! Grad so kommt der Herr noch heute zu vielen Tausenden von schlichten, treuen Arbeitern, tritt ein in ihr Leben und gibt ihnen die Macht, Gotteskinder zu werden. Nehmt nur wahr, wie viel der Christenglauben einem solchen Menschenleben — es ist ja vielleicht euer eigenes Leben — werden kann. Ein solches Dasein für sich allein verläuft doch gar zu eintönig, geisttödtend, maschinenmäßig, aber nun tritt in dasselbe der Gedanke an eine höhere Welt jenseits, aber auch schon diesseits des Grabes der Gedanke an die eigene Seele, ihr Heil, ihren großen Werth, und schon ist es, als sei über der engen und niedrigen, eckigen und dunkeln Wohnung ein neues Stockwerk aufgeführt, hoch, licht und doch so warm. Jetzt spüren diese Leute, sie sind doch nicht bloß dazu da, um für sich und die Ihrigen immer neu Nahrung und Kleidung herbeizuschaffen, aus ihren Armen herauszuschwitzen und dann eines Tages ihr Werkholz hinzulegen und zu sterben, nein, sie haben eine Seele, und während sie draußen arbeiten, arbeitet Gott an ihr und will etwas aus ihr machen, er nimmt sie in seine Schule, er gibt ihr Wachsthum, und aus dem schlichten, treuen Arbeiter wird nun ein Christenmensch mit festem Herzen, mit reichem Innenleben, mit Gedanken, die man bei ihm gar nicht gesucht hätte, vor allem mit Trost in Gott. Sonst war dieses Herz vielleicht mitten in seinen großen Sorgen klein, eng und ängstlich geworden; in der Nachfolge Christi verlernt es das, es legt wie er alle Sorge auf den Herrn, es befiehlt ihm Alles und bescheidet sich, auf dem angewiesenen Weg nach bestem Vermögen seiner Pflicht zu leben. Sonst stund auf diesen Lippen die Klage: ich bin

so wenig und bringe es nie weit, ich kann Andern so wenig sein — diese Klage ist nun verstummt, denn wenn ein Mensch nicht bloß seine äußere Arbeit, sondern auch sein Innenleben, seine Persönlichkeit, wie sie in dieses Lebens Kampf- und Feuerproben geworden ist, seine christliche Gesinnung, seine Erfahrung, seine Liebe, sein Bischen Geduld, seine Treue den Brüdern dienstbar macht, so liegt darin eine ganze Fülle von Segen, und jetzt erst wird offenbar, wie viel unser Christenglaube aus dem einfachen Rebmann, dem geringen Taglöhner, der alten Waschfrau zu machen vermag. Hört sie nur sprechen von ihrem Weihnachtstag, wie sauer und mühsam das Leben ihnen geworden sei vordem, wie stumpf ihr Gemüth gewesen sei, wie friedelos es in ihrer Seele ausgesehen habe dazumal, wie nun aber Alles viel anders, leichter, schöner, gesegneter geworden, seit Christus zu ihnen niedergestiegen sei und ihnen die Macht gegeben habe, Gottes Kinder zu werden.

II.

Das sind die Hirten. Und nun Simeon und Hanna, wer sind diese? Die haben Gemüth, ein Herz, ein Sinnen und Sehnen, ihre Gedanken fliegen hoch und hoch ihre Wünsche, aber nun sind sie eingethan in enge und niedrige Verhältnisse, nun sind sie mitten hineingestellt unter kalte, gleichgültige Menschen, die für das, was in ihnen lebt, keinen Sinn haben, als Thoren sie verlachen oder vor ihnen als stillen, tiefen Wassern eine Scheu empfinden. Gewiß, liebe Zuhörer, wissen einige von euch aus eigener schwerer Erfahrung, wie es solchen Herzen unter solchen Verhältnissen zu Muthe ist, wie es sie jetzt drängt und treibt, alle jene Bande und Fesseln durchzureißen, wie sie jetzt wieder ermüdet, mit wunder Seele in sich zusammensinken, und wie es sie jetzt wieder gelüstet, ihr apartes Wesen von sich zu thun und zu werden wie die Andern auch, härter, gleichgültiger, stumpfer, flüchtigen Genüssen unterthan. Wohl ihnen, wenn sie dieser Versuchung widerstehen,

wenn sie ihre Erstgeburt nicht gegen ein Linsengericht verkaufen, sondern sich in sich selbst zurückziehen, stille werden und warten, warten auf einen höhern Frieden, wie ihn die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann. Wohl ihnen, denn sie warten nicht umsonst. Was die Welt draußen ihnen nicht gibt, nicht gönnt, das gewährt ihnen die Welt des Glaubens: der Herr lehrt sie, himmlischen Schatz in irdenen Gefäßen zu tragen, mitten in dieser Welt zu leben und zu wirken und doch nicht von dieser Welt zu sein, von ihr unbefleckt zu bleiben, zu weinen, als weinten sie nicht, sich zu freuen, als freuten sie sich nicht, und zu besitzen, als besäßen sie nicht.

III.

Meine lieben Zuhörer! Diese beiden Arten von Menschen haben in der christlichen Kirche von jeher ihren Platz gehabt, man hat stets anerkannt, daß sie ihr angehören. Nun gibt es aber noch eine dritte Art, über die wird in der christlichen Kirche bloß gepredigt und in der Predigt wird sie hoch gerühmt, aber kündet sie sich im Leben, so mag man sie nicht, klopft sie um Einlaß an die Thür der christlichen Kirche, dann schließt man diese zu und verriegelt sie von innen. Wem gilt das? Den Leuten von der Art der Weisen aus Morgenland. Diese Leute haben einen Namen, aber dieser Name genügt ihnen nicht, sie gleichen dem Kaufmann, der gute Perlen sucht, sie kommen sehr von ferne her, sie suchen und fragen, sie forschen und zweifeln, sie fragen wohl auch bei den Feinden Jesu nach ihm und empfangen hinterlistigen Bescheid. Die Menschen wiesen sie nicht zurecht, aber gottlob über ihnen leuchtet ein Stern, ein heller Stern, sie folgen seinem Zug, sie kommen zum Kind, sie werden angenommen, sie geben ihm, was sie bringen, aber noch mehr, als sie ihm bringen, empfangen sie fortan und dienen ihm nun auf Erden.

Ohne Bild: es gibt Menschen, welche den einfachen und

den stillen Christen stets fremdartig und unheimlich erscheinen, das sind die suchenden, fragenden, forschenden, nicht von vorneherein überzeugten, die welche man Grübler und Zweifler nennt, es sind die strebsamen, die es sich haben sauer werden lassen und etwas geworden sind, die aber noch keine Ruhe haben, sondern sich nach Besserem sehnen, nach dem Allerbesten. Allein auch da ist Gott stets viel weitherziger als die Menschen; diese mögen jene Sonderbaren nicht, aber Gott kann sie brauchen, er selbst hat seinen Stern, die Strebsamkeit der Erkenntniß oder der That, in ihrer Seele aufgehen lassen und auf merkwürdigen Wegen bringt er sie zuletzt zur Nachfolge Christi, ja zuweilen macht er sie zu den tüchtigsten Werkzeugen von seiner Hand, so einen Paulus, einen Augustin, einen Hutten, einen Schiller. Nun ist es merkwürdig: so lange sie leben und wirken, mißtraut man ihnen und mag sie selten wohl, nennt sie wohl gar Heiden, aber sind sie dann von hinnen gezogen zu dem Gott, bei dem längst schon ihre Heimat war, dann fällt es auf einmal wie Schuppen von den Augen ihrer Gegner, nun endlich geben sie Gott die Ehre und bekennen: sie waren Christen, sie haben für das Reich Gottes mehr gearbeitet, Größeres gewirkt als Viele!

Meine Lieben! So sei das unserer Weihnachtsfreude bester Theil, daß unser Herr und Meister für uns alle kam, daß verschiedene Wege zu ihm führen, aber alle zu ihm bringen, daß im großen Vaterhause viele Wohnungen sind. Bitten wir in den rauhen Wintertagen einer kalten, vergänglichen Welt, daß auch wir eine Behausung erhalten, ein Obdach, eine warme Stube, um daheim zu sein bei Gott, um uns zu freuen seines Sohnes.

Die Gnadenfrist

Am letzten Sonntag des Jahres
1877

Luk. 13, 6—9. Er sagte ihnen aber dies Gleichniß: Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge; und kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum und finde sie nicht; haue ihn ab; was hindert er das Land! Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab.

Meine lieben Zuhörer! Wenn ihr z. B. an einem Markttag mit der Eisenbahn von Biel heraufkamet und der Zug allmälig langsamer zu fahren begann, dann ist euch gewiß schon aufgefallen, wie verschieden die Aussteigenden die letzten Augenblicke zubrachten und benutzten. Die Kinder hielten sich kaum vor Ungeduld, da hieß es, jetzt sind wir schon da vorbei, nun kommt noch das und das, dann die Station; weit voraus spähten ihre Blicke, ob Jemand an derselben sie erwarte und wer. Einzelne Erwachsene stehen lange vorher auf, gerathen in Unruhe und setzen sich dann wieder im letzten Augenblick, andere suchen ihre Siebensachen zusammen, wieder andere werden mit Suchen, Schwatzen, Abschiednehmen nicht fertig, die einen hasten, die andern zögern, und nur wenige stricken oder lesen oder sinnen oder unterhalten sich grad bis zum rechten Augenblick. Nicht minder verschieden ist das Verhalten der Leute, einmal ausgestiegen. Stracks an die Arbeit wieder gehen bloß ein paar vielgeplagte Hausfrauen.

Jüngere und ältere Männer verweilen noch ein wenig in der Nähe, um nachzufüllen; heimgekehrt berichtet man gern noch einen Augenblick über das zu Viel Gesehene und Gehörte oder fragt, was inzwischen vorgegangen, oder sieht zu Haus und Hof.

Meine Lieben! Dieser Vorgang bietet euch ein kleines Bild des Jahreswechsels. In diesen letzten, sonntagreichen Tagen des alten Jahres scheint der Zug der Zeit etwas langsamer zu fahren, einen Augenblick anzuhalten und dann mit beschleunigter Geschwindigkeit seinen Lauf wieder fortzusetzen. Während solcher Frist findet ihr alle eure Leute aus dem Eisenbahnwagen wieder: die ungeduldigen Kinder, die Hastenden und die Zögernden, die Suchenden und die Vergeßlichen, die, welche ihre letzten Geschäfte verschieben und nicht fertig werden, und die, welche sie rasch anpacken, wieder liegen lassen und deshalb doch zuletzt Hals über Kopf abschließen müssen. Ihr trefft aber auch welche, die ganz in der Stille mit Allem fertig sind im rechten Augenblick und noch Zeit übrig haben zur Einkehr in sich selbst. Und wie das alte Jahr ausläutet, so läutet das neue ein. Ehe wir an die neue Arbeit hingehn, verlangt uns nach ein paar Stunden, um einmal recht aufzuathmen, uns zu sammeln, zu fassen und zu bereiten. Sobald die Art und Weise, durch welche wir dies zu bewerkstelligen suchen, uns nicht ermüdet, uns nicht an Leib oder Seele schadet, uns nicht zur Arbeit unlustiger oder untüchtiger macht, ist dagegen nichts zu sagen, im Gegentheil.

Benutzen auch wir diese Stunden, in welchen wir den ungeheuren, dunkeln Flügel der Zeit vernehmlicher als sonst an uns vorüberrauschen hören, um an unsern eignen Gang durch diese Zeit und aus der Zeit nach der Ewigkeit zu denken. Zu diesem Zwecke wählte ich einen Text, über den man sonst mit Vorliebe am ersten Morgen des neuen Jahres zu predigen pflegt, der mir aber für den letzten Sonntag im alten Jahr ebensogut oder noch besser zu passen scheint. Ich lege nämlich

auf das: „laß ihn stehen noch dieses Jahr“ nicht das Hauptgewicht, erblicke darin auch nicht bloß eine tröstliche Verheißung; vielmehr scheinen mir noch andere Züge bedeutsam und prägen dem Bilde einen wehmüthigen Ernst auf. Ich spreche von der uns gegebenen Gnadenfrist.

I.

Meine Lieben! Wir haben während des Jahres gewiß manchen Anlaß, dieses oder jenes zu bereuen und uns wegen bestimmter Fehler oder gethanen Unrechtes schwere Vorwürfe zu machen. Von anderer Natur ist die Wehmuth und Reue, welche ernster gesinnte Menschen am Jahresschluß überkommt, sie entbehrt vielleicht bestimmter Anlässe, ist mehr eine allgemeine und wird hervorgerufen durch den Gedanken, welchen unser Text in den Worten ausdrückt: Seit dreien Jahren komme ich nun alle Jahre, suche Frucht an diesem Baume und finde keine. Viel schwerer als sonst fällt uns da eine besondere Art der Sünde auf die Seele, unsere Unterlassungssünde, das Nichtthun dessen, was wir sollten, was uns aufgegeben und verordnet ist, unser Zurückbleiben hinter dem Ziel, unser Ungenügen, unser Mangel an Früchten. Vergleichen wir nur das, was geleistet vor uns liegt, mit dem, was wir uns doch so bestimmt vorgenommen haben an jedem Morgen und noch ganz besonders lebhaft zu Anfang dieses Jahres, wie klein, wie ärmlich und unvollkommen erscheint das Gewirkte, wie wenig entspricht es dem Bild davon in unserer Seele. Tragen wir all das Gute, das wir gestiftet zu haben glauben, zusammen und prüfen es, wie viel weniger ist dessen, als wir uns eingebildet, und selbst dieses, welch ein Stückwerk! Aber erst wenn wir uns fragen, was wir denn eigentlich geworden seien in diesem Leben und durch dieses Leben, wird uns so weh zu Muthe. Ich denke natürlich nicht an die äußere Lebensstellung, in der wir uns befinden, das Amt, den Posten, die Würde, die wir bekleiden mögen, sondern

fasse die Sache innerlich, persönlich auf, ich beginne mit dem: Bin ich ein guter Hausvater, eine ganz treue Hausfrau? weiter: Habe ich endlich diesen oder jenen Fehler, Ungeduld, Jähzorn, Neid, Rachgier oder meine Trägheit oder meinen Leichtsinn ganz überwunden? und schließe mit: Bin ich ein wahrer Christ? Schreite ich voran? Bin ich den Menschen etwas, immer mehr? Geht von mir ein Segen aus? Trage ich selber Frucht? Hier angelangt, schneidet mir jenes kurze Wort: haue ihn ab, was hindert er das Land! in die Seele. So wie ich älter werde, fühle ich immer deutlicher, daß ich jetzt, wenn ich nicht Gott Geld und Zeit abstehlen und meinen Nächsten den Platz versperren will, in irgend einer Wirksamkeit drin Tüchtiges leisten sollte. Allein ich bin meiner Arbeit und Aufgabe nicht gewachsen, es finden sich in meinem Wissen weite Lücken, es fehlt an Arbeitslust oder an Gewissenhaftigkeit und Treue, und in Folge davon bin ich bald überflüssig, werde bei Seite geschoben; oder ich behaupte meinen Posten, aber mit bösem Gewissen, ich weiß, ich genüge nicht, und Andere wissen es auch, und das merke ich; vielleicht sehe ich sogar unter meinen Augen den heranwachsen, der mir nachfolgen und mich so ersetzen wird, daß fürder Niemand mehr nach mir fragt, im Gegentheil alle dieser Veränderung sich freuen.

II.

Allein, meine Zuhörer, das ist noch lange nicht Alles. Während ich viel weniger hielt, als ich versprach, hat Gott viel mehr gehalten, als er verheißen. Es hatte, so beginnt unser Text, Jemand einen Feigenbaum in seinem Weingarten und diesen noch ganz besonders der Obhut des Gärtners empfohlen. Ohne Bild: kein denkender Mensch kann sein Leben zur Hälfte hinaus leben, ehe er inne wird, daß ihm ohne sein Zuthun viel gegeben, gleichsam schon in die Wiege gelegt war: Leben, Gesundheit, leibliche und geistige Ausrüstung und das wunderbare Wachsthum seines äußern und innern Menschen, Er-

ziehung und Unterricht, offene Thüren und so manches günstige Geschick. Ja, es braucht, um dessen inne zu werden, nicht einmal einen Rückblick über das vergangene ganze Leben, ein einziges Lebensjahr genügt. Bloß in dieser kurzen Spanne Zeit, wie manches kam besser, als man erwartet hatte, und zwar nicht durch Einen selbst, sondern durch menschliche und göttliche Hülfe; wie manche dunkle Wolke zog vorüber und an wie mancher Gefahr, wie manchem Abgrund zog man selbst vorüber und merkt es jetzt, nachdem man durch höhere Hand bewahrt geblieben ist; nicht minder wüßte man wohl auch von dieser und jener günstigen Gelegenheit zu erzählen und von mehr wie einem Gelingen gerade dann, als schon Alles verloren schien. Und hat Einem Gott gar Kinder bescheert, steht man einem Hause vor, weitet sich um Einen ein größerer Wirkungskreis, lastet auf Einem eine mächtige Verantwortung, dann wird man sich der Grenzen der eigenen Einsicht und Erfahrung, der eigenen Kraft und seines persönlichen Vermögens erst recht deutlich bewußt, lernt höhere Gewalten in sein Leben eindingen und mit Verhältnissen rechnen, auf deren Gestaltung man keinen Einfluß hat, erst vor ihnen sich fürchten, dann vor ihnen sich beugen, dann in sie sich ergeben und endlich auf sie vertrauen und sich ihnen befehlen.

Meine Zuhörer! Beides nun, das Gefühl des eigenen Ungenügens und der eigenen Untreue und die Erkenntniß von Gottes Treue, Beides gehet Hand in Hand. Selig sind die Armen im Geist, denn das Himmelreich ist ihr.

III.

Meine lieben Zuhörer! Ich bin überzeugt, auch ihr spürt etwas von dieser Güte Gottes, welche zur Buße leitet. So bekommt nun auch das Schlußwort unseres Textes sein wahres Licht: Herr, laß ihn doch dies Jahr, daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wolle Frucht tragen; wo nicht, so haue ihn darnach um. Wir dürfen hier nicht die Verlängerung

der Gnadenfrist allzusehr betonen; keiner von uns ist ja einer solchen sicher, und gesetzt auch, eine solche wäre uns zugesichert, so nimmt auch diese für uns alle ein Ende. Nein, die Hauptsache ist hier die Mahnung, die Erkenntniß unserer Fehle und Schuld zu Nutzen zu ziehen, und während Gott von Neuem Gutes an uns thut, während das Leben frische Proben von uns verlangt, aber uns auch neue Gelegenheiten gibt, nun mehr und mehr so zu handeln, wie wir längst hätten thun sollen. Dazu sei es allerdings noch nicht zu spät, will unser Text sagen, aber doch die höchste Zeit.

Aber was liegt uns nun ob? Es läßt sich dies in drei Worte zusammenfassen. Vor Allem möchten wir wohl alle zu viel, in zu vielem drin sein, zu viel sehen und hören, zu viel haben und thun; wir lassen uns in eine Menge Dinge ein, machen sie mit, werden von ihnen nach außen gezogen, jetzt hierhin, jetzt dorthin, wir finden nicht Zeit zu Allem, thun und haben Alles nur halb, zerstreuen uns, verlieren uns, zerflattern, und unsere Tage gehen dahin wie ein Geschwätz, wir bringen es so selten zu etwas Rechtem. Da laßt es uns denn gesagt sein: packen wir viel weniger an, treiben wir uns in weniger um, wollen wir ja nicht überall mit dabei sein, halten wir vielmehr uns selbst zusammen, sammeln wir unsere Kraft, richten wir sie auf weniger, thun wir das dann recht, gründlich, und trachten wir, daß man hinter dem, was wir thun, stets den Menschen spürt, den ganzen Menschen, die treue, der Sache ergebene Persönlichkeit. Dann wird das Wenige, was wir leisten, mehr werth sein und besser gelingen, als das viele Halbe bisher. — Meine Lieben! Beherzigen wir zweitens, daß zwischen unserm Innenleben und unserm Außenleben noch immer eine weite Kluft befestigt ist, wir sind Andere in unsern Worten und Gedanken, in unserm Fühlen, Wollen und Wünschen, als in unsern Thaten; nicht blos widersprechen sich beide Seiten oft und viel, sondern wir bringen gerade unser Bestes nicht zum Entschluß, zur That, sondern lassen

am Gedanken, am Wünschen, Wollen, am Wort und Vorsatz uns genügen; wir wissen von diesem und jenem ganz genau, es sollte nicht sein, es sollte anders, es sollte so sein, aber die Aenderung ziehen und zerren wir herum, verschleppen sie. Auch hier, meine Lieben, laßt uns entschlossener vorgehen und Gott um die Gnade bitten, wie dem Blitz der Donner folgt, so dem gut Erkannten sofort den heiligen Entschluß und diesem die That auf dem Fuße folgen zu lassen, wie es von Gott heißt: er spricht, so geschieht es, er gebeut, so steht es da. Endlich laßt uns stets eingedenk sein, daß unter allen Arbeiten doch stets die die beste ist und bleibt, die wir an uns selbst thun, um uns immer tiefer in die Nachfolge Jesu und in die Kindschaft Gottes hineinzubringen. Während so viel Anderes ändert und vergeht, das bleibt und wird zu dem unvergänglichen Theil, der uns nicht mehr genommen werden kann. Meine Lieben! Mit solchen Gedanken und Entschlüssen wollen wir aus dem alten Jahr hinübergehen in's neue.

Christenmuth, Thatkraft, Unerschrockenheit

Am Neujahrstag 1878

Jesaja 41, 10. Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott.

Meine lieben Zuhörer! Meinen herzlichen Gruß zum neuen Jahre. Wenn ich diesem Gruß gleich noch einen Wunsch beifügen soll, so ist's ein eigenthümlicher: ich wünsche euch, ihr möchtet in einem Punkte eure eigene Religion, unsern Christenglauben, in diesem Jahr noch besser als bisher verstehen lernen. Gott weiß, woher es kam, vielleicht mit aus unsern Predigten und Andachtsbüchern, allein es hat sich nun einmal die Meinung festgestellt, die Religion sei etwas an sich ganz Rechtes, aber zugleich etwas Ernstes und Finsteres, Wehmuthvolles, Klaghaftes, Weinerliches, der ächte Christ sei ein Heuler, weich, gefühlvoll, aber nicht für dieses Leben, nicht mit mächtigen Armen den Strom des Lebens theilend, nicht kühn, frisch voran, unerschrocken. Wird in Gesellschaften danach irgend ein keckes Wort ausgesprochen, von der Leber weg, schneidig, gleich gibt sich ein Erschrecken, ein Mißfallen kund, und sofort sucht man dasselbe in's alltägliche Geleise zurückzubringen und mit irgend welchem alten Schutte zuzudecken. Das mag menschlich, natürlich sein, kurz Alles was man will, nur ist es nicht der Glaube dessen, der den Heldengang nach

Golgatha hinauf that, unerschrocken und fest, der seine Gegner zuvor schon in ihrem eigenen Lager mit scharfen Geißelhieben angriff und in seiner Jünger Angedenken haften blieb als der Kühne und Muthige, der furchtlos auf neuen noch ungebahnten Pfaden voranschritt. Das ist nicht der Glaube des Paulus, den alle Mühsale, Leiden und Verfolgungen nicht zu bändigen vermochten, nicht der Glaube aller derer, welche seither kämpfend lebten, kämpfend starben, mit Macht vordringend in Satans Reich. Das ist mit einem Worte nicht der Glaube der Bibel, weder des alten noch des neuen Bundes. Mir sind siebenunddreißig Stellen bekannt, welche alle mit dem „Fürchte dich nicht" unseres Textes beginnen. Zeigt mir eine einzige, welche mahnte, sich zu fürchten, zu angsten und zu kummern. Ihr seid nicht im Stande. Wie wäre es auch möglich! Preist die Schrift doch Christus als den, welcher erlöst habe die, welche durch die Furcht vor dem Tod ihr Leben lang Knechte sein müßten; wer aber diesen letzten großen Feind, den Tod, im Geiste überwunden hat, der hat verlernt, ein furchtsamer Sklave zu sein; das Sterbenkönnen befreit uns von aller Unterwürfigkeit und von aller Furcht. Somit wünsche ich euch zum neuen Jahre

Christenmuth, Thatkraft, Unerschrockenheit.

I.

Meine Lieben! Fürchte dich nicht, beginnt unser Text und setzt somit voraus, daß wir — zwar nicht Gründe, denn solche gibt es nicht, wohl aber — Anläße haben, uns zu fürchten. Daran fehlt es auch am heutigen Tage für das beginnende Jahr 1878 keineswegs. Ich will nicht von der allgemeinen Weltlage reden. Es ist ja sehr wohl möglich, daß dieses Jahr den beiden ihr Herzblut vertropfenden Ländern den Frieden bringt, die Ruhe der Erschöpfung, das ermattete Hinsinken Halbtodter. Allein das hilft uns ja nichts, stehen

wir doch noch immer mitten in einer Weltzeit drin, wo für den Verkehr zwischen Volk und Volk ganz andere Gesetze als für den Verkehr zwischen Mensch und Mensch fast allgemein gelten; hier entscheidet das Schwert und bildet so oft das letzte Beweismittel; hier gilt Menschenmord und Länderraub für erlaubt und gründet man Reiche auf Gewalt und Unrecht. Allein über dieser Art von Völkerrecht steht noch immer Gottes Gesetz, und darum gebiert auch hier Unrecht neues Unrecht, Schuld wieder Schuld, Blut ruft dem Blute, Rache noch größerer Rache, ein Abgrund dem andern in endloser Verkettung und unauflöslicher Verwicklung. Deshalb folgt auch Krieg auf Krieg, heute, morgen, vielleicht später, aber ganz gewiß, einen eigentlichen Frieden gibt es nicht, sondern nur zuweilen einen Waffenstillstand, eine Galgenfrist. Deshalb mögen die Jahre kommen und gehen, mögen in Zeiten des Friedens die Völker noch so sehr fortschreiten und mildere Sitten annehmen, so sind doch, so lange nicht das Gesetz Jesu die Völker regiert und auch da die Vergebung höher gilt als die Rache und Nachgiebigkeit höher als Nationalstolz, immer neue Kriege unausbleiblich und hat, wenn wieder einer ausgebrochen, kein Recht und kein Vertrag mehr Bestand und bleibt auch unserm Vaterland nichts übrig, als entweder den Kampf um sein Dasein zu kämpfen oder schmachvoll unterzugehen. An diesen Scheideweg werden wir abermals und abermals gestellt werden. Deshalb wenn wir uns fürchten wollen, diesen Krieg bekommen wir sicher und gewiß, wenn nicht dieses Jahr, dann nächstes.

Noch schlimmer steht es im eigenen Vaterlande, dem weitern wie dem engern des Kantons. Ich wenigstens weiß mich nicht zu erinnern, daß je beim Ueberschritt aus dem alten in's neue Jahr eine solche Rathlosigkeit geherrscht hätte, ein solches Mißtrauen gegen die, welche man doch selbst auf den Schild gehoben, ein solcher Abfall von Allem, was sonst den Leuten für wahr und nöthig und heilig gegolten. Es steht

wieder einmal Alles in Aufregung, Alles in Frage. Wer sich fürchten will, hat abermals Anlaß.

Und nun habe ich von unserer persönlichen Zukunft noch gar nicht gesprochen. Malt sie euch selber aus. Seid ihr nur irgendwie denkende und erfahrene Menschen, dann verhehlt ihr euch gewiß nicht, daß den Eurigen wie euch selbst noch recht böse Tage bevorstehen, unausweichlich und unerbittlich. Ja, ihr ahnt vielleicht bereits, was eurer wartet.

II.

Meine Lieben! Dennoch heißt es: fürchtet euch nicht, denn ich bin mit euch. Allerdings, so kurz und knapp dieses Wort lautet, darin liegt ein großer Trost, eine mächtige Ermuthigung, denn Gott redet hier zu uns wie zu alten Bekannten, denen er nicht zu sagen braucht, wer er sei, die vielmehr aus Erfahrung wissen, was mit ihm ist. Was will er uns damit sagen? Die Zukunft kennten wir nicht, wohl aber ihn, denn so wie wir ihn in der Vergangenheit erfahren haben, werde er sich auch in der Zukunft an uns erweisen. Und hier nun haben wir allerdings etwas Festes, die Erfahrung aus der Vergangenheit wird das Fundament unseres Glaubens für die Zukunft. Sage selbst: du hattest in der Vergangenheit viel zu leiden, viel Schweres durchzumachen, es ging nicht leicht, es kostete dich manchen Seufzer und manche Thräne, aber sage selbst, wenn du am schlimmen Tag zu nächtiger Zeit betend und klagend vor Gott hintratest, hast du dann je seiner Durchhülfe entbehrt? Nun nahmst du dein Herzeleid doch aus Gottes Hand und schon kam es dir weniger nagend und aufregend, weniger ungerecht und boshaft vor, es hatte etwas von höherer Nothwendigkeit, von jenem göttlichen Schicksal, das den Menschen erhebt, während es ihn schlägt; damit kam Ergebung in's Herz, Geduld, erst etwas verbissen, erzwungen, dann weicher, gefaßter, und wenn du nun zu beten

nicht aufhörtest, allmälig ein stiller Friede, eine stille Festigkeit, und während du sonst mit deinen Klagen und Vorwürfen die halbe Welt gefüllt und Gott und Menschen in den Ohren gelegen, klagtest du jetzt weniger oder gar nicht mehr, es kam dir vor wie eine Entweihung deines heiligen Leides. So half Gott dir durch, und dieser Gott ist mit dir.

Nimm ein anderes Beispiel: du hattest eine große Arbeit und Aufgabe vor dir, entweder viel Arbeit oder ein sehr wichtiges Amt, ein Geschäft, auf das viel ankam, oder eine heiße Entsagung dir bevorstehend, da lag es wie ein hoher steiler Berg vor dir, dein Fuß zögerte, du schobest auf und immer wieder hinaus und in demselben Maße ward der Berg noch höher, noch steiler. Endlich ermanntest du dich, faßtest Muth, bissest die Zähne zusammen, Gott vertrauend, tapfer gingest du dran hin, erst mit langsamen Schritten, aber wenn sie ermüdet, entmuthigt stille halten, rückwärts wollten, du zwangest sie vorwärts und siehe, nun lag schon ein gutes Stück hinter dir, reiner ward die Luft, weiter die Aussicht, näher der Gipfel. Und nun ward's immer leichter, ob auch das Erklimmen des letzten Stückes dir noch ein hart Stück Arbeit bot; doch einmal oben, da ward dir so leicht, fast als habe Gott dich empor getragen, und dieser tragende Gott, der ist noch immer mit dir.

Nimm ein drittes Beispiel: die Versuchung trat dir nahe, deine Redlichkeit und Bravheit war in Gefahr, deine Umgebung nicht die beste, weiten Gewissens und unreiner Hand, du selbst in Verlegenheit — dein Glück dir so nahe, es brauchte nur einen nicht ganz rechten Weg, ein nicht eben redliches Zugreifen; Alles schien dich dahin zu weisen, zu drängen und dir sonst jeder Ausgang versperrt zu sein, da that sich auf einmal ein neuer Weg für dich auf, eng, dornenvoll, aber der grade Weg des Gewissens, der Ehre, des guten Namens, du betratest und gingest ihn an Gottes Hand und danktest Gott, daß sein Weg auch durch solche Sümpfe hindurchführt,

und begriffest bald nicht mehr, daß du dich so tief hattest einlassen mögen.

Mein Zuhörer! Da überall war Gott mit dir, durchhelfend, stärkend, bewahrend, und diesen Gott behältst du und hast ihn auch im neuen Jahre.

III.

Darum weiche nicht! Zwei Dinge hast du ganz sicher: Schweres — Gott. Die Schlacht ist da. Nun weißt du, dann erst beginnt in derselben die Gefahr für dich, wenn es dir fröstelnd durch die Gebeine zieht, wenn dein Fuß nur um eines Zolles Breite zurück weicht; denn eiliger wird der Schritt, ein erstes Bollwerk wird verlassen, der wichtigste Punkt der ganzen Aufstellung preisgegeben, und nun beginnt die regellose Flucht. An dem Allem ist nicht die Gefahr schuld, sondern die Furcht — fürchte dich nicht. Halte deinen Posten, thue deine Pflicht gegen Freund und Feind. Siehst du, mein Zuhörer, die großen Verhältnisse, die wichtigen Entscheidungen, von denen das Wohl und Wehe von Tausenden abhängt, sind nicht in deine Hand gegeben, da mußt du es eben nehmen, wie es kommt; dafür ward dir ein engerer Kreis mit bestimmten Pflichten anvertraut, die kennst du und die übersteigen das Maß deiner Kraft nicht. Hier stehe fest, hier thue jeden Tag deinen Theil Arbeit ab, gehe schlicht deinen Weg, aber weiche nicht, sondern laß von jeder prüfenden Stunde, von jeder Heimsuchung dich auf deinem Posten finden. Endlich harre aus: wieder hast du eine bestimmte Frist vor dir, nicht zu lang, leicht zu überblicken, ein Jahr. Da nimm dir vor, da gelobe deinem Gotte, treu zu bleiben. Halte dies. Eine Zeit lang scheint dir vielleicht, du stehest allein, seiest verlassen auf deiner Vorwacht. Halte nur aus — bald eilt göttliche und menschliche Hülfe zu deiner Unterstützung herbei.

Meine lieben Zuhörer! Darum nochmals: Muth, christliche Tapferkeit wünsche ich euch zum neuen Jahre. Wieder einmal schreitet Gott durch eure Reihen, Streiter Gottes, und nimmt euch in Eid und Pflicht. Er ist euer alter Feldherr, der euch schon in so mancher Schlacht zum Sieg geführt hat. Vertraut ihm, schwört ihm zu. Faßt Muth im Aufblick zu ihm, und nun auf eure Posten, vorwärts, in den Feind.

Christliche Gleichheit

1878

Luk. 22, 25—27. Er sprach zu ihnen: Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren. Ihr aber nicht also; sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener. Denn welcher ist der Größte? Der zu Tische sitzet, oder der da dienet? Ist es nicht also, daß der zu Tische sitzet? Ich aber bin unter euch wie ein Diener.

Meine Zuhörer! Trotz der heutigen Abstimmung über Revision unserer kantonalen Verfassung dürft ihr von mir eine politische Rede weder hoffen noch befürchten. Ich gehe von den öffentlichen Verhandlungen über die Revision bloß aus. Dieselben enthüllen nämlich eine mächtige Umstimmung im Volksgemüthe. Viel weniger als vordem richtet sich dieses auf Erwerbung neuer Freiheiten, eher ist es so mancher der bisherigen satt und übersatt, es nützt sie von ferne nicht alle und ist urnenscheu geworden. Wer heute an der Umgestaltung unserer öffentlichen Zustände arbeitet, erstrebt dabei nicht mehr Freiheit, sondern minder oder mehr bewußt größere Gleichheit, sei's nun im Steuern oder im Finden des Rechtes, sei's in der Erziehung oder im Gemeindeleben durch Ausgleichung zwischen Bürger und Einsaßen. Auch bei unserm übrigen gesellschaftlichen Zusammenleben liegt das Gift viel weniger in der politischen Unfreiheit als in der socialen Ungleichheit; zwar sind die Schranken zwischen den einzelnen Ständen viel niedriger geworden und leichter zu übersteigen, als sie früher waren, allein immer neu bilden und schließen sich Aristokra-

tieen bald der Geburt, bald des Geldes, bald der Bildung, mit unsichtbaren Schranken um sich her und mit Bitterkeit im Herzen gegen Alle, welche sie in ihrem Besitzstande stören wollen; aber auch stets neu dringen in der Luft voller republikanischer Freiheit neue Schichten der Bevölkerung empor, rütteln grimmig an jenen Schranken, nicht geringere Bitterkeit in ihren Herzen.

Unter solchen Zeitläuften tritt an uns Christen und an unsere Christengemeinschaft die Frage heran: wie stellen wir uns zu diesem Bestreben nach Gleichheit? Grundsätzlich ist diese Frage bereits gelöst: unser Christenglaube anerkennt gar keine Ungleichheit zwischen Mensch und Mensch, er verwirft jede zwischen Volk und Volk, Mann und Frau, Herr und Sklave; wir sind alle Kinder desselben himmlischen Vaters und darum gleich vor Gott, wir sind Brüder und Schwestern unter einander, gleich hoch stehet jedes in der Liebe des andern; wir bedürfen derselben Gnade alle gleich sehr, wir genießen desselben Heils alle gleich sehr. So steht auf unserer Christenfahne die Gleichheit. Allein vielfach bloß auf unserer Fahne und nicht in unsern Herzen. Doch war es in unserer christlichen Kirche nicht immer so: im Mittelalter, so weit ihr Arm reichte, hob sie die Leibeigenschaft auf und machte durch ihr Priestergewand den Sohn des Bauern und des Handwerkers dem Grafen und dem Fürsten gleich. Dagegen wenn jetzt unser Volk das, was es sich an Gleichheit errungen hat, überblickt, dankt es dafür nicht seiner Kirche, sondern der französischen Nation. Bei ihrem Ansturm im Jahre 1798 ging unsere Republik nicht an ihrer Unfreiheit, sondern an ihrer Ungleichheit zu Grunde, an der Ungleichheit zwischen Kanton, zugewandtem Ort, Unterthanenland, Herr, Knecht und Leibeigenem; die Republik erträgt immer noch ein großes Maß von Unfreiheit, sobald diese nur auf allen ohne Ausnahme gleich schwer lastet: ist aber das nicht mehr der Fall, dann hat ihre letzte Stunde geschlagen. Als wir in den

Jahren 1813—15 unsere jungen Freiheiten wieder verloren, da fand sich die durch die französische Revolution errungene größere Gleichheit so tief in die Gemüther eingestampft, daß sie nicht mehr dauernd zu nehmen war.

Traurig ist, daß das Schweizervolk unserer christlichen Gemeinschaft von der in seinem Schooße vermehrten Gleichheit so wenig zu verdanken hat. Allein das ist noch nicht unsere ganze Klage über sie. Statt Gleichheit in's Volk hinauszutragen, hat sie sich selbst verweltlichen lassen. Liebe Mitchristen, in unsern Reihen herrscht die Titelsucht nicht minder, eher stärker, als unter den Kindern dieser Welt. Einst sprach Jesus: ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, einer ist euer Meister, ihr aber seid Brüder — Rabbi lassen wir uns nicht nennen, aber Doktoren der Theologie und Wohlerwürdige und Räthe so oder so. Noch immer besteht ein Unterschied in Rang und Ansehen zwischen Geistlichen und Laien, und wenn unser Volk die sogenannten Frommen und die Sekten haßt, gelegentlich selbst bis zu rohen Ausbrüchen, so ist daran sein Gleichheitsgefühl mit betheiligt, dieses wird verletzt durch die Selbstüberhebung und Abschließung jener, es liebt das Alleinseligmachende nirgends, sondern mißtraut ihm überall und zwar mit dem größten Rechte.

Deßhalb, liebe Mitchristen, wollen wir der Gleichheit eine Gasse machen draußen in der Welt, dann müssen wir mit der Ungleichheit zuerst bei uns selbst aufräumen.

Was können wir nun für die christliche Gleichheit thun erst drin in unserm eigenen Schooß, dann draußen in der Welt?

I.

Meine lieben Zuhörer! Ich habe gewiß nicht nöthig, euch zu warnen, ihr möchtet die Gleichheit doch nicht verwechseln mit einer bloß äußerlichen und gewaltsamen Gleich-

macherei; denn ihr wißt ja, daß wir innerlich sehr verschieden von einander, geistig sehr manigfaltig sind, daß diese Manigfaltigkeit allen geistigen Austausch zwischen den Menschen, alle gegenseitige Hülfleistung, die Belehrung und das Wachsthum, kurz, alles Leben bedingt und daher die Fesseln einer aufgezwungenen Gleichmacherei immer wieder sprengen wird. Ebensowenig brauche ich euch auf die Milderung dieser natürlichen Ungleichheit aufmerksam zu machen, denn ihr nehmt ja alle Tage wahr, wie hier geistige Bande das Ungleiche immer wieder mit einander verknüpfen, die Ehe, das Familienleben, gemeinsame Arbeit, gleiches Streben, die Liebe, die Mildthätigkeit von oben, die Anhänglichkeit und der treue Dienst von unten.

Allein wenn ihr auch diese beiden Thatsachen in vollem Maße anerkennt und zu würdigen wißt, so bleibt doch noch so manches übrig, das euch wehe thut und für die Zukunft Schlimmes droht. Sucht da Versöhnung und innern Frieden in drei großen Wahrheiten unseres Christenglaubens. Ihr kennt sie alle drei, nur wendet ihr sie nicht an. Vor Allem haltet daran fest, daß Gott selbst ein unermüdlicher Gleichmacher ist. Denkt an das Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus. Vielleicht erfüllt es euch mit Bitterkeit, weil eine Ausgleichung erst im Jenseits euch so gut wie gar keine, sondern bloß eine nichtige Vertröstung ist. Dann versteht ihr aber das Gleichniß nicht. Denn ausdrücklich zeigt es, wie die Ausgleichung, welche drüben jedem Auge offenbar werden mag, für den tiefern Blick schon hier vorhanden ist. Denn der reiche Mann, der um Gott, um seine Pflicht, um irgend einen Menschen sich nicht kümmert, sondern bloß der Auffütterung seines Leichnams lebt, der ist schon hier verlassen, er lebt allein, er stirbt allein; der Arme dagegen ist schon hier nicht verlassen, er hat, wie schon sein Name andeutet, auch in seinem Elend seinen Gott und er sammelt auch da eine kleine Gemeinde um sich, ob auch bloß von Hunden —

er ist nicht allein, daher nun auch die Engel, die ihn tragen in Abrahams Schooß. Ohne Bild: wer ein Auge hat nicht bloß für die äußern, sondern auch die innern Wege der Menschen, der findet in den innern die Ausgleichung für die Ungleichheit der äußern. Er schaut innere Noth da, wo Andere nur äußeres Glück erblicken. Er freut sich jeder Spur von Zufriedenheit und Genügsamkeit, weil er weiß, diese vermögen auch den Aermsten reich zu machen. Er sieht, wie dem am reichsten Beschenkten immer noch etwas fehlt und das Schönste bald wieder genommen wird, wie dagegen der weniger reich Ausgerüstete gerade der höchsten irdischen Güter sich freut, der Gesundheit und Kraft, des Familienglückes. Er schaut hinaus über jedes Menschen ganzes Leben und wird gewahr, wie in demselben Glück und Unglück sich vertheilen, wie es mit dem Unglücklichen hinauf, mit dem Glücklichen abwärts geht, wie vor seinem Ende Keiner glücklich gepriesen, aber auch Keiner verloren gegeben werden darf. Er wägt auch Last und Kraft gegen einander ab, die Bürde und die Fähigkeit sie zu tragen, ja verwundert sieht er, wie mit der Last die Fähigkeit sie zu tragen wächst. Und ist der Mensch mit solch hellem Auge für die göttliche Ausgleichung älter und erfahrener geworden, dann werthet er die Kreuze, die auf den Menschen liegen, alle ungefähr gleich schwer und trägt nun das seine ohne Murren, wie er früher nicht gethan.

Das führt uns bereits auf die zweite christliche Wahrheit, die von der geringern oder größern Verantwortung, von der leichtern oder schwerern Rechenschaft: wem viel gegeben ward, an dem suchet man viel, wem wenig gegeben ward, an den stellt man viel geringere Anforderungen. Machen wir Ernst mit diesem Satz, dann entsteht daraus das Gegentheil von aller Kirchenzucht und von aller öffentlichen kirchlichen Meinung noch heute. Die Kirchenzucht ist fast immer streng, sehr streng nach unten, milde, lose nach oben; das arme Mädchen saß auf der Büßerbank und der vornehme Wüstling im Stuhle

der Kirchenpfleger. Ja wir wollen gleich noch einen Schritt weiter gehen und sagen: während die öffentliche Meinung in der Kirche gegen die Gefallenen aller Art milde sein, sich zu ihnen niederbeugen und sie emporzurichten und emporzuziehen suchen soll, hat sie dem Vornehmen, dem Reichen, dem Gebildeten gegenüber den alten Wahlspruch geltend zu machen: Adel verpflichtet. Mit deinem Einfluß, deinem Besitz, deiner Bildung wächst nicht dein Verdienst, dein Vorrecht, sondern deine Schuld; von Gottes wegen sollst du an deinen Brüdern das thun, was kein menschliches Gesetz dir aufzulegen vermag. Wenn die christliche Kirche thut was Gott, die Stolzen beugt und den Gebeugten hebt, dann ist wohl auch sie eine Gleichmacherin.

Endlich müssen wir uns mehr und mehr gewöhnen, die Menschen nach anderem Maßstab als bisher zu schätzen und zu werthen, nicht nach der Stellung und dem Range, die sie einnehmen, sondern nach dem Nutzen, den sie schaffen, nach dem Segen, den sie stiften. Dies spricht unser Text mit einzigen Worten aus. Hei! wie gramselt es in dem Menschengeschlecht, wie sucht sich da jeder emporzuschieben und zu drücken, da halten sich zwei und zwei, die droben, daß keiner von ihnen hinuntermüsse, die drunten, damit keiner von ihnen emporsteigen könne; dabei Unzufriedenheit und Streit überall, Neid, Intrigue droben wie drunten. Mitten in diesem Allem Jesus, ruhig, gelassen, glücklich unter den Geringsten; wie ein Stern so still, so fest, so sicher wandelt er seine Bahn und findet in seiner Pflichterfüllung, in seiner Treue im Kleinen, in seiner reich gesegneten Wirksamkeit seinen Frieden. Hier liegt das Glück noch heute: geht zu denen, welche dem Range nach am höchsten stehen, wie viel kostbare Lebenszeit verlieren sie, um diesen Rang zu erlangen und zu behaupten, und wie viel Bitterkeit tauschten sie dagegen ein, unglücklich und einsam auf stolzer Höhe; steigt hinunter zur Mutter an der Wiege ihres Kindes, am Lager ihres kranken Gatten,

zur armen Wittwe, die wissen, warum sie da sind, sie sind nöthig, ihre Pflicht füllt ihre Seele ganz und gar und Segen folgt ihren Schritten. Das ist das Glück, das einzig, nicht Rang, nicht Name.

II.

Meine lieben Zuhörer! Sagen wir zum Schlusse noch ein paar Worte darüber, wie unsere christliche Gemeinschaft die innere Gleichheit ihrer Glieder in die Welt hinaustragen soll. Erwartet da, und nie, von mir großartige Anpreisungen unfehlbarer Mittel. Im Gegentheil, ich wünsche, daß wir ganz bescheiden hinaustreten, still und anspruchslos wie unser Meister, und in solcher Weise dem neuen Geiste Bahn machen. Auch gelten mir stets höher als Mittel, Einrichtungen und Anstalten die Menschen, die lebendige Mauer von Habsburg. Damit treten wir auf den Plan.

Hier verschmähen wir vor Allem eine Bundesgenossenschaft nicht, diejenige mit jener gesunden republikanischen Gesinnung, welche frei von Neid, kleinlichem Mißtrauen und Enge des Herzens oder des Kopfes doch nie vergißt, daß der Mensch schwach ist, daß allzugroße Macht auch die Besten verdirbt, und die sogar ihre Lieblinge in festen Schranken hält und oft zur Rechenschaft fordert, gleichzeitig aber auch im Geringsten und im Trotzigsten nie den Volksfeind, sondern ein Glied am großen Leibe erblickt und nie gegen ganze Volkstheile sich vergrämen läßt. Freuen wir uns dieser ächt republikanischen Weise, machen wir sie mit.

Außerdem aber haben wir von uns aus ein Wort, ein Bild und eine Sitte, alle längst bekannt, aber alle noch lange nicht ausgenutzt. Wir haben das Wort von der Gleichheit der Schuld und der Gleichheit der Gnade. Das Erste, was uns draußen begegnet, ist eine große Anzahl streitender Parteien politischer, kirchlicher und sozialer Natur. Allzumal rufen

sie uns ihr Halt, werda! zu. Wir werden uns zu erkennen geben und uns entscheiden müssen, zu welchen wir halten wollen. Aber nie soll eine einzige von uns Christen verlangen dürfen, daß wir ihr Treiben ganz mitmachen. Auch die Erwachsenen, zur Partei zusammengeballt, betragen sich noch ganz als Kinder. Seht sie am Tag der Noth: da wälzt jede die Schuld an den Mißständen, an den Schäden des Landes ganz auf die gegnerische; legt aber diese Hand an, um zu bessern, so liegt sie zurück und vereitelt lieber, als daß sie fördert. Seht sie am Tage des Glückes: da nimmt jede allen Ruhm für sich, da will jede politische und sociale Partei alles Recht, jede kirchliche alle Gottesgnade für sich haben, da wird man eng, ausschließlich, klein. Darum werden wir nie aufhören, am Tag der Noth zu rufen: gleich ist die Schuld, wir haben alle zum Verderben beigetragen, alle müssen wir bessern und retten helfen; am Tage des Glückes dagegen: gleich ist die Gnade, der Gegner hat das gleiche Recht wie wir, vom großen Geist der Wahrheit lebt ein Hauch in ihm. Gottes Herz ist weiter als unser Herz: so lang er sie duldet und braucht, sollen wir thun wie er und neue Brücken zu ihnen schlagen.

Zum Wort gesellt sich das Bild des Abendmahls. Wohl verdient es viel unmittelbarer als bisher in unser Volksleben hinausgestellt zu werden, denn ich wenigstens kenne kein Volksfest, welches so verschiedene Elemente unseres Volkes zu vereinigen vermag, wie das heilige Abendmahl selbst in seiner gegenwärtigen verkrüppelten Gestalt, kein Bild, das so ungekünstelt uns an's Herz legt, was uns trotz Allem und Allem doch immer gemeinsam ist und bleibt, keine Feier, die uns unsere Gleichheit vor Gott und unsere Gleichheit unter einander so spürbar macht.

Und wir haben schließlich die Sitte des Sonntags, diesen Tag des Ausspannens und sich Wiederfindens aus aller leiblichen und geistigen Getrenntheit heraus. Noch immer gelten

seine ältesten Einsetzungsworte zum Geringen und Abhängigen: du Knecht, du Sohn einer Magd, ruhe und erquicke dich; zum Meister: gedenke, daß du einst ein Knecht warst in Egyptenland. Noch immer löset dieser Tag die Seele des Kleinen, daß er spürt, wie er doch auch ein Mensch ist, noch immer löset er die Seele des Großen, daß er spürt, ich bin auch nur ein Mensch und ein Glied am großen Leib. Noch immer führt er Klein und Groß zusammen zum Dienste dessen, das Allen gleich gehört, zum Dienste Gottes, zum Dienste des Vaterlandes.

Ja, Herr, in deinem ewigen Reich ist Alles recht und Alles gleich. Wir danken dir von Herzen, daß wir in diesen trüben Tagen der Ernüchterung und Entmuthigung zu dir kommen dürfen, und du hast Neues für uns bereit, neue Lösungen, neue Aufgaben, neue Segnungen. Sende uns, deine Knechte und Mägde, hinaus in dein Ackerfeld, die Welt, daß wir, eine geschlossene Schaar von Gleichgesinnten, Getrenntes wieder vereinen, Haß stillen, Liebe wecken und über jede Kluft zwischen Menschenherz und Menschenherz die Brücke deines Friedens schlagen. Amen.

Nicht auflösen, sondern erfüllen

(Grundsätze Jesu [1])

1878

Matth. 5, 17—19. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch Ein Pünktlein vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe. Wer nun Eins von diesen kleinsten Geboten auflöset und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.

Meine Lieben! Ich spreche gegenwärtig über die Gottesgedanken, welche Jesus der Menschheit einpflanzte, oder noch genauer über die Grundsätze, von denen Jesus bei seinem Wirken ausging. Zu diesen Grundsätzen scheint jedoch der in unserm Texte angeführte am allerwenigsten zu gehören. Er lautet so, als hätte ihn Jesus nie ausgesprochen, sondern als sei er ihm von irgend einem braven Judenchristen, welcher Jesus liebte und doch seinen Kampf mit den Obersten seines Volkes nicht mochte, nachträglich in den Mund gelegt worden. Denn, so kann man sagen, wollte Jesus blos erfüllen, blos das Alte treu fortsetzen und vollenden, dann habe er ja nicht nöthig gehabt, sich dem Bisherigen so schroff entgegenzustellen.

Daher, meine Zuhörer, gestehe ich offen, dieses Schriftwort mochte ich Jahre lang nicht leiden; auch vermied ich,

---

[1]) Aus einer Reihe von acht Predigten über „Grundsätze Jesu“, gehalten vom Januar bis März 1878, geben wir die 2., 3. und 8.

darüber zu predigen. Ich glaube, ich that es noch nie. Geschieht es nun heute dennoch, so liegt der Grund darin, daß ich dieses Wort jetzt besser als vormals zu verstehen meine, und was ich gefunden, das gebe ich euch. Ich antworte also auf die Frage:

Was haben wir für Jesus und uns selbst unter diesem „nicht auflösen, sondern erfüllen“ zu verstehen?

I.

Meine lieben Zuhörer! Durch das Leben Jesu ziehen sich ein paar große Mißverständnisse, z. B. war Jesus der Messias der Juden oder war er es nicht? Beides läßt sich mit gleich gutem Rechte behaupten. Jesus selbst ließ sich so nennen und hielt sich dafür, aber gleichzeitig war er sich doch bewußt, daß er nicht der sei, welchen die Juden ersehnten, und nicht das thue, was sie verlangten; allein dann durfte er sich doch wieder sagen: den allertiefsten Drang meines Volkes nach Erlösung und Heil befriedige ich, auf anderem Wege freilich, als die Juden das von ihrem Messias erwarten, doch dieser andere Weg ist der höhere Weg. Wieder kann man fragen: Wie stellte sich Jesus zur Religion und zu den heiligen Schriften seines Volkes? Bald beruft er sich zustimmend und bestätigend auf alle Worte der Schrift, bald setzt er andern sein „ich aber sage euch“ entgegen. Was von beiden gilt? Beides. Er unterschied eben in der Religion den ursprünglichen und wirklichen Willen Gottes und das, was sich von frommen Sitten und Bräuchen gleichsam wie Schlingpflanzen dran und drum gelegt hatte. Auf dem Erfüllen des eigentlichen Gotteswillens hielt er sehr viel, dagegen auf dem Menschenwerk, das sich dran gehängt hat, gar nichts, und mochte es auch noch so fromm scheinen und sich

gottselig stellen. Aber wegen dieser Doppelstellung Jesu zur Messiaswürde und zur Volksreligion, wegen seiner Schonung hier und seiner Rücksichtlosigkeit dort entstanden jene ihn verfolgenden Mißverständnisse. Damit ist jedoch die Hauptsache, der eigentliche Zwiespalt zwischen ihm und seinem Volke noch nicht ausgesprochen. Es traten sich eben da zwei verschiedene Auffassungen der Religion entgegen und bekämpften sich. Es gibt Viele und zwar heute noch wie dazumal, die halten die Religion für eine abgeschlossene und fertige Offenbarung, für ein durchaus ausgebautes Haus, in welchem der Einzelne Zuflucht suchen und finden soll. Und was ist nun hier die Religion? Der Glaube der Väter, eine Sammlung von Sätzen und Lehren, Bräuchen und Sitten, frommen Handlungen und auferlegten Pflichten, von der größten bis hinab zur kleinsten. An diesem Bau ist alles gleich heilig vom ersten bis zum letzten Stein, es ist ganz so, wie es sein soll, manches erscheint zwar unverständlich oder unverständig, thöricht, veraltet, ernster Sittlichkeit eher hinderlich als förderlich, gleichviel, es muß bleiben; nehmt einen einzigen Stein heraus, so stürzt der ganze Bau zusammen und nachher kommt das Nichts, dann wird die Bosheit und Schlechtigkeit Meister und steht die Menschheit am Rande des Abgrundes. Ganz anders Jesus: Ihm ist die Religion kein fertiger Bau, und was davon unter den Menschen verbreitet ist, noch lange kein durch und durch heiliger Tempel Gottes, an dem nichts mehr zu ändern und zu bessern wäre. Vielmehr ist ihm die Religion ein Fundament, ein starkes und gewaltiges Fundament nach Gottes Plan. Auf diesem Fundament muß weiter gebaut werden nach dem alten Plan Gottes. Aber das kann man nicht sofort, weil dieses Fundament nur hier und dort, aber nicht überall sichtbar ist. Eine Menge Schlingpflanzen haben sich im Lauf der Zeit darüber hingezogen, durch alle Fugen herauf, Menschensatzungen, todte Bräuche, religiöse Sitten, welche dem Menschen eine allzu wohlfeile Vergebung

seiner Sünde zusichern. Diese Schlingpflanzen sind erst hinwegzureißen, vorsichtig aber fest, damit das Fundament nicht leide, aber doch frei werde und überall zu Tage trete. Diese Arbeit der Reinigung des Fundamentes, dieses Wegreißen der Schlingpflanzen erregt Anstoß, weil es als eine Auflösung, eine Untergrabung und Zerstörung des altheiligen Tempels erscheint, während es nichts ist als die nothwendige Vorbedingung zum Weiterbau. Da beruhigt Jesus denn schon jetzt und sagt: fürchtet euch doch nicht, hier ist's nicht um's Niederreißen, sondern um's Bauen zu thun. Wir stehen nicht am Ende, sondern erst am Anfang, ein neuer Bau ist auszuführen auf dem alten Fundament. So ist der Blick der Gegner Jesu ängstlich in die Vergangenheit gerichtet, der Blick Jesu gläubig in die Zukunft. In seiner Seele lebt ja bereits der Plan, nach welchem das Neue sich fügen soll zum alten Fundament, in seiner Seele lebt das Gottesreich, das Vaterhaus, er weiß sicher und gewiß, was kommt ist nicht das Nichts, die Zerstörung von Allem, sondern etwas Besseres als bisher, das wird kommen, das muß siegen. Gott will es, es wird geschehen, denn er waltet und trägt die ganze Welt in seinen Vaterarmen.

Meine Zuhörer! Wenn ihr mir bisher gefolgt seid, dann begreift ihr einen großen Schmerz in der Seele Jesu. Er sah den alten Glauben seines Volkes verwittern, dem Sturze näher und näher kommen und gerade dem Ende, das man so sehr fürchtete, zutreiben. Er sprang helfend herzu, was am Glauben seines Volkes in Gott gegründet und bewährt war, das rettete er; dann baute er weiter, er pflanzte in die Menschenseelen den Glauben an das Gottesreich, den Hunger nach Gerechtigkeit, den Durst nach Wahrheit, nach dem lebendigen Gott, er brachte Verirrte wieder zurecht, Verstoßene und Verlorene zu neuem Leben, er gab Hoffnungen und die Gewißheit des endlichen Sieges und baute so unverdrossen an dem unsichtbaren aber doch so lebendigen Tempel Gottes

im Geiste. Aber zum Dank für sein Bauen mußte er der Auflöser und Zerstörer heißen. Das that weh. Dieser Schmerz gebar unser Texteswort, in Wahrheit ein Ausspruch aus Jesu eigenem Munde. Da stellt er sich dar als den, welcher nicht zerstört, sondern etwas schafft, als den Erfüller, und zwar als den Erfüller des wirklichen und ganzen Gotteswillens, der geschehen und sich vollziehen müsse trotz Allem.

II.

Meine lieben Zuhörer! Jetzt begreift ihr unser Texteswort. Die Geschichte hat es bestätigt. Als der Tempel zu Jerusalem in Schutt und Trümmer sank, da ging damit nicht alles zu Ende, sondern erhob sich bereits das Kirchlein Christi auf einem Felsen, den die Pforten der Hölle nicht übermochten. Und darum ist der Grundsatz Christi die Vorschrift jedes Christen geworden bis auf diesen Tag. Darum wer eines dieser kleinsten Gebote auflösen wird und wird die Leute also lehren, der wird der Kleinste heißen im Reiche der Himmel. Wer sie aber thun und lehren wird, der wird groß heißen im Reiche der Himmel. Hört ihr das, meine lieben Zuhörer! Bauen sollt ihr in euerm Leben. Bei der großen Rechenschaft genügt es nicht zu sagen: Ich bin ein guter Mensch, ich war nicht so und so einer, ich habe dieses und jenes nicht gethan, sondern an uns ergeht die Frage: wer warst du aber, was für einer, was hast du denn aber gethan, mit einem Wort, was hast du gebaut? Junger Mensch, die Welt, in welche du hineintrittst, ist dir vielleicht nicht in allen Stücken recht, du siehst darin viel Ungehöriges und Schlechtes. Aber was ist damit geleistet, daß du dich gegen alles Bestehende verbitterst und es, soweit dein Arm reicht, in Trümmer schlägst; nur wenige Jahre, und über dich kommt die Klage über dein eigenes Zerstörungswerk und die Angst vor dem nachfolgenden Nichts, und nun richtest du die Trümmer sorg-

fältig wieder auf und legst noch mehr Schutt, Vorurtheil und Unsinn noch oben drauf. Statt aufzulösen, baue du in deinen jungen Jahren, gründe dir ein Dasein, erwirb dir Vertrauen, dann erst ändere, bessere und reiße nieder, was dir auch jetzt noch unrecht erscheint. Baue, du junge Hausfrau! In deinem neuen Hause findest du Manches, das dir gar nicht recht liegt, aber davon, daß du nun von heute auf morgen durch einen neuen Brauch den alten deiner Schwiegermutter verdrängst, hängt das Wohl und Wehe deines Hauses nicht ab; vorläufig hast du viel Wichtigeres zu thun, du sollst ja ein Haus bauen, du weißt, jenes innere und unsichtbare Haus im sichtbaren drin, den innern Zusammenhalt und die Verträglichkeit, die Geduld und Schonung, die Liebe und den Frieden. Dann kommt mit diesem Geist der neue Brauch von selbst. Und du, Gemeindevater, jetzt höre mit Klagen und Schimpfen auf, lange genug hast du mit Andern den Kopf zusammengesteckt und sie merken lassen, es bessere nicht, bis du selber mit am Ruder seiest oder gar am Steuer — jetzt bist du so weit, jetzt baue, jetzt will man nicht mehr bloß deinen Tadel hören, sondern deine Thaten sehen.

Allein, meine lieben Zuhörer, wenn wir einmal an's Bauen hingehen, dann merken wir sehr bald eins: daß, um etwas zu Stande zu bringen, man einen Plan haben muß; man muß etwas wollen im Leben und wissen was man will, man muß schon jetzt das Bild dessen, was erst noch werden soll, in der Seele tragen. Siehst du, mein Zuhörer, wenn du so in's Leben hinausstürmst und um dich schlägst in deinem Zorn über das Bestehende, dann dünkst du dich vielleicht groß und bemerkst gar nicht, wie eben jetzt alle welterfahrenen und bewährten Christen dich einer Prüfung unterwerfen und einzig fragen: schimpft er nur, kann er nur dreinschlagen, oder will er etwas, und was will er? Trägst du nun wirklich eine neue Welt in deiner Seele und arbeitest du mit Hingebung daran, diese neue Welt in's alte Leben

hinaus zu setzen, dann fürchtet man dich nicht mehr und verachtet dich nicht, denn du meinst es aufrichtig, du suchst etwas und nicht bloß dich selbst, man beginnt dir zu vertrauen, man erblickt in dir nicht bloß den Niederreißer, sondern den Erfüller. Darum frage dich, mein Zuhörer, will ich etwas Bestimmtes, was will ich, trage ich das Gottesreich, trage ich das Bild einer bessern Zukunft in meiner Seele?

Darfst du auf diese inhaltsschwere Frage mit Ja antworten, dann laß dich fürder nicht mehr irre machen weder in deinem Niederreißen noch in deinem Bauen, nicht von rechts und nicht von links. Nicht von rechts: sie werden dir Angst machen wollen und sagen, das Ende deines Unternehmens sei die Zerstörung alles Heiligen; allein wenn du den ewigen Willen Gottes erkannt hast und diesen hier und dort zu vollziehen strebst, der endet nicht im Nichts, der schafft etwas, er dringt durch und gebiert aus sich heraus etwas Besseres, als zuvor da war. Aber auch von links laß dich nicht irre machen: sie sagen dir, erst müsse die alte Welt bis auf den Grund niedergerissen sein, nur so könne es besser werden; du aber weißt, daß zum Auflösen jeden Augenblick auch schon das Erfüllen, zum Niederreißen das Bauen gehört, daß sie den zweiten Tempel bauten, allerdings das Schwert in der einen Hand, aber Spaten und Kelle in der andern, und daß der dritte Tempel nur sehr allmälig gebaut wurde, nur Theil um Theil, so daß das Neue sofort an die Stelle des Niedergerissenen trat.

Mein Zuhörer! Vor Allem schaue auf Jesus. Die Vorwürfe schmerzten ihn tief, daß er, der große Baumeister, als ein muthwilliger Zerstörer gelten sollte. Allein, hätte er sich irre machen lassen, wo wäre heute sein Werk? So laß dich einen Zerstörer schelten, du aber baue still und unentwegt.

Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht

(Grundsätze Jesu)
1878

Matth. 5, 29. 30. Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir; ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir; denn es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde.

Allerdings, meine lieben Zuhörer, haben einzelne Menschen mit unsern Texteswortem schon buchstäblichen und blutigen Ernst gemacht; Schwärmer zürnten aus einem minder oder mehr verrückten Grunde über die eine oder andere ihrer Hände, ergriffen ein Beil, hieben sie ab und warfen sie von sich. Gleichwohl ist es nicht meine Absicht, euch vor solchem Mißverständniß unseres Textes aus Buchstabenglauben zu warnen; ich halte das nicht für nöthig; ich fürchte vielmehr, ihr möchtet, weil ihr die buchstäbliche Deutung mit Recht für falsch haltet, mit diesem Worte Jesu überhaupt nichts anzufangen wissen, es links liegen lassen oder ganz bei Seite werfen. Dieß wäre ein Schaden. Ihr ginget dadurch eines Wortes verlustig, welches in den mißlichsten und schwierigsten Lagen eures Lebens noch oft euch Leuchte und Stab werden kann. Ihr würdet euch selbst berauben. Der eigentliche Sinn von Jesu Wort ergibt sich nämlich aus dem Zusammenhang wie von selbst. Unmittelbar vorher sagt er: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen. Damit erinnert uns Christus an

eine Menge von Verhältnissen, welche lieblich beginnen, sich nahe an unser Herz heranschmeicheln und dennoch, wenn wir ihnen kein Ende machen, uns höchst gefährlich werden können. Hier, sagt Jesus, bedürfe es die schärfsten und rücksichtlosesten Maßregeln um abzubrechen.

Meine lieben Zuhörer! Schon diese erste Andeutung über den eigentlichen Sinn unseres Textes zeigt uns Jesus von einer Seite, die wir sonst selten oder nie beachten. Von seinen Zeitgenossen hielten ihn einige für den wiedererstandenen Propheten Jeremia wegen seines milden, gemüthvollen, liebenden Wesens. Andere sagten dagegen: nicht Jeremia, sondern das gerade Gegentheil von ihm, Elia, ist wieder erstanden, seht doch diesen Jesus, so streng, so schroff, so rücksichtlos, aber auch so feurig. Diese Verschiedenheit der menschlichen Ansichten über Jesus wundert uns zuerst sehr, denn zunächst scheint es uns unmöglich, daß irgendwer zugleich dem Jeremia und dem Elia habe ähnlich sehen können. Sehen wir aber genauer zu, so erblicken wir eben darin eine Eigenthümlichkeit Jesu, daß er die Liebe des Jeremia und den Glauben des Elia in sich vereinigte. Ja, Jesus war allerdings der milde, geduldig schonende Menschenfreund, allein wer ihn bloß als solchen preist, hat ihn nicht ganz erfaßt; er war nicht minder ein geschlossener und unerbittlicher Kämpfer, unentwegt in seinen Entschlüssen, rasch in seinen Thaten. Mehr noch: Jesus hatte in sich selbst schwere Kämpfe zu bestehen, aus seiner eigenen Erfahrung wußte er etwas von dem Auge, das man ausreißen, von der Hand, die man abhauen soll. Sein Herz war durch so viel Bande der Liebe an seine Familie gekettet, als die Pflicht an ihn herantrat und ihn für immer derselben entriß. Er ging durch Augenblicke hindurch, wo selbst die reine Liebe Sünde wird, weil sie abhält, dem Rufe Gottes zu folgen, weil sie vom engen und steilen Pfad der Pflicht abzieht. Man kann schmerzlich bewegt fragen: warum muß der Mensch an solche Scheidewege gestellt werden? aber man kann

nicht läugnen, daß es der Fall ist. Wohlan, aus dieser Thatsache heraus laßt uns das vorliegende Wort Jesu begreifen und es anwenden auf unser eigenes Leben. Es soll uns leuchten und stärken in dem

Kampf zwischen Liebe und Pflicht.

I.

Meine Zuhörer! Beginnen wir mit Worterklärungen. Aergert dich dein Auge, deine Hand — ärgert, dieser Ausdruck hat eine doppelte Bedeutung, ärgern heißt Anstoß nehmen und Anstoß geben. Diese Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern, d. h. an mir Anstoß nehmen, an mir irre werden. Hier dagegen bedeutet es Anstoß geben: lockt dich dein Auge, deine Hand, wollen sie dich verführen, drohen sie dir gefährlich zu werden. Dein Auge, deine Hand — ja nicht diese selbst, sondern im Auge der verlangende Gedanke, in der Hand die ersehnte That, aber beide, Gedanke und That, dir angewachsen, tief in deinem Herzen liegend, scheinbar unzertrennlich von dir, dein rechtes Auge, deine rechte Hand, dein liebster Wunsch, dein schönster Weg. Und gleichwohl ausreißen, gleichwohl abhauen, den Gedanken aus dem Herzen reißen, dem Wege ein Ende machen und einen andern anschlagen, das wird uns hier befohlen, das fordert unser Text.

Uebersetzen wir das in unsere Worte, so heißt das zunächst, der Mensch muß auch „nein" sagen können, unglücklich der, welcher das nicht kann. Zwar sagt das Sprichwort, der Zug des Herzens sei des Schicksals Stimme; allein das ist nur halb wahr, das Herz für sich allein, so trotzig und so verzagt, so begehrlich und so überdrüssig, so launisch, so unfest ist ein schlechter Führer, ein Irrlicht. Du siehst ein Weib an, seiner zu begehren — das ist auch deines Herzens Stimme, scheinbar erst ganz unschuldig klingend; aber gib du nur nach, laß dich gehen, ziehe den Gedanken groß, suche die Frau wieder und wieder zu sehen, dann siehe zu, wohin das führt. Allein,

das ist am Ende eine Liebe, an der von vornherein Schuld haftet. Es gibt aber auch anfänglich schuldlose Liebe, von der man sich nicht blind darf führen lassen; Liebe zu Vater und Mutter, Liebe zu den Geschwistern, Liebe zu Kind und Kindeskind sind doch lauter schöne und edle Gefühle; aber auch diese Liebe, wenn sie nicht wagt, nein zu sagen, führt in's Verderben, hat schon oft dahin geführt. Die Liebe muß stets ein Gewissen haben, und höher auch als die liebste Person muß ihr Recht und Unrecht gelten. Du gibst nach und immer nach und nennst das Liebe; meinst du wirklich, das sei ächtes Gutmeinen mit dem Andern, nein, das ist nur Bequemlichkeit, Mangel an Muth, an Liebe zum Guten, zur Wahrheit.

Aber allerdings, das feste „Nein" ist eine schwere Sache, und man weiß oft nicht, was schwerer ist, dieses „Nein" Andern zu sagen oder aber sich selbst, Andern, die man liebt oder fürchtet, Andern, die das gar nicht erwartet haben, Andern, die jetzt tief gekränkt oder schwer erbost dreinschauen, Andern, die Einem dieses Nein nie vergessen werden, oder aber sich selbst dieses Nein zuzurufen, mitten in den tobenden Sturm unserer Gefühle und Leidenschaften hinein, wo nichts mehr fest ist, nichts mehr an seinem Platze steht, wo Alles anstürmt, bittet, schmeichelt, droht — gleichwohl ein „Nein".

Ja, mein Zuhörer! dieses „Nein" ist außerordentlich schwer, erst es zu beschließen und dann es dem Andern auszusprechen, allein so schwer dieses Nein ist, so nöthig ist es doch; glaube mir, es reut dich nicht, während das Gegentheil dich reuen wird, daß du von deiner Liebe gegen dein besseres Wissen und Gewissen dich hast ziehen und hinreißen lassen.

II.

Unser Text gebietet uns aber auch, mit unserm „Nein" nicht allzulange zu warten, sondern gleich zu Anfang der drohenden Verwicklung den bestimmten Entschluß zu fassen

und sofort auszuführen, ob auch unter Schmerzen, doch freiwillig, aus eigener That heraus, unerbittlich. Diese Mahnung macht uns darauf aufmerksam, daß wir Menschen unendlich viel mehr Kinder der äußern Verhältnisse als Kinder unserer eigenen Entschlüsse sind. Auch diejenigen, welche zu schieben glauben, werden geschoben; man sollte meinen, wie viel sie zu sagen haben, wie frei sie Alles lenken; sieht man dann aber genauer zu, so merkt man bald, wie auch sie selber wieder geleitet, gelenkt, zuweilen an der Nase herumgeführt werden und das gar oft durch recht kleine Umstände oder Personen. Geradezu unbegreiflich aber ist es, in welch gleichgültiger und träger Weise wir gewöhnliche Menschen die Dinge gehen lassen, wie sie können und mögen. Wir wissen, es kommt auf dem Wege, den sie gehen, nicht gut, es kann nicht, nie und nimmer, wir wissen auch, wie zu helfen wäre, allein uns zu ermannen und schon jetzt, noch ehe es zu spät ist, das Geeignete vorzukehren, dazu sind wir in Gottes Namen nicht zu bringen.

Mein Zuhörer! Laß dich warnen. Sieh dir den Ort an, wo du stehst, die Lage, in der du dich befindest. Ich will dir sogar zugeben, du seiest ohne deine Schuld dahin gerathen. Allein schaue um dich, blicke voraus, dann können dir gewisse Gefahren nicht entgehen, welche deiner warten und mit jedem Tage größer werden. Gib Acht, gib Acht, die Zeit ist eine Macht, gegen die du eines Tages nichts mehr vermagst. Darum lauf der Zeit voran, fange sie in ihrer eigenen List. Sofort beschließe, unverzüglich setze in's Werk was nöthig ist, reiße den verführerischen Gedanken ganz und gar aus deinem Herzen, brich mit deiner Vergangenheit, mit diesem oder jenem Verhältniß ganz und gar. Unsere Mundart hat einen ganz trefflichen Ausdruck, sie sagt: „Man muß abhauen“. Unglücklich, wer das nicht kann, wer seine ganze Vergangenheit stets mit sich herumschleppt, aus der Menge der ihn umgebenden Verhältnisse nie herauskommt und nicht zu thun vermag, was der heutige Tag von ihm verlangt, was ihm morgen schon

schwerer sein wird, übermorgen noch schwerer und in einem Monat ganz unmöglich. Ja, es thut freilich weh, aber morgen nicht mehr so sehr, übermorgen noch weniger und in einem Monat freut es einen. Man muß abhauen können.

III.

Die dritte und letzte Lehre, welche unser Text uns gibt, lautet: Opfere dem Ganzen den Theil. Ausdrücklich und nachdrücklich heißt es zweimal, bei Markus sogar dreimal: es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde. So handelt der Feldherr, er opfert ein Regiment, vielleicht das beste, seinen Liebling, der Rettung des ganzen Heeres. So mußt ja auch du selbst handeln, wenn dein vorsichtiger Arzt nun an dein Bette tritt und spricht: ich lasse dir die Wahl, entweder muß ich dir die Hand amputiren oder du mußt dein Leben verlieren, der Brand frißt weiter und weiter. Handle im Geistigen auch so: gar oft liegt vor dir in der einen Wagschale ein Stück zeitliches Glück, in der andern dein ganzes ewiges Heil. Du klammerst dich vielleicht an dieses Stück zeitliches Glück, du vermagst gar nicht drüber weg zu schauen, aber in deinen Armen schmilzt es dahin wie der Schnee im März, wird kleiner und kleiner und ist am Ende gar nicht mehr vorhanden, und nun bist du ganz unglücklich, denn das Höhere und Bleibende schlugest du aus. Handle umgekehrt, mein Zuhörer! Halte dich mehr und mehr zu den Menschen, welche ihrer Seele ewiges Heil über Alles setzen, welche vor Allem darauf achten, daß nur diese nicht Schaden nehme, welche dafür halten, es sei nicht gut, etwas wider sein Gewissen zu thun, denen der innere Friede und ihre Gemeinschaft mit Gott über Alles gehen. Alsdann werden dir all die einzelnen Stücke irdischer Glückseligkeit viel gleichgültiger werden; es wird dich freilich auch so noch hart genug ankommen, diesem zu ent-

sagen, auf jenes zu verzichten, aber du weißt jetzt, in diesem Spiel ist der Gewinn weit größer als der Einsatz, der Theil ist verloren, aber das Ganze gewonnen und in dir wohnt ein Friede, der ein Balsam ist auf die Wunde, welche der Verlust deinem Herzen riß.

Mein lieber Zuhörer! Sage mir zwei Dinge ja nicht mehr. Sage nicht, ich weiß mit diesem Worte Jesu nichts anzufangen. Du siehst jetzt, nicht buchstäblich gefaßt, sondern bildlich gedeutet gibt es seinen guten Sinn. Noch weniger aber sage mir, ich komme nicht in den Fall, es anzuwenden. An solche Scheidewege ward ja nicht bloß ein Paulus, ein Luther gestellt, sondern auf ihm sieht sich jeder einfache Mensch zu Berg und Thal, auf dem Scheideweg zwischen Liebe und Pflicht. Denke dann daran, daß schon Jesus gewußt, wie viel das sagen will, und daß der Schmerz der Entsagung auch in seiner Seele noch lange nachzitterte. Aber gereut hat's ihn nie.

Die heilsame Macht über Andere

(Grundsätze Jesu)
1878

Matth. 17, 19. 21. Da traten die Jünger beiseite zu Jesu und sprachen: Warum haben wir den Teufel nicht austreiben können? Jesus aber antwortete: Dieses Geschlecht fährt nicht aus als nur durch Beten und Fasten.

Meine Lieben! Unsere Betrachtungen über die Grundsätze Jesu neigen ihrem Ende zu und suchen einen Uebergang zu gewinnen zu ihm selbst und zwar zunächst seinem Leiden und Sterben. Einen solchen Uebergang bildet uns heute die Wahrnehmung, welche gewaltige Macht Jesus über Andere besaß. Einzig dieser seiner Macht über Andere verdanken wir schon, daß wir überhaupt von ihm wissen, denn während seine Spur in den Herzen der Seinen eine unauslöschliche blieb, erzeigte sich die, welche er im äußern Weltleben zurückließ, als eine äußerst flüchtige und bald verwischte. Die Seinen nun überlieferten uns, was er ihnen und der Welt gewesen war. In ihrer Erinnerung stand er da als Einer, der jedem Sturme Stille gebietet, ungebahnte Pfade furchtlos dahinschreitet, für alle Noth eine Hülfe weiß, dem vor Allem aus die verschiedenen bösen Geister, die im Menschen ihr Wesen haben, gehorchen. In diesem letzten Zug findet Jesu Macht über die Menschenseelen bis hinab in ihre Tiefen einen besonders schönen Ausdruck.

Woher kam denn solches? Welcher Seite von Jesu Wesen entstammte diese Macht? Verschiedene Antworten bieten sich

und enthalten alle Wahrheit. Man kann sagen: ein Theil seiner Macht lag in der Stille und Verborgenheit seines Wirkens — wer wirkt mehr als Gott, und doch, wer geht stiller seinen Weg durch die tiefen Wasser als Gott? Auch darin war Jesus seinem himmlischen Vater ähnlich, und darum wirkte er so viel. Es ist mit der Macht über die Menschen wie im Volksmärchen mit der Hebung eines Schatzes: derselbe steigt empor aus dunkler Tiefe, aber sagst du ein Wort dazu oder später ein Wort davon, dann ist er entschwunden. So verhält es sich auch mit deinem Einfluß auf Andere; machst du gackernd wie die Henne nach gelegtem Ei ein Wesen draus, dann ist er weg, dein Lohn dahin. Jesus rühmte nie was er that, und wollte nicht, daß Andere rühmen. Wieder kann man sagen: er verdankte seine Macht über Andere seiner Klarheit über das zu erreichende Ziel, welche Vertrauen zu ihm erweckte, oder seiner Liebe, welche ihm die Seelen erschloß und die Herzen gewann; in seiner Nähe thaute man auf, ward froh, ward besser und gab sich zuweilen selbst entgegen dem eigenen Wünschen und Wollen einem höhern Zuge hin. Hier liegt das Geheimniß seiner Macht.

Meine lieben Zuhörer! Das Alles lassen wir in vollem Maße gelten, aber wir wollen heute noch einen Schritt darüber hinaus thun und prüfen, wie Jesus selbst in unserm Text seine Macht über die bösen Geister in den Menschen erklärt. Während der Meister mit seinen vertrautesten drei Jüngern auf dem Berge der Verklärung weilt, naht den neun übrigen ein Vater mit seinem mondsüchtigen Sohn und bittet sie flehend um Heilung desselben. Der Fall kommt ihnen sehr gelegen. Jetzt wollen sie zeigen, wie viel sie vermögen auch ohne den Meister. Allein sie kommen übel an. Ihr Wunder mißlingt, ihr Unvermögen wird offenbar. Da naht Jesus und hilft. Gekränkt und beschämt wollen nun die Jünger von Jesu wissen, warum sie selber nichts vermochten, und erhalten von Jesu die Antwort: diese Art fähret nicht

aus als durch Beten und Fasten. Der Zusammenhang zeigt, daß diese beiden Anforderungen sich nicht auf den beziehen, der geheilt werden soll, sondern auf den, welcher den Andern heilen will, der soll beten und fasten können. Sehen wir, was das heißen will,

daß die heilsame Macht über Andere im eigenen Beten und Fasten liegt.

Wenn wir diese Ausdrucksweise Jesu in unsere Sprache werden übersetzt haben, werden wir erkennen, wie gut dieser Rath zu brauchen ist.

I.

Meine Zuhörer! Ihr wißt allzumal, wie sorgfältig Jesus, doch selbst ein großer Beter, sich die Gebetssitte seines Volkes vom Halse hielt. Er haßte das Gesehenwerden beim Beten, er mochte das Wortemachen nicht und ebensowenig den Aberglauben, durch Beten erweise man Gott einen Dienst, und den andern, das bloße Geplapper vermöge etwas bei Gott. Daher dürfen wir auch hier nicht annehmen, Jesus habe etwa mit selbem mondsüchtigen Knaben gebetet oder sei mit Beschwörungen im Namen Gottes auf ihn eingestürmt. Nein, auch hier war Jesu Gebet ein stilles, innerliches, von Menschen ungesehenes, erst nachträglich den Jüngern anvertrautes. Gleichviel ob in bestimmte Worte gefaßt oder nicht, war dieses Gebet Jesu eine Erhebung seiner Seele zu Gott. Hier hatten menschliche Wege ihre Endschaft erreicht, der liebende Vater des mondsüchtigen Knaben hatte all' die Jahre her kein Mittel unversucht gelassen. Da war es denn stets die Weise Jesu, geradewegs zu Gott zu gehen und in allen Stücken seine Hülfe anzurufen, überzeugt, daß auch in dem verzweifeltsten Falle Gott noch Mittel und Wege offen habe, daß bei ihm kein Ding unmöglich sei, vielmehr möglich Alles,

was bei Menschen unmöglich. Wir mögen damit einverstanden sein oder nicht, es loben oder tadeln, es verständig oder unvernünftig finden, das bleibt gewiß, Jesus besaß ein Gottvertrauen von einer Stärke und Unbedingtheit, die geradezu Staunen erwecken, und so oft er vom Glauben spricht, wie gerade in dem Verse, welcher zwischen den zweien unseres Textes mitten drin steht, ist es die Kühnheit des Glaubens, welche Jesus als sein schönstes Merkmal hervorhebt. Jesus war der Meinung, wir können gar nicht stark genug glauben, nie zu viel von Gott erwarten, Gott liebe solchen mächtigen Glauben, lasse ihn nie zu Schanden werden, sondern segne ihn und helfe, freilich in seiner Weise oft nicht sofort, oft lange nicht, oft geheimnißvoll, aber ganz gewiß. Deßhalb, wenn Jesus dann gebetet hatte, wartete er auf das Kommen Gottes, schaute seine Wege und gab ihm die Ehre, pries ihn und dankte ihm. So liegen die Dinge, mögen wir nun dieses oder jenes dazu sagen. Dieses Gottvertrauen machte aber nicht bloß ihn selber stark, sondern seine Unverzagtheit in jeder Lage und am schlimmsten Tage, seine unverbrüchliche Hoffnung auf Rettung, auf ein Heil in alle Wege machte ihn zu einem Halt, einem Stecken und Stab auch für die Andern, an seinem Glauben rankte sich wie Epheu der schwächere Glaube der Andern empor, der Glaube aller derer, welche mit selbem Vater sprechen: ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.

Doch, meine lieben Zuhörer, das Gottvertrauen allein thut es noch nicht. Darum gesellt sich in unserm Text zum Beten noch das Fasten hinzu. Was bedeutet das in Jesu Mund? Nicht etwa bloß die kürzere oder längere Enthaltung von dieser oder jener oder von allen Speisen, sondern zunächst eine gedrückte und trauernde Seelenstimmung, in welcher der Mensch nicht essen mag, mit welcher er aber nicht großthun, nicht vor den Menschen scheinen soll; sodann — so hier — die innere Bereitung des Menschen auf Schweres und

Wichtiges, während welcher der rechte Mensch auch nicht genießt und schwelgt, sondern die Speisen kaum berührt, statt dessen sich sammelt, faßt, über alle seine Kräfte Leibes und der Seele Heerschau hält, sie alle und sich selbst in Zucht nimmt, Unnöthiges bei Seite läßt, entsagt, sich ganz auf das richtet, was jetzt zu thun ist. Da heißt dann fasten: nüchtern, seiner selbst mächtig, zuverläßig sein. Auch das war Jesus. So sehr er auch auf Gottes Beistand vertraute, nie verließ er sich faul und thatlos auf ihn und ließ sich und die Sache gehen, sondern glich einem allzeit Gewappneten und Gerüsteten, der auf Alles vorbereitet und gefaßt war. Er war ein Kämpfer Gottes. Ohne Gepäck, ohne Lärm that er wie der Geringsten einer seinen Dienst, machte sich denselben nicht leichter, sondern schwerer, ging ganz in ihm auf. Auch dies erwarb ihm Vertrauen, gab ihm Macht über die Andern. Es verlieh ihm die Sicherheit dessen, der jederzeit seine Pflicht thut, nicht nachholen muß, nie sich überraschen, sondern stets auf seinem Posten sich finden läßt, bereit mit dem rechten Worte, mit der nöthigen That. Er erschien deßhalb den Leuten wie einer jener seltenen Aerzte, bei denen es den Leuten so wohl wird, die ihre Kunst und die Leute wohl kennen, jederzeit nüchtern über alle ihre Hülfsmittel gebieten, sicher zufahren, ein feines Auge haben für das Geistige im Menschen, die schlummernde Kraft, die Hülfe, die von innen kommt, vor Allem aber auf Gott vertrauen, den Kranken fühlen lassen, wie er selbst in höherer Hand liege und die letzte Hülfe stets von oben stamme, die dann Gottes Wegen nachgehen und ihm in allen Dingen die Ehre geben. An dem Zutrauen, das so ein Arzt genießt, bekommt ihr eine Ahnung, mit welcher Gewalt der große Seelenarzt sich der Herzen der Menschen bemächtigte, ihnen zum Heil, denn er zog sie nach oben.

II.

Meine lieben Zuhörer! Hier ist der Punkt, wo unsere Nachfolge Jesu einsetzen muß. Das ist doch gewiß unser Aller Klage, daß uns so wenig Macht und Einfluß gegeben sei über das Innere derer, die uns anbefohlen sind, daß da Geister hausen, denen wir nicht Meister werden, daß sie Leuten vertrauen, die es viel weniger gut mit ihnen meinen als wir, sie wohl gar zum Bösen verleiten und jene düstere und schreckliche Macht zu ihrem eigenen Verderben über sie gewinnen. Allein, meine Zuhörer, bloße Klagen sind da nutzlos, helfen nicht, bessern nichts daran. Wir müssen es anders angreifen, vor Allem bei uns selber anfangen, fasten, das will sagen, uns selber in Zucht nehmen, über uns eine Macht gewinnen, da unsere Macht über Andere ja immer nur so weit reicht wie die über uns selbst. Wir müssen ruhig werden, allzeit gefaßt, in gleichmäßiger Stimmung, nicht jetzt zu schwach und dann wieder zu hart; wir dürfen nie etwas befehlen, das wir selber nicht thun können oder mögen; wir sollen mit dem eigenen Beispiel vorangehen, selbst Erlaubtem entsagen, wenn es den uns Anbefohlenen zum Schaden gereicht, nie Bedürfnisse bekämpfen, so lange wir ihnen selber fröhnen, nie über die Genußsüchtigkeit der heutigen Jugend jammern, während wir selber schwelgen, nie über ihre Zuchtlosigkeit, während wir bei uns selber kein strammes Regiment führen; nein, wir müssen vorangehen in der Bedürfnißlosigkeit und der festen Zucht, die Last stets am schwereren Orte fassen und uns das Leben lieber saurer als leichter machen. Es ist gar nicht zu sagen, welche Macht schon darin liegt. Bisher haben die um uns her geglaubt, zum Glücke gehöre ganz nothwendig, daß man dieses habe und jenes genießen könne. Nun sollen sie wahrnehmen, daß wir jenes haben, dieses genießen könnten, aber freiwillig entsagen und unser Glück in Dingen suchen und finden, die auch ihnen zugänglich sind.

Meine Zuhörer! Die letztvergangenen Zeiten des äußern Aufschwunges und Wohlergehens haben uns verdorben, unsere Väter, unsere Großmütter verstanden besser als wir zu darben, mit Wenigem zufrieden und dennoch glücklich zu sein. Es wird Zeit, daß wir bei ihnen in die Schule gehen und wieder fasten lernen.

Aber nicht fasten bloß, sondern auch beten. Meine Zuhörer! Wir sind über unzählige Naturvorgänge heute aufgeklärt, über eine Fülle Naturkräfte heute Herr, die alle unsern Vorfahren in Dunkel gehüllt und noch nicht in die Hand gegeben waren. Allein diese größere Gewalt hat uns eher schwächer gemacht als stärker, denn an dieses uns Bekannte und uns zur Hand Liegende klammern wir uns und wissen nichts davon oder wollen nichts wissen, daß das Beste, das Größte und Höchste noch darüber hinaus liegt und immer liegen wird, und daß es Dinge gibt, die uns Menschen unmöglich, aber Gott möglich sind. Deßhalb stehen wir da, wo unsere natürliche Macht über Andere ein Ende erreicht, überhaupt in allen schwereren Fällen rathlos da, sehen keinen Ausweg, verzweifeln an jeder Hülfe. Die Natur soll Alles thun, und die thut nun gar nichts mehr als verderben. Nicht umsonst heißt es, Noth lehrt beten. Es ist gar nicht zu sagen, welch' ein Trost und welche ganz neue Kraft darin liegt, wenn man sich einmal über all' die natürlichen Vorgänge, Ursachen und Wirkungen betend hinausschwingt und betend sich geradewegs in Gott selbst hineinwirft, betend eigene wie fremde Noth an sein Herz legt. Das Zutrauen kehrt wieder, der Glaube, daß eine Hülfe möglich sei, und in die Seele nieder steigt eine Ahnung jener unzähligen stillen Wege Gottes, auf denen er möglich macht, was unmöglich schien. Gestern war noch nichts sichtbar, heute nicht viel, aber morgen steht es vollendet da, und nun erst gewahren wir zurückblickend, wie Gott nie müßig war, sondern unmerklich schuf, was wir unter großem Lärm nicht zu Stande gebracht haben. Darum, liebe Zuhörer, wo ihr aus euch

selbst an andern nichts mehr ausrichtet, da versucht es mit Gott, macht selbst die Probe, ob nicht geholfen wird, aber auch die Probe, ob damit euch nicht eine ganz neue Gewalt gegeben ist über die Herzen der euch Anbefohlenen, ein neues Zutrauen zu ihnen, neue Liebe, neue Ausdauer in der Milde.

Meine Zuhörer! Deßhalb, fraget ihr wie die Jünger: warum konnten wir den Teufel nicht austreiben, warum vermögen wir so wenig über Andere? so lautet die Antwort heute wie dazumal: diese Art wird nicht anders ausgetrieben als durch Fasten und Beten.

Christus hat nicht umsonst gelitten

In der Passionszeit
1878

Mark. 15, 16—24. Die Kriegsknechte aber führten ihn hinein in das Richthaus, und riefen zusammen die ganze Schaar; und zogen ihm einen Purpur an, und flochten eine dornene Krone, und setzten sie ihm auf; und fingen an ihn zu grüßen: Gegrüßt seist du, der Juden König. Und schlugen ihm das Haupt mit dem Rohr, und verspeieten ihn, und fielen auf die Kniee und beteten ihn an. Und da sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Purpur aus, und zogen ihm seine eigenen Kleider an, und führeten ihn aus, daß sie ihn kreuzigten; und zwangen Einen, der vorüber ging, mit Namen Simon von Kyrene, der vom Felde kam (der ein Vater war Alexandri und Rufi), daß er ihm das Kreuz trüge. Und sie brachten ihn an die Stätte Golgatha, das ist verdolmetschet Schädelstätte. Und sie gaben ihm Myrrhen im Wein zu trinken; und er nahm's nicht zu sich. Und da sie ihn gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkäme.

Meine lieben Zuhörer! Bekannt ist euch Allen wohl folgende Erzählung: Als man den Frankenkönig Chlodwig im Christenglauben unterwies und ihm auch vom Leiden und Sterben Christi sprach, fuhr er entrüstet auf und rief: o, daß doch ich und meine Mannen da hätten mit dabei sein können, wie würden wir die schurkischen Juden zu Paaren getrieben und Jesus befreit haben! Nun ist allerdings diese Auffassung vom Leiden Christi kaum die richtige und jedenfalls keine sehr tiefe, allein wenn mir die einzige Wahl bleibt, so ist sie mir doch noch viel lieber, als eine andere, auf die ich heute nicht selten stoße. Wird da erzählt von den Leiden

Jesu, von Allem, was er ertragen mußte, nachdem er es gar noch freiwillig auf sich genommen, dann steht auf manchem Gesicht die größte Gleichgültigkeit geschrieben, auf einzelnen wohl gar ein Zug der Verachtung. Daß, wenn man es doch besser haben könnte, man freiwillig Schweres auf sich nimmt, das vermögen diese Leute nun einmal nicht zu begreifen, sind vielmehr geneigt, jeden, der also handelt, für einen Schwärmer oder einen Thoren zu erklären. Noch weniger fassen sie den Nutzen einer solchen Handlungsweise, und sagt man ihnen gar, vom Leiden Jesu sei ein mächtiger und bleibender Segen ausgegangen, so sieht man sie ungläubig lächeln.

Meine Zuhörer! Solche Menschen erbarmen mich sehr. Das Guthaben ist ihr Gott. Aengstlich vermeiden sie Alles, was sie darin stören könnte. Sie gehen sogar eigentlichen Pflichten aus dem Wege. Vielleicht thun sie es mit einem bösen Gewissen, aber lieber noch dieses als eine Unannehmlichkeit. Hilft ihnen jedoch Alles nichts. Leiden bleiben ihnen nicht erspart. Sie werden hineingeworfen, ob sie wollen oder nicht. Wie übel leben sie dann an diesen. Stets blicken sie um sich, um zu entrinnen, doch umsonst. Jetzt sind sie ganz elend, sie müssen leiden und wissen nicht warum, wozu; das Leid lastet auf ihnen wie ein Fluch und bringt ihnen keinen Segen.

Meine Lieben! Bereiten wir uns daher rechtzeitig zu dem, was jeden von uns erwartet. Wir treten heute heran an die größten und schimpflichsten Leiden, die unser Herr und Meister zu erdulden hatte; thun wir das doch ja nicht gleichgültig, gehen wir vielmehr über uns selbst hinaus und in ihn hinein, suchen wir zu verstehen, was er litt und wie er litt, warum und wozu, dann geht von diesen Leiden ein Segen aus, sie werden fruchtbar auch für uns, und aus ihnen schöpfen wir einen großen Trost für Jesus und für uns selbst, es ist der,

daß Christus nicht umsonst gelitten hat.

I.

Vor Allem aus hat Jesus durch sein Leiden ein neues Heldenthum aufgethan, das dem ganzen Alterthum und manchem Menschen auch aus unserer Zeit fremd ist. Als Helden galten einer frühern Zeit die großen Sieger, oder unterlag einer, so war es auf dem Felde der Ehre, unter zujauchzenden Genossen, bedeckt mit ewigem Ruhm. Durch das gewöhnliche Leiden dagegen fühlte sich der Mensch herabgewürdigt, ja unter dem Fluche der Gottheit. Da gab es keine andere Hoffnung, als daß einem das Kreuz noch möchte abgenommen werden, ehe man sterbe und nicht mehr sei. Ja es warf solches Leiden in vieler Menschen Augen einen Flecken auf den Charakter, den Werth des Leidenden, Freunde traten zu ihm wie zu Hiob und bezüchtigten ihn irgend einer großen Sünde und Schuld, für welche das Leiden nun die Strafe sei, und wußten sie die Sünde nicht zu nennen, so behaupteten sie, es sei eine verborgene. Noch mehr: eben weil das gemeine Leid ein so hoffnungsloses war, setzte man der Verpflichtung, es bis hinaus zu tragen, gewisse Schranken — man durfte die Last, die einem allzu schwer oder geradezu unerträglich schien, von sich abwerfen und seinen Posten verlassen vor der Ablösungsstunde, das galt als erlaubt, ja gepriesen wurde nicht selten, wer es that. Das Leid hatte keine Stätte auf Erden. Es war etwas Dunkles, Unerklärbares, Schreckliches, an dem man mit verhülltem Angesicht vorübereilte.

Da zog Jesus dieselbe Straße und zog sie ganz hinab. Gerade das gemeine, das schimpfliche Leid fiel auf ihn und zwar in einem Maße, daß selbst seine Jünger an ihm irre wurden, und von dem Heldenthum einer frühern Zeit gar nichts mehr sichtbar war, sondern das Gegentheil. Und Jesus zog dennoch diese Straße bis hinaus, ganz unschuldig noch dazu. Damit schuf er ein neues Heldenthum, das des Leidens, Duldens und Tragens, das des Untendurchgehens, ein Heldenthum nicht für die Sieger und Könige, sondern für die kleinen

und armen Leute, für die Vielgehetzten und Vielgeplagten. Seit Christus gibt es einen Weg durch das Schwerste und Gemeinste hindurch und das ist ein Weg Gottes. Vielleicht geht man ihn ganz unschuldig. Seit Christus gibt es keine unerträgliche Last, kein hoffnungsloses Leid mehr.

Meine Zuhörer! Allerdings gab es einen Tag, da war das Kreuz Christi noch ein Zeichen des Fluches und der Schande. Allein das blieb es nicht. Es ward zu einer Fahne, der heute viel Tausende folgen zu Kampf und Sieg, zum Sieg auch mitten im Erliegen und Sterben. Sagt selbst, für wie viel Kranke und Leidtragende, für wie viele, denen die Menschen nicht helfen können, oder deren Kummer vor den Menschen nicht laut werden darf, ist das Kreuz Christi ein Trost und eine Auferbauung und der Kreuzträger ein Führer geworden.

Meine Zuhörer! So ist Christus schon dadurch, daß er litt, ein Bahnbrecher der Menschheit geworden und hat einen Weg gebahnt da, wo sonst keiner war, und erst nachdem er die Augen geschlossen hatte, fielen diejenigen seiner Jünger auf einzelne Stellen des alten Bundes, die bisher von ihnen nicht waren beachtet worden, und diese zeigten, wie zuvor schon die Ahnung, die Hoffnung und Verheißung einzelner Frommer diese gewesen war, daß der Erlöser der Menschen untendurch gehen sollte und ein Kreuzträger sein würde. Diese Verheißung war nun in Erfüllung gegangen.

II.

Aber nicht bloß, daß Jesus gelitten, ward zu einem Segen für alle Zeiten, sondern noch mehr, wie er litt. Zunächst schreckte die Thatsache, daß er leiden mußte, seine Jünger von ihm zurück und ward ihnen zum schweren Anstoß, und wenn ihre Herzen nachher wieder zu ihm zurückkehrten und neu ihm anhingen, so bewirkte das die Kunde, wie er seine Leiden getragen, zuerst und zunächst. Nicht umsonst spricht zu ihm der Schächer: Herr, gedenke an mich, wenn du in

dein Reich kommst; nicht umsonst bezeugt der Hauptmann: fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen. Er leidet nicht bloß unschuldig, sondern auch so sanftmüthig und geduldig, daß auch das allerschwerste Unrecht, das ihm angethan wird, ihm kein Unrecht auszupressen vermag. Er leidet schweigend. Kein Aufschrei über die Schande und Schmach, die sie muthwillig auf ihn häufen, kein böses Wort, dem Spott entgegengestellt. Er leidet mit ganz klarem Bewußtsein und verschmäht den betäubenden Trank. Er verleugnet und vergißt ob fremden Schmerzen seine eigenen. Er vergibt und stirbt versöhnt. Das gibt seinen Leiden eine völlig neue Gestalt, einen ganz andern Geist. Wohl bleiben sie äußerlich dieselben, gleich schwer und niederdrückend, aber inwendig liegt darin grad so viel Sieg, so viel Vollendung wie Schande auf ihnen. Es muß ihm Alles dienen: sie wollen ihn herabdrücken, peinigen und zur Verzweiflung bringen, aber sie können ihn nur verherrlichen, so daß er nach jeder Stunde der Heimsuchung noch größer dasteht als zuvor, uns noch lieber wird und näher an's Herz wächst.

Meine lieben Zuhörer! Machen auch wir aus unsern Leiden durch die Art und Weise, wie wir sie tragen, etwas, das sie zuvor nicht waren, eignen wir uns den Segen an, den Jesus für uns da hineingelegt hat. An sich ist das Leiden weder böse noch gut, weder Fluch noch Segen, und stets und immerdar bleibt es unangenehm und schwer zu tragen; die Heimsuchung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein. Allein eine friedsame Frucht kann daraus erwachsen, eine gute Schule kann es uns werden, in der wir viel lernen und etwas werden, das wir vordem nicht gewesen sind und sonst nie geworden wären. Darum bleibt nie stehen bei der Thatsache des Leidens; klagt nicht drüber, meint nie, durch das bloße Leiden den Himmel euch zu verdienen, sondern leidet so, wie Jesus litt, dann erst führt das Leid empor zum Himmel.

III.

Meine lieben Zuhörer! Noch erübrigt uns ein letzter, vom Leiden Jesu ausgehender Segen. Wir haben es bis jetzt bloß nach seiner menschlichen und unserer irdischen Welt zugekehrten Seite hin betrachtet. Vergessen wir aber nie, dieses Leiden war ein Wille Gottes, von Jesus in freiwilligem Gehorsam auf sich genommen. Doch Gott ist nie ein bloßer Wegweiser, der den Weg wohl angibt, aber nicht selber geht, sondern jeden Weg, den Gott weist, geht er selber mit. So auch den Weg hinauf nach Golgatha. Und so wie wir sagen können, wir kennten Jesus nicht so recht, wenn wir ihn nicht hätten leiden sehen, mit demselben Rechte können wir behaupten, wir kennten auch Gott nicht ohne Jesu Leiden. Wie viel Gott den Seinen werden kann, wird uns erst hier offenbar, nicht weniger aber auch, wie Gott ihnen immer mehr wird, in demselben Maße, als ein Gut um das andere von dieser Erde her von ihnen abfällt und verdirbt. Man spricht gewöhnlich von einer Erhöhung Christi erst nach seinem Tode. Ganz mit Unrecht. In seinem Leiden und Sterben, sollte man sagen. Da schon war Gott ihm so nahe und that ihm seinen ganzen Himmel auf. Da schon schöpfte er aus der Gemeinschaft mit ihm Kraft um Kraft. Da schon ließ Gott aus Christus hervorstrahlen alle die ewigen Güter, welche weder der Menschen Gewalt noch des Grabes Nacht entreißen und rauben können, alle die Schätze innigen Glaubens, starker Liebe bis in den Tod, unzerstörbarer Hoffnung. Da zeigte Gott, wie viel von seinem Gesandten noch blieb, nachdem die Menschen aus seiner Wirksamkeit ihn herausgerissen, Ehre und guten Namen ihm geraubt hatten, und während sie eben Hand anlegten an sein Leben. Denn nun war er ja mehr als je zuvor, nun war er der Treue, der Bewährte, der Sieger und Ueberwinder.

Meine lieben Zuhörer! Was aber Christus in seinem Leiden von Gott erfuhr, das ist eine Offenbarung Gottes

für alle Zeiten. Wenn Leiden über dich kommen, nicht eingebildete und selbstgemachte, sondern solche, in welche Gottes Wille und Weg dich hineinführen, gib Acht, dann fühlst du dich bald für so Manches aus der Gemeinschaft der Menschen, selbst derer, die dich lieben, herausgerissen und in die Einsamkeit getrieben. Gar viel will mit Gott allein durchgekämpft sein. Und nun ist er auch da und hilft. Nun ist er da und erschließt sich dir, und verwundert gewahrst du, wie viel er für leidende und kämpfende Menschen zu ihrer Stärkung und zu ihrem Troste bereit hält. Gewiß sagst du: ich kannte ihn bisher gar nicht recht, nicht so, wie ich ihn jetzt kenne. Gewiß sprichst du mit Vater Jakob: wie heilig ist doch diese Stätte, wahrlich, der Herr ist an diesem Orte und ich wußte es nicht; da ist nichts Anderes als Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Ja, meine lieben Zuhörer, auch ihr leidet nicht umsonst, aus dem Leiden tretet ihr heraus um eine Erfahrung und einen Glauben reicher, und vielleicht sprechet ihr später: näher war Gott mir nie als dazumal, nie wußte ich besser, was das sei, sein Himmelreich, wie viel von Liebe und stiller Gemeinschaft, von Trost und Stärkung, von Halt und Kraft Gott für den Leidenden bereit hält, vor Allem aber, sich selbst, sein wird man genössig, an ihm erlangt man Theil.

Meine Lieben! Wahrlich, Christus litt nicht umsonst. Vieler Könige große Werke sind zerfallen und vergessen. Dieses blieb stehen und strömt immer neuen Segen aus. So leidest auch du nicht umsonst. Auf Manches thust du dir heute viel zu gut, es wird dir schon morgen nichts mehr. Wo du aber von Gott gesandte Leiden mit Gott durchgemacht, da bleibt dir etwas, ein leuchtender und wärmender Sonnenstrahl von oben her in der Seele zurück.

Die sieben Worte am Kreuz

Am Charfreitag
1878

4. Mos. 23, 10. O daß ich stürbe den Tod dieses Gerechten und mein Ende würde wie dieses Ende!

Meine lieben Zuhörer! Nehmen wir heute den Tod Jesu ganz einfach als solchen, reden wir diesmal nicht von seiner Bedeutung im Rathe Gottes, sondern betrachten wir ihn, ein jedes von uns, mit dem Gedanken an sein eigenes bevorstehendes Sterben. Wir wünschen uns gar zu gern einen schönen Tod. Freilich denkt sich jeder unter einem solchen Verschiedenes, dieser einen unerwarteten, schnellen und sanften, ein anderer ein bewußtloses Hinüberschlummern, ein dritter eine langsame Auflösung mit Vorbereitung, klarem Bewußtsein und innerer Sammlung, mit Ordnung des Haushalts und Abschied von den Lieben. Allein das Schwierige an diesen Wünschen bleibt das, daß ihre Erfüllung von Umständen abhängt, die völlig außer unserm Bereiche liegen, von unserm Willen unabhängig sind und nur sehr selten eintreten. Auch das kann uns nicht entgehen, daß bei dem einen uns jede Weise des Sterbens einen schmerzlichen und unversöhnten Eindruck zurückläßt, bei dem andern dagegen jede Weise einen wohlthuenden und erhebenden. Es muß daher ein Sterben geben, das unter allen, auch den schwierigsten äußern Umständen ein schönes oder noch besser seliges genannt werden darf, und auf ein solches richten sich allgemach unsere Wünsche mehr und mehr.

Wir sagen nicht ferner: so oder so möchte ich sterben, sondern wir bitten Gott, er möge uns helfen, auch sterbend unsern Glauben zu bewahren, unserer Sache treu zu bleiben und diesem letzten größten Feind nicht zu erliegen, sondern ihn zu überwinden. Da thut sich denn eine wichtige Wahrheit uns auf, es ist die von dem innigen Zusammenhang des Sterbens mit dem Leben vorher. Das Sterben ist des Lebens größte That, seine reifste Frucht, seine Krone und Vollendung. Das Sterben entscheidet über des Menschen innern Gehalt und Werth, nicht über das, was er von Natur war, sondern über das, was er im Leben und durch das Leben wurde. Hast du Gott in deinem Leben wirklich gefunden, so behältst du ihn auch im Tode, warst du ein Kind Gottes zuvor, so bleibst du ein Gotteskind. Darum, wenn ich mahne, lerne sterben, so heißt das so viel als: lerne leben. Warte nicht auf diese oder jene Weise des Sterbens, diese oder jene Todesart, sondern bereite dir schon jetzt ein seliges Sterben durch ein Leben danach, durch das, was du im Leben wirst und in dein Sterben mit hineinbringst.

Meine lieben Zuhörer! Kein Sterben predigt uns diese Lehre lauter und eindringlicher als der Tod Jesu. Fürwahr, wenn je ein Tod unter schwierigen äußern Umständen erfolgte, so ist es dieser, und doch, wenn wir seine sieben Worte noch vom Kreuze herab vernehmen, müssen wir sagen: das ist ein Sterben, so schön, so selig wie keines — o daß meine Seele stürbe den Tod dieses Gerechten und mein Ende würde wie sein Ende! Das macht, hier blicken wir in die Tiefe von Jesu Seele hinein; ja das war er ganz und gar, so war er und hatte sich immer erzeigt. Nun bewährt er sich auch, besteht die Feuerprobe und steigt mitten durch Angst, Noth und Tod zu seinem Vater im Himmel empor. Darum durchgehen wir sie kurz,

diese sieben Worte Jesu am Kreuze.

I.

Mit den drei ersten macht er seinen Abschied von dieser Welt. Meine Zuhörer! Da werden wir denn kaum zu fassen vermögen, wie versöhnt er dies zu thun vermag, wie liebreich mitten unter seinen Feinden, wie hoffnungsvoll und glaubensmächtig in der Verlassenheit, wie theilnahmvoll, seiner selbst vergessen unter Schmerzen! Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. So betet in seiner letzten Stunde nur der, welcher schon oft und immerfort vergab, nur der vermag es. Vor Andern häuft sich die erlittene Unbill von Seiten der Mitmenschen mehr und mehr an, umgibt ihr Herz stets enger, wälzt sich auf dasselbe wie eine Last, unter welcher dasselbe fast erdrückt wird und doch nicht hervor kann. Höchstens bringt man es zu einem: vergeben will ich am Ende noch, aber vergessen kann ich nie und nimmer, oder aber: ich will im Frieden sterben, Gott soll zwischen uns richten. Nicht also Jesus: ihm ist vor Allem daran gelegen, daß seinen Peinigern der Zugang zu Gottes Gnade sich nicht verschließe, und deßhalb geht er geradewegs vor Gott und fleht zu ihm um seine Vergebung für sie. Und wie thut er dies? Indem er sie mit seinem: sie wissen nicht was sie thun, gar noch entschuldigt. Zwar daß sie ihn tödten und den Sterbenden gar noch verhöhnen, das wissen sie wohl, allein wie übel, wie verderblich sie handeln, das fühlen sie nicht, vielleicht glauben sie gar, etwas Gutes zu thun, es waren zum größten Theil nicht Bösewichter, sondern verblendete, aufgehetzte und in toller Aufregung befindliche Menschen. So, meine Zuhörer, urtheilen wir und wohl mit Recht, aber wir stehen ferne, wir sind unbetheiligt — daß aber Jesus, während er mißhandelt wurde, schon diesen Maßstab der Gerechtigkeit und der Milde in seiner Seele trug, das ist's, was wir ihm nachthun sollten.

Von seinen Peinigern wendet er sich an den einen

Schächer, der ihn hülfesuchend angefleht, und spricht zu ihm: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. So kann ihn also auch das Kreuz in seiner Weise, den glimmenden Docht nicht zu löschen und das geknickte Rohr nicht zu zertreten, nicht unterbrechen. Während sie ihn höhnen: er hat Andern geholfen und kann sich selbst nicht helfen, fährt er immer noch fort, Andern zu helfen, er, der Arme, noch Aermern zu geben, zu spenden. In die Menschenseele, die bis jetzt von Schuld und Elend bis zum Rande voll gewesen war, läßt er einen lichten Strahl der Hoffnung fallen. Die Hoffnung wird zum Trost. Ein Gefühl der Begnadigung durchströmt die Seele und weckt neuen Muth. Wie reich macht er doch den Schächer durch seine Armuth. So lebt durch Jesus in Gott auf, was vor den Menschen durchaus verloren gewesen.

Und nun erst wendet er sich zu seinen Liebsten auf Erden, zu seiner Mutter Maria und zu seinem Jünger Johannes: Weib, siehe, dein Sohn — siehe, deine Mutter. Er empfindet das ganze Weh der Trennung mit, er weiß, welch' eine Lücke er in ihren Herzen zurücklassen wird. Allein um seines Scheidens willen soll der Liebe auf Erden nicht weniger sein, sondern mehr werden. Am Grabe der Bösen, da scheiden sich die Wege der Ihrigen, wenn sie nicht schon zuvor auseinander gegangen. Der Gute dagegen vereinigt die Seinen an seinem Grabe und über sein Grab hinaus, er stiftet neue Liebe, er hat eine schmerzliche Lücke gelassen, aber damit eben das Bedürfniß geweckt, um des Heimgegangenen willen einander mehr als bisher zu sein. Er hat nichts zu vererben als seine Liebe, seinen Segen, aber diese sind mehr werth als jedes andere Erbe.

II.

Auf Jesu Abschied von dieser Welt folgt eine furchtbare Stunde, es ist die des Todeskampfes, er leidet am Leib von Fieberdurst und Qual — mich dürstet; er leidet an der Seele,

es wird so dunkel um ihn her, er fühlt sich so allein — mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. Ja auch der Todeskampf blieb ihm nicht erspart, auch durch dieses dunkle Thal ging er uns voran und so tief ging es da mit ihm hinab, daß er nicht einmal mehr mit eigenen Worten und Gedanken beten konnte, wie doch sonst immer, wo er vielmehr wie auf seinen Stecken und Stab auf die klagenden Worte des 22. Psalmes sich stützte und diese aus seiner Seele heraus betete.

Meine Zuhörer! Man hat aus dieser sogenannten Verzweiflung Jesu ein großes Wesen gemacht, man hat sie von der einen Seite ihm zum Vorwurf gemacht und von der andern Seite sie nicht wollen gelten lassen. Dabei aber betont man das Wichtigste so selten: daß auch diese tiefste Erniedrigung Jesu zum Gebete wird, als Gebet ausklingt. Wie ein blindes Kind tappend zwar, aber doch so sicher seine Mutter sucht und findet, so sucht die Seele Jesu auch im größten Dunkel den Vater im Himmel, schmiegt sich klagend an ihn, läßt ihn nicht mehr, sondern trägt an ihn geschmiegt all die Stürme des brechenden Körpers, alle die Leiden des sich verdunkelnden Geistes. Darum meine Zuhörer, wenn ihr selbst an diesem Schmerzensruf Anstoß zu nehmen im Begriffe steht, dann haltet an dem einen fest: er betete auch da.

III.

Und auch dieser Sturm legte sich. Stiller ward die Seele wieder im letzten Augenblick, ehe das Auge im Tode brach. Licht ward es wieder um ihn, ein letzter Sonnenstrahl brach durch, Alles vergoldend. Rückwärts wandte sich noch einmal sein Blick: es ist vollbracht; vorwärts sodann: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Jenes ist ein Jubelruf, ein Siegesschrei; überstanden war Alles, das Leiden, das Leben, und dieses Ueberstehen war ein Vollbringen: lebend, leidend, sterbend hatte er ein großes Werk gethan und eine

ewige Spur des Segens ließ er zurück und das, ohne daß er je gewankt hätte, gewichen, den Menschen oder Gott oder sich selbst untreu gewesen wäre. Jetzt war keine Gefahr mehr. Er war vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verließ er die Welt und ging zum Vater. So nahe ist ihm dieser Vater! Vor ihm liegt nicht ein Abgrund, nicht ein zweifelvolles Dunkel, nicht eine andere Welt, sondern auch sterbend bleibt er in Gottes großem Vaterhaus und tritt in demselben bloß aus einer Stube über die Schwelle in eine andere Stube, er schaut drüben schon den Gott, den er hier gefunden und geschaut und in seinem Herzen getragen, er sieht dieses Vaters Hände nach ihm ausgestreckt und übergibt ihm sein letztes, seine Seele, mit dem gleichen Vertrauen, mit dem er einst mitten im Sturme schlief, mit dem er zu Pilatus sprach: du hättest keine Macht über mich, wäre sie dir nicht von meinem Vater gegeben. Mit diesem Vertrauen stirbt er.

Meine lieben Zuhörer! O daß meine Seele stürbe den Tod dieses Gerechten und mein Ende würde wie sein Ende! Ob ihr wohl spürt, wie weit wir noch haben bis dahin? Wenn wir heute sterben müßten, wir hätten wohl kaum für uns selbst genug, geschweige denn für alle Andern etwas. Und doch sollen wir in dieser schweren Stunde vergeben können und Friede machen mit aller Welt, wir sollen durch unsern Glauben und unsere Hoffnung auch im Angesicht des Todes den Glauben und die Hoffnung auch der Unsrigen aufrichten und kräftigen, wir sollen krank Gesunde, alt Junge stärken und ein solches Angedenken hinterlassen, das die Unsrigen zusammenbehält, ein Band der Liebe um ihre Herzen sollen wir bilden. Gedenket auch des Todeskampfes und der allergrößten Schwäche des Leibes und der Seele — werden wir uns da bewähren, werden wir da noch beten können? werden wir, wenn wir sterben, auch etwas vollbracht haben? werden wir nicht umsonst oder für so viel wie nichts gelebt

und gelitten haben und sterben? Und wenn wir nun sterben, wo gehen wir hin, haben wir ein Haus von Gott erbauet, haben wir einen Gott gefunden, dessen wir uns wissen, wir leben oder sterben? Und diesem Gott, können wir ihm Alles übergeben, zuletzt uns selbst, halten wir ihn schon so fest, daß wir ihm so ganz vertrauen?

Meine lieben Zuhörer! Ihr seht, das sind lauter inhaltschwere Fragen. Darum sei dies unsere Bitte beim heutigen Abendmahl, daß er uns leben lehre wie Christus, damit wir auch sterben können wie er im Frieden mit aller Welt, im Frieden mit sich, im Frieden mit Gott.

Unverloren

Ostern
1878

Luk. 20, 38. Gott ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott. Ihm leben sie alle.

Meine Zuhörer! Unsere Osterbetrachtungen verfolgen alle denselben Zweck: der Frohbotschaft des heutigen Tages von immer neuen Seiten nahe zu kommen. Natürlich mußten wir uns da zuerst darüber klar werden, wie wir uns die zu Grunde liegende geschichtliche Thatsache, welche wir die Auferstehung Christi nennen, vorzustellen haben, nämlich als Erscheinungen, welche seine Anhänger von ihm hatten, eine erste am Tage der Ostern und eine letzte am Tage der Himmelfahrt. Dies führte uns auf die Veränderung, welche diese merkwürdige Zeit der Erscheinungen Jesu im Glauben wie im sittlichen Verhalten seiner Jünger hervorbrachte, indem sie nun Christus dem Geiste nach erkennen lernten und zu seiner Nachfolge gelangten. Dazu hatte der Ostern der Charfreitag vorangehen müssen, der tiefern Einsicht in die wunderbaren Wege Gottes die völlige Vernichtung aller persönlichen und irdischen Erwartungen. Aber auch so blieb ihr Glauben, Christus lebe in des Vaters Herrlichkeit, noch immer ein kühner, der Welt trotzbietender. Allein eben deßhalb ist er eine so starke Kraft, daß er die ersten Christen in allen Verfolgungen aufrecht erhielt und sie nicht wankend machen konnte in der Ueberzeugung, daß der endliche Sieg eben doch ihrer

Sache zufallen müsse. Und welch ein reicher Trost liegt doch im Gedanken, daß grad so wie dazumal die Gnade Gottes über die Bosheit der Menschen, die Liebe Christi über Tod und Grab triumphirte, so müsse allzeit und an allen Orten schließlich das Licht über die Finsterniß, die Wahrheit über die Lüge, das Recht über das Unrecht, die Liebe über den Haß siegen. Denn es ist Christus ja nicht bloß einmal in vergangenen Tagen auferstanden, sondern er lebt fort in der Christengemeinschaft und im einzelnen Christen und ruft in diesem ein neues, höheres, göttliches Leben wach. Das, meine lieben Zuhörer, waren unsere hauptsächlichen Ostergedanken bisher.

Heute möchte ich euch einen bisher nicht berührten, aber von Christus selbst ausgesprochenen warm an's Herz legen, den, welcher im Schlußwort unseres Textes: „ihm leben sie alle", liegt. Christus streitet dort mit den Läugnern eines ewigen Lebens und zeigt ihnen, wie es für sie eine bloße Redensart sei, wenn sie von einem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs sprechen, dabei aber annehmen, diese Erzväter seien wohl einmal gewesen, aber nun seien sie nicht mehr, in keiner Weise mehr, spurlos verschwunden und dahin, gestorben, verdorben. Nein, nur ihnen seien sie abhanden gekommen, für Gott, in Gott lebten sie noch. Menschen können wohl dieses und jenes verlieren und dann sagen sie, weil sie es nicht mehr haben, es ist nicht mehr. Dagegen für Gott geht nichts verloren. Was er einmal gebraucht, er braucht es noch. Was einmal gelebt und gewirkt, das lebt und wirkt fort in Gottes großem Reich. Es verhält sich mit dem Geiste nicht anders als mit den sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, auch von diesen geht keiner verloren; was Vernichtung scheint, ist bloße Verwandlung und aus jedem Tod keimt neues Leben. Angewandt auf die Osterthatsache heißt das: Jesu Feinde hatten mit ihm fertig machen wollen, ein für alle Mal, völlig und ganz. Sie hatten die Macht, sie tödteten ihn. Gleichwohl

behielten ihnen gegenüber diejenigen Recht, welche sagten: das läßt Gott nicht geschehen. Ihr seid fertig, er noch lange nicht. Ihr steht am Ende eurer Wege, jetzt beginnen seine Wege, die höher sind als eure. Umsonst sprachen später die Feinde Christi zu seinen Jüngern: ihr lügt, euer Messias ist nicht auferstanden; sie sahen ihn nicht und wollten ihn nicht sehen. Gleichwohl zog der Sieger über Tod und Grab lebendig über die Erde hin, zu den Thoren der christlichen Kirche, in die Herzen der Christen ein. Das war Gottes That: er ist ein Gott des Lebens, ein Gott der Lebendigen, ihm lebt Alles, er ist nie fertig.

Meine lieben Zuhörer! Aus einem ganz besonderen Grund möchte ich gerade diesen Gedanken heute noch weiter ausführen. Wie gestern aus feuchten Gründen ein ungesunder und häßlicher Nebel sich erhob und für das Menschenauge alle fernen Gegenstände verhüllte, so sehe ich einen Nebel auch der Menschenseelen sich bemächtigen, der sie unsicher macht, mattherzig Jung und Alt, und sie glauben läßt, was sie nicht schauen, sei nicht vorhanden, Gottes Welt reiche grad nur so weit, als bis wohin ihr Auge dringt. Wieder einmal hört man den Ausdruck: fertig ist es! alle Tage. Spricht man von der christlichen Kirche und Religion, dann heißt es etwa: mit der wird es wohl auch bald fertig sein. Ist einer krank oder geht er auf bösen Wegen, dann wird alsbald die Meinung laut: mit dem ist's fertig, umsonst ist Alles, was man für ihn thut. Stirbt ein Mensch, dann muß ich so oft diese eigenthümliche Todtenklage vernehmen: o der ist fertig, es ist fertig mit ihm. Und das sagt unser Volk in seiner Mehrzahl nicht etwa höhnisch, triumphirend, aus religionsfeindlicher Gesinnung heraus, sondern eher wehmüthig, weinerlich, man will sich nicht täuschen, fürchtet enttäuscht zu werden und nimmt daher lieber gleich das Schlimmste an.

Meine Zuhörer! Diesem „fertig ist es“ entgegen wiederhole ich heute den Ruf der ersten Christen: nicht fertig, eben

nicht fertig! Es gibt Wege Gottes, es gibt ein Walten Gottes; verloren, todt und fertig mag es für euch sein, Gott lebt alles. Ich verkündige euch heute wieder einmal das alte Evangelium:

u n v e r l o r e n, u n v e r l o r e n.

I.

Meine Lieben! Unser Volk ist durch ziemlich heftige religiöse Streitigkeiten hindurchgegangen, welche sich theilweise auch um das Ereigniß, das wir die Auferstehung Jesu nennen, drehten. Alle nun — und deren sind sehr viele — welche diesen Streitigkeiten nur mit der zerstreuten Aufmerksamkeit, welche wir vielen wichtigen Dingen schenken, gefolgt sind, sind durch diese Streitigkeiten bloß in Ungewißheit gerathen, nicht aber zu einer Klarheit und zu einer bestimmten religiösen Ueberzeugung gelangt. Sie glauben etwas Früheres nicht mehr oder nicht mehr recht, aber etwas Neues nicht. Und ganz so geht es ihnen auch in Folge der Kämpfe, durch welche in diesen letzten Jahren unsere kirchliche Gemeinschaft hindurchging; weil nicht mehr ist, was einst war, weil unsere christliche Gemeinschaft innerhalb des Staates nicht mehr die alte Stellung einnimmt, so wittern sie nur Todesgeruch und vermögen an ein neues Leben nicht recht zu glauben. Dazu die schlimme Zeit, dazu die Ernüchterung nach einem mächtigen und nun zusammengesunkenen Aufschwung und daher die Rede: fertig ist es mit unserem Christenglauben und fertig mit unserer christlichen Gemeinschaft.

Meine Lieben! Umgekehrt sage ich: nicht fertig, nie weniger als jetzt. Wer heute den Muth hat, denkend, fragend und forschend religiöse Dinge zu ergründen, gleichviel zu welcher Ansicht er schließlich gelange, eine Ueberzeugung wird er mitnehmen und davontragen, die Ueberzeugung, daß unsere christliche Religion doch das Brod der Seele ist, nichts Abgestorbenes und Todtes, sondern eine Kraft, ein Leben aus

Gott, ein Blick in eine bessere Zukunft, ein Ausblick in's Himmelreich. Und selbst dann, wenn er später auf Abwege gerathen sollte, seine religiöse Zeit wird ihm unvergeßlich bleiben und er wird gestehen: damals lebte ich, damals war ich glücklich. Und wer daran zweifelt, daß unsere alte christliche Kirche auch für die Neuzeit Lebenskraft genug besitzt, der soll nur, statt über die Sache hin und her zu reden, sich daran erinnern, daß er selbst auch ein Glied dieser christlichen Gemeinschaft ist, und sich vornehmen, ein lebendiges Glied und nicht ein todtes Reis an ihr zu sein, und ich sage dir, lieber Zuhörer, nimmst du einmal mit deiner ganzen Seele nicht bloß an ihren Gottesdiensten und frommen Bräuchen, sondern auch an ihren Werken und Mühen Theil, du zweifelst nicht mehr an ihrer Lebenskraft, sondern glaubst erst jetzt an die Wahrheit des Wortes Christi: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Gäbe es einmal auf der ganzen Erde nur noch zwei Dutzend ächter, treuer Christen, die christliche Gemeinschaft stürbe gleichwohl nicht aus, es waren ihrer zu Anfang auch nicht mehr. Willst du wissen, ob die Kirche lebe, so lebe selbst, Gott kann dich brauchen.

II.

Ganz gleich verhält es sich so gewaltigen Weltmächten gegenüber wie Krankheit und Sünde. Ergebung in Gottes Willen ist stets eine schöne Sache, aber das Verhalten so Vieler ist gar nicht Ergebung, sondern matte Gleichgültigkeit, wehmüthige Schwäche. Da glaubt man, weil etwas sei, müsse es sein; alle Augenblicke muß ich, wenn Einer einer verderblichen Leidenschaft fröhnt, von ihm hören: ich kann nun einmal nicht anders; gar bald sieht sich selbiger auch von andern Menschen aufgegeben, ja man hat sogar ein bestimmtes Altersjahr festgesetzt, nach welchem ein Irrender, ein Sünder gar nicht mehr zurecht kommen könne, sondern unrettbar verloren sei.

Aber auch da sage ich: nein, nicht fertig. Ich sage es schon der leiblichen Krankheit gegenüber und halte dafür, Widerstand, Hoffnung, Gottvertrauen seien ein Schutz gegen Krankheit und eine Hülfe in derselben. Mir sind Beispiele bekannt von einer geradezu staunenswerthen Gewalt einer in Gott ruhenden Seele über ihren Körper. Und in noch höherem Maße gilt mir derselbe Grundsatz bei dem Kampfe mit der Sünde. So lange sich in mir noch eine Ader regt, bin ich dem Bösen nicht verfallen, ist Gott nicht fertig mit mir, sondern hält mir noch Thüren offen, Auswege bereit, Beistand und Hülfe gerüstet. Grad so ist es eine Sünde, je einen Menschen verloren zu geben. Wenn wir dies glauben, wenn wir den Verirrten mehr nachgehen wollten, wenn uns nur die Seele unseres Nächsten und ihr Heil nicht so gründlich gleichgültig wären, wie viel würden ihrer mehr gerettet! Und selbst da, wo wir helfen wollen und nicht können, da fehlt uns nur der rechte Schlüssel, aber Gott hat ihn; oder die rechte Stunde ist noch nicht gekommen, aber nur gewartet, geglaubt, gebetet, das ist auch eine Macht, eines Tages wird es offenbar.

III.

Noch ein letztes Wort vom letzten Feind, dem Tode. Seitdem wir die Einrichtung unseres Weltalls besser kennen als vordem, seit der Himmel uns nicht mehr eine abgegrenzte Räumlichkeit ist, wissen wir nicht mehr, wo unsere Todten hingehen und wohin wir selber sterbend gehen. Wehmüthig lächeln Viele über das früher viel allgemeiner geglaubte Wiedersehen. Bange Ungewißheit hat sich so Mancher bemächtigt, man wagt nicht zu hoffen, man fürchtet heimlich. Meine lieben Zuhörer! Nun sei es ferne von mir, euch mehr sagen zu wollen, als ich selber weiß, oder euch gar mit falschen Vorspiegelungen zu trösten, aber ich sage: du hast hienieden einen Gott kennen lernen, der nie fertig machte, sondern stets

neue Wege aufthat, der nie etwas verloren gab, in dessen Händen nie etwas, auch nicht das Kleinste, umsonst war, dem Alles lebte, auch das für die Menschen Todte. Meinst du nun, dieser Gott werde für den Menschen, sobald er verathmet hat, auf einmal ein Anderer sein? der Gott des Lebens auf einmal der schweigende König eines ungeheuren Gräberfeldes? bloß um uns zu begraben, rufe er uns in's Leben, helfe er uns und rette uns immer neu? Nein, das meinst du nicht. Darum sprich: ich weiß nicht, wo meine Todten sind, aber Gott leben sie alle; ich weiß nicht, wie ich fortleben werde, aber Gott lebe ich, das tröstet mich.

Meine lieben Zuhörer! Ihm leben wir Alle! Spürt ihr, wie sich da auf einmal das große Vaterhaus uns aufthut, in welchem es keinen Tod mehr gibt. Da weilt unser Herr und Meister. Da weilen wir beim heiligen Abendmahl. Hier ist gut sein. Durch die weite Halle hallt es: unverloren, unverloren — was bei Menschen unmöglich, möglich ist es bei Gott.

Täglich Auferstehn

Ostern
1878

Röm. 6, 4. Gleichwie Christus ist auferweckt von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.

Meine lieben Zuhörer! Immer und immer wieder kommt das neue Testament, Paulus zumal, auf den Gedanken zurück: Christus ist auferstanden, auch du, Mensch, mußt auferstehen; und das ist nicht etwa eine Weissagung, sondern eine Aufforderung, bezieht sich also nicht etwa auf unser Leben nach dem Tode, sondern schon auf das diesseitige. Der Mensch soll auferstehen zu einem neuen Leben in diesem Leben, aus der Finsterniß zum Licht, aus der Sünde zum Wandel der Kinder Gottes, aus den irdischen Sorgen und Bestrebungen zum Trachten nach dem, was droben ist. Diese Auferstehung darf keine bloß einmalige sein, vielmehr, nachdem der Mensch sich einmal dem Lichte zugewandt habe, solle er sein Haupt, so oft es schlummernd sich gesenkt habe, immer neu wieder ihm zukehren. Jedesmal, wenn der Christ daran denke, wie Jesus die Banden des Todes sprengte und in ein höheres Dasein einging, solle er rütteln an seinen eigenen Fesseln, an allem dem, was ihn hindert, seiner höhern Bestimmung zu folgen, und während seine Füße über diese Erde wandeln, mit seiner Seele in der ewigen Heimat weilen. Ganz besonders schön drückt diese Ostergedanken der Dichter Göthe aus. Sein Faust wandelt am Osternachmittag vor das

Thor der Stadt und spricht angesichts des vielen ausströmenden Volkes: Aus dem hohlen, finstern Thor dringt ein buntes Gewimmel hervor. Jeder sonnt sich heut so gern, sie feiern die Auferstehung des Herrn; denn sie sind selber auferstanden: aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetschender Enge, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht hast du sie Alle an's Licht gebracht.

Ja das ist's. Daß es uns doch gelänge, an Tagen, wie der heutige, alle Menschen an's Licht zu bringen, heraus aus ihren Werktagskleidern und den Alltagskleidern ihrer Seele, heraus aus der Tretmühle des gewöhnlichen Geschäftes oder des gewöhnlichen Genusses, und an's Licht mit ihnen, hinaus vor die Menschen, hinaus vor sich selbst zur Selbstprüfung und hinaus in das Licht vor Gottes Angesicht. Daß sie, vielleicht zum ersten Mal seit ihrer Kindheit Tagen, wieder lernten, daß es noch ein anderes Leben gibt, als das sie alle Tage führen, ein sorgenloseres und besseres Leben, da das Herz wieder weit, die Seele still und stark wird und das Gemüth fröhlich aufathmet.

Thun wir hiezu jetzt unser Bestes, indem wir an der Hand von der Jünger Gemeinschaft mit dem Auferstandenen zu zeigen versuchen,

wie diese Auferstehung unserer Seele in diesem Leben und für dieses Leben sich macht.

I.

Meine Zuhörer! Ganz zunächst schon besitzt die Menschenseele eine ursprüngliche Auferstehungskraft. Denkt an Alles das, was in den Tagen des Leidens, Sterbens und Grabliegens Jesu über die Jünger Alles ergangen war. Jesus war ihnen genommen und ihre liebsten, so lange gepflegten Hoffnungen mit ihm. Dazu schauten sie in eine harte und erbarmungslose Welt

voll böser Menschen hinein, und hier triumphirte das Unrecht und die Gewalt. Sie waren nun ganz arm, so arm wie nie zuvor, weil beraubt. Das Licht ihres Lebens war ausgelöscht, und finster war es in ihnen. Ihr waret schon oft im Dunkeln; sahet ihr je in dichtester Finsterniß noch ganz ferne auf einmal ein Lichtlein blinken, jetzt schon näher, jetzt auch immer größer? Etwas ganz Aehnliches nehmen wir bei den Jüngern Jesu wahr. Nach dem Tode Jesu scheinen sie zuerst völlig arm und ausgeraubt, geknickt, am Boden, zu neuem Glauben unfähig. Aber gerade jetzt blitzt, noch ganz fern und unbestimmt, in ihren Seelen ein Hoffnungstrahl auf, es regt sich eine letzte Kraft des Widerstandes. Bestimmter, mächtiger, durchschlagender wird die Hoffnung. Aller Augenschein, das eigene Zagen wirft sich ihr entgegen, umsonst, sie siegt, immer heller, immer klarer wird die Ueberzeugung: und dennoch trotz Tod und Kreuzestod und Allem ist Christus Gottes Sohn. Ja wir können sogar noch mehr sagen: ohne die Noth, ohne den Zweifel, ohne die Vernichtung so vieler lieber Hoffnungen wäre diese letzte Widerstandskraft in der Seele nicht erwacht, nicht rege geworden. Die Noth hämmerte sie hervor, die Noth weckte die Hoffnung, jenes kühne „Dennoch“!

So darfst auch du, Menschenkind, nie sagen: jetzt kann ich nicht mehr, weiter geht es nun einmal nicht, ich bin geknickt, gebrochen, geschlagen am Leib, ausgeraubt an der Seele, es ist mir nichts, auch gar nichts geblieben. Es ist nicht wahr. Eine letzte Hoffnung schlummert noch immer in deiner Seele und eine letzte Kraft, diese Hoffnung wachzurufen, sie anzufachen zur hellen Flamme, sie entgegenzustellen allem Augenschein, aller schmerzlichen Erfahrung. Du triffst auf Menschen über und über zerschlagen und verwundet, aber ein Rest Leben ist doch noch in ihnen und wird Meister. So auch im Geistigen: eine nicht zu ertödtende Lebenskraft, eine Kraft der Auferstehung zu einem neuen Leben ist noch in dir.

Du kannst noch mehr sagen: wären alle jene Schläge

nicht gekommen und auf dich niedergefahren, nie wäre deine tiefste und letzte Kraft wachgerufen, los geworden, zu Tage gekommen. Es verhält sich damit wie mit der Sage von den drei Tellen. Irgendwo in einem Berge, so erzählt sie uns, sitzen schlummernd Walter Fürst, Werner Stauffacher, Arnold aus dem Melchthal, und wenn einmal unser Vaterland in der höchsten und schrecklichsten Noth sich befindet, werden sie aufwachen, zu den Schwertern greifen, hervortreten, helfen und siegen. Schon mehr wie einmal drang ein Hirte zu ihnen herein, um in einer Noth des Vaterlandes sie zur Hülfe herbeizurufen. Wohl wachten sie auf, aber schüttelten das Haupt und sprachen: noch ist unsere Stunde nicht gekommen, noch ist die letzte Entscheidung nicht da, in ihr fehlen wir nicht, zähle darauf. Meine Zuhörer! Diese drei Telle, du trägst sie in der Seele, am Tage der Entscheidung werden sie wach.

II.

Meine Lieben! Der zweite Trost, den ich euch zu geben habe, ist dieser: das neue und höhere Leben, zu dem ihr auferstehen sollt, liegt euch so ganz nahe. Es war ein merkwürdiges Dasein für die Jünger, ihre Gemeinschaft mit dem Auferstandenen während der Erscheinungen, die sie von Jesu hatten. Ueberall, bald hier, bald dort, bald allein, bald in Gemeinschaft, bald in dieser und bald wieder in jener Weise schauten und hörten sie Jesus, sobald ihre Seele nur höher gestimmt war, und so führten sie ein Leben halb Traum, halb Wirklichkeit, ob auf Erden oder nicht, sie wußten es kaum mehr, nur das wußten sie, daß es sie wunderbar tröstete und stärkte, einzig das Gefühl: Jesus lebt, nun wissen auch wir erst, was Leben heißt.

Meine lieben Zuhörer! Ihr könnt auch heute noch dasselbe erleben. Sobald ihr nur sagt: und ich will nun einmal nicht erliegen, nicht erliegen meinen Sorgen, nicht erliegen meinen Schmerzen, nicht erliegen meinen Geschäften, nicht er-

liegen dem alltäglichen Trab und Schlendrian, ich will nun einmal auferstehen zu einem neuen Leben, siehe, so ist dieses neue Leben auch schon da, bei dir, um dich. Du brauchst es nicht aufzusuchen in der Kirche, du brauchst nicht darauf zu warten bis zum nächsten Sonntag oder bis es nicht mehr regnet, oder bis du allein bist. Von diesem höhern Leben genießen wir so manche Stunde bloß deßhalb nicht, weil wir den guten Augenblick nicht beim Schopfe zu fassen wissen; die Stimmung wäre da, aber dann scheint der Ort und die Zeit nicht gelegen oder ist zuvor noch dieses oder jenes abzuthun, und läge dann endlich Alles recht, dann ist die Stimmung weg und damit auch das höhere Leben fort. Darum regt sich in dir die Kraft zur Auferstehung, dann folge ihr unverzüglich, so wie du stehst und gehst, du bist dem lieben Gott jeden Augenblick recht, wie du auch aussehest, wenn du nur kommst. Nimm und genieße dein höheres Leben, wo du es findest, jetzt in der Morgenfrühe und jetzt am Feierabend, jetzt in der Sonntagsstille und jetzt wieder mitten in der Werktagsarbeit, jetzt ganz für dich allein und jetzt wieder inmitten der Deinen oder inmitten deiner Gemeinde hier, jetzt im trauten Heim und jetzt wieder im Wandern über Berg und Thal. Jedem guten Gedanken gib Gehör, er kommt dir von Gott. Jedem wonnigen Gefühl schaffe Raum, du hast deren nicht zu viel. Noch einmal: das höhere Leben ist dir so nahe, sei du es auch ihm.

III.

Und noch ein dritter Trost, mein lieber Zuhörer! Du hast dieses höhere Leben um so sicherer, je geistiger es ist, je mehr du es in dir selber trägst. Dies ist ja sicher und gewiß, die Jünger Jesu brauchten jene Erscheinungen von ihm, um sich davon zu überzeugen, daß er wirklich lebe. Mögen wir uns nun die Entstehung dieser Erscheinungen denken, wie wir wollen, jedenfalls waren sie gottgewirkt, eine Leitung und That Gottes. Aber merkwürdig, diese Erscheinungen Jesu

waren nicht ein bloßer Nothbehelf; schon während derselben kamen seine Jünger ihrem Meister näher als je während seines Leibeslebens, sie begriffen ihn und Manches an ihm besser als je zuvor, nahmen weniger Anstoß an diesem und jenem, wurden nicht mehr irre durch seinen Tod. Doch eines Tages hörten diese Erscheinungen auf. Abermals merkwürdig, nach einer kurzen Unsicherheit von wenig Tagen ward die Gemeinschaft der Jünger mit Christus keine losere, sondern nochmals eine innigere. Mit Freud und Leid dachten sie zurück an jene Zeit der irdischen Gemeinschaft, mit Andacht nährten sie ihre Seele mit den gehabten Erscheinungen, an deren Wirklichkeit außerhalb ihrer Kreise Niemand glauben wollte, aber für ihr ganzes späteres Leben brauchten sie weder die irdische Gemeinschaft noch die Erscheinungen mehr, sie trugen nun ihren Herrn in sich selbst, der Geist sprach zum Geist, seine Gesinnung ward eine Macht in ihren Seelen und darob wurden sie immer bessere Menschen, je weniger Bürgschaft, desto mehr Glaube.

Meine lieben Zuhörer! Lassen wir uns warnen durch die Thatsachen, daß die Jünger damals, als sie Jesus am sichtbarsten hatten, am meisten an ihm irre wurden und daß, als sie an den Erscheinungen am wöhlsten lebten, Gott ihnen auch diese nahm, und daß sie den Geist Christi erst dann wahrhaft in sich trugen, als sie beide nicht mehr brauchten. Gewiß, die Lehren und Bräuche unserer Kirche sind eine gute und herrliche Sache, aber die Religion selbst sind sie noch lange nicht; suchst du in ihnen eine Bürgschaft dafür, daß du Religion habest, so wanken sie und brechen, sie trösten nicht mehr. Gewiß, die innern Erfahrungen, welche wir in den schönsten Stunden unseres Lebens von unserer Gemeinschaft mit Gott und von dem höhern Leben aus Gott gemacht haben, bilden einen wärmenden Herd in unserer Seele, eine tröstende und stärkende Erinnerung; aber wollen wir uns nun auf sie verlassen, sie immer von neuem durchleben und aus-

kosten, so verlieren auch sie ihre Kraft und Wärme, sinken zur Form und eines Tages zur Lüge herab. Religion haben wir erst, wenn wir für ihre Wahrheit keine äußern Bürgschaften mehr brauchen und wenn wir zu den alten innern Erfahrungen alltäglich neue hinzufügen, mit einem Worte, wenn wir sie glauben — bürgenlos, und sie leben — immerfort. Dann tragen wir sie wahrhaft in uns als den guten Theil, der nicht von uns genommen werden kann, dann spricht der Geist Christi unserm Geist so manches süße Trostwort zu.

Darum, meine lieben Zuhörer, haltet Auferstehung alle Tage. Die Kraft dazu legte Gott in euch. Das höhere Leben, in das ihr eingehen sollt, umgibt euch ganz und gar, und treibt euch einmal der Geist Christi, dann tragt ihr dieses höhere Leben allstund in euch, stark und fest — dann seid ihr selber auferstanden.

Der christliche Kalender

1878

Psalm 31, 16. Meine Zeit stehet in deinen Händen.

Bis zur Auffahrt möchte ich über einen Gegenstand zu euch sprechen, der mir nahe am Herzen liegt, ich meine die christliche Sitte. Unter diesem Ausdrucke verstehe ich Alles das, was uns mitten im alltäglichen Leben an die großen Wahrheiten unseres Seelenheils und mitten in unserm persönlichen Leben an den großen Christenbund, dessen Glieder wir sind, erinnert.

Mag sein, bei unsern katholischen Brüdern greift diese christliche Sitte von außen her nur allzu oft in's Menschenleben ein und wird eben dadurch unwirksam und vielfach bloß zur todten Form; allein bei uns Protestanten, bei uns Reformirten zumal, ist der entgegengesetzte Mangel vorhanden: christliche Sitte ist wohl da, aber erfaßt und packt den Einzelnen nicht genugsam; wir verstehen selbst nicht immer, was wir noch davon haben, und wissen um so weniger etwas damit anzufangen.

Lasset mich euch das heute auf einem Punkte darlegen, in betreff des Kirchenjahres, des christlichen Kalenders überhaupt. Der Kalender spielt bei euch keine geringe Rolle, vor Allem aber bloß bei euren Muthmaßungen über die demnächstige Witterung oder für das Beachten der verschiedenartigsten Zeichen, bei denen man nicht immer weiß, wo die Erfahrung aufhört und der Aberglauben, das Tagewählen anfängt.

Dabei nimmt man das Wichtigste und Schönste gar nicht immer wahr, jene eigenthümlich feine Art und Weise, wie die alte christliche Kirche die Zeit, den Tag, die Woche und das Jahr in den Dienst Gottes hineinzuziehen verstand. Der Kalender ist die schönste Predigt über unsern heutigen Text: Meine Zeit stehet in deinen Händen, Herr. Der Kalender will uns lehren, Tag um Tag aus Gottes Hand zu nehmen, jedem eine Bedeutung zu geben und aus jedem einen tiefen göttlichen Gedanken herauszulesen. Darum denn

über den christlichen Kalender.

I.

Meine lieben Zuhörer! Der Grund, weßhalb ich heute gerade auf diesen Theil der christlichen Sitte, den Kalender, verfallen bin, liegt sehr nahe; liegt doch das größte christliche Fest, die Ostern, unmittelbar hinter uns. Denn ihr wißt ja, Ostern steht nicht allein, sie ist bloß eine Blume im reichen Kranze; neben ihr habt ihr die Weihnacht, die Pfingsten, den Bettag. Und seht, wie sich diese christlichen Feste ziemlich gleichmäßig über das Jahr hin vertheilen: die Weihnacht fällt in den Winter, Ostern auf den Frühling, Pfingsten in den Vorsommer und der Bettag zu Anfang des Herbstes — so drehen die hauptsächlichen christlichen Feste zugleich mit den vier Jahreszeiten sich um uns. Dies gibt ihnen ihren doppelten Charakter. Sie erheben sich auf dem Naturgrund, ragen aber von da empor in den Himmel der christlichen Gedanken. Diese beiden Theile, Natur und Gedanke, bilden das ächte Fest. Ist bloß Natur daran, so entartet es leicht und dient der Ausschweifung, wie die Feste im Wald und auf den Höhen bei den Israeliten; fehlt bei einem Feste die Natur und ist Alles Gedanke, so verknöchert es leicht und wird langweilig. Darum banden schon die alten Juden bei ihren Festen Natur und Geschichte stets in Eins zusammen: ihr Passa war ein Frühlingsfest, erinnerte aber zugleich an die

Erlösung Israels aus dem Diensthaus in Egyptenland; an Pfingsten brachte man die Erstlinge der Ernte dar und gedachte gleichzeitig der Gesetzgebung auf Sinai; das Laubhüttenfest fiel in die Weinlese und stellte gleichzeitig den Aufenthalt Israels in der Wüste dar, da es keine bleibende Stätte hatte, sondern die zukünftige suchte. Nicht minder sinnig, ja an Gedanken noch viel reicher finden wir den Kreis unserer christlichen Feste geordnet. Mitten in den Winter, in eine lange, kalte, dunkle Winternacht hinein fällt die Weihnacht, das Geburtsfest Christi; denen, die in Finsterniß sitzen, geht ein helles Licht auf, die, welche kalt haben inmitten einer kalten Welt, erquickt ein warmer Strahl göttlicher Liebe. Eben ist die Sonnenwende vorbei, kaum fühlbar noch werden die Tage wieder länger, eine erste Verheißung des kommenden Frühlings — so ist auch das Geburtsfest Jesu die Verheißung dessen, was dieses Kind der Welt einst werden wird. Ostern — gerade zu der Zeit, da der Sommer dem Winter den Frühling abtrotzt und das frische junge Leben in der Natur über den kalten starren Tod übermächtig wird, es stellt uns auch im Reiche des Geistes den Sieg dar Gottes über der Menschen Frevel, der ewigen Liebe und Gnade über den kurzen, grimmen Haß, eines neuen Lebens über den Tod. In der Pfingstzeit — wie mächtiglich ziehet da Gottes Odem durch die ganze Natur, wie spürst du ihn ausgegossen und wirksam überall; so strömt ein göttlicher Born auch durch die Geisterwelt, und die da dürsten, trinken immer neu davon, von diesem Geiste Gottes, so nahe, so warm, so treibend und drängend. Herbst — die Zeit der Frucht, der Bewährung; so tritt grad in dieser Zeit, am Bettag, das ganze Volk vor Gott, sich zu prüfen, ob es Frucht getragen habe, und wenn nicht, warum sein Herbst ein so schlimmer sei.

Meine Zuhörer! Und nun kommt die Mehrzahl dieser Hauptfeste nicht allein. Ganz abgesehen von der sie umgebenden heiligen Zeit des Abendmahls reihen sich an sie noch

andere Feste. Die Weihnacht wird eingeleitet durch den Advent, die Vorbereitung auf Jesu Ankunft; die Osterzeit durch die Betrachtung von Jesu Leiden, die Passion, ferner den Palmsonntag, die Erinnerung an Jesu Einzug in Jerusalem und ganz besonders den Charfreitag, den Todestag Jesu; sodann die Pfingstzeit durch die Auffahrt vierzig Tage nach Ostern und zehn vor Pfingsten, die Feier der letzten Erscheinung Jesu, den Wendepunkt von der bloß leiblichen und sinnlichen Gemeinschaft mit Jesus zu der viel innigeren geistigen.

Und noch immer bin ich nicht zu Ende mit dem Festkalender. Ihr wißt, meine lieben Zuhörer, in den alten Kalendern haben auch die einzelnen Sonntage so sonderbare, fremdklingende Namen, z. B. estomihi, judica, lætare, cantate, exaudi, trinitatis. Mit trinitatis wurde der Feiertag der Dreieinigkeit bezeichnet, und mit den übrigen Worten beginnen die lateinischen Bibelverse, an welche selben Sonntags die Messe oder ein Kirchengesang sich anschloß und dann auch das Evangelium wie die Predigt des Tages regelmäßig anzuknüpfen hatte. Da letzteres zum Schlendrian führte, ist dieser Textzwang bei uns aufgehoben worden, allein jeder gewissenhafte Prediger wird gleichwohl immer an's Kirchenjahr anknüpfen und sich bemühen, im Verlaufe desselben jedem christlichen Gedanken sein Recht widerfahren zu lassen, z. B. gegen den Schluß desselben, dann wenn unsere katholischen Brüder Allerseelen feiern, auch unserer Todten und des eigenen Sterbens zu gedenken.

Nun meine ich, meine Lieben, es biete dieses Kirchenjahr eine sehr naheliegende und faßliche Belehrung über die christliche Wahrheit und unsern Glauben; ich glaube, alle Eltern thäten gut, sich dieses höchst einfachen Mittels zu bedienen, um auch ihre Kinder einzuweihen, während es leider hier in Twann Familien gibt, in denen nicht einmal die Erwachsenen, des Hauses Eltern sogar, die Bedeutung der größten christlichen Feste, geschweige denn des Restes, kennen.

II.

Meine lieben Zuhörer! Thut nochmals einen Blick in euren Kalender, so lest ihr da an den allermeisten Wochentagen, in den neuern auch an den Sonntagen, Personennamen. Es ist euch gewiß bekannt, daß diese Namen ursprünglich erinnern sollten an Leute, die besonders gut gewesen waren oder außergewöhnlich viel Gutes geleistet hatten, an die sogenannten Heiligen der katholischen Kirche. Ihr Todestag erhielt ihren Namen als ihr Geburtstag in eine höhere Welt hinein.

Nun läßt sich bei manchen dieser Namen noch heute etwas denken, so grad bei den sogenannten bösen Buben, welche wir in der vergangenen Woche durchgemacht haben. Georg war ein Mann der That, er tödtete den Lindwurm, das heißt, er überwand mit Gesittung die Hemmnisse und Unbilden der Natur; Albrecht, der Große zubenannt, gilt als der größte Weise des Mittelalters, auch wohl als Zauberer, und Marx oder Markus ist der Evangelist. Dagegen die allermeisten dieser Namen sagen uns leider gar nichts mehr, auch denen nicht, welche die Geschichte unserer christlichen Kirche kennen. Zweifelsohne sind auch nicht wenige durchaus unverdient zu der Ehre einer Namensnennung im Kalender gelangt, es geschah aus Begeisterung oder Berechnung und wäre schon zehn Jahre später nicht mehr möglich gewesen.

Machen wir daher einen Unterschied. Die Aufzählung von Gedenktagen im Kalender ist gewiß eine gute Sitte voll Belehrung und Auferbauung. Allein damit diese Sitte leiste, was sie soll, muß sie erst von den Todten auferweckt und aus dem bisherigen, stets gedankenloser gewordenen Schlendrian erlöst werden. Nun gibt es bereits solche, leider vom Volke, für das sie bestimmt sind, noch wenig beachtete Kalender mit solchen wichtigen Gedenktagen. Meine Zuhörer, achtet auf sie. Ihr werdet einen doppelten Segen davontragen. Vor Allem

verstehet ihr dann auch, was ihr leset, es läßt sich etwas Gutes dabei denken, es läßt sich fragen und Belehrung empfangen oder selber belehren. Sodann, und das ist mir nicht minder wichtig, bleiben wir Protestanten nicht so geschichtelos, wie wir bisher waren. Soll denn umsonst für uns sein, was seit Christus die großen Kämpfer erstritten und die großen Dulder erduldet haben? Nein, wir sollen darum wissen, dafür Gott danken und das, was da für uns geschehen ist, als ein heiliges Feuer der Begeisterung in der eignen Seele tragen.

III.

Meine Zuhörer! Und jetzt kehrt mir beim Kalender erst noch zum Allereinfachsten zurück — nichts mehr von Festen, hohen und niedern, nichts mehr von Gedenktagen, unverständlichen und verständlichen. Nehmt nur das nackte: April — 28. — Sonntag, 29. — Montag, und so weiter das ganze Jahr hindurch. Ihr seht da ein ganzes Jahr, wie es sich auseinanderlegt in Monate, wie diese sich spalten in Wochen und diese sich theilen in Tage; ihr seht, wenn ihr auf die einzelnen Tage, die ihr vom Jahr bereits durchlebt habt, hinblicket, diese sich rasch zusammenballen zu Wochen, nun schon siebzehn, diese zu Monaten — nun schon vier, und diese zum Jahr und wieder und wieder zu einem Jahr. Das macht euch aufmerksam auf den Werth der Zeit und die Bedeutsamkeit, die Wichtigkeit jedes einzelnen Tages. Fragt euch: von den vier Monaten, die ich nun bereits durchlebt habe, ist da jeder Tag für mich ein Gedenktag, und wenn man den Kalender vor mich hinlegte, wüßte ich über jeden etwas einzuzeichnen? Kaum. Und doch sollten wir jeden Tag als einen verlornen achten, an dem wir nicht einen guten und frommen Gedanken gehabt oder ein tüchtiges Werk in's Leben hinausgestellt oder einen Sieg über uns selbst erfochten haben. Und dies führt uns wieder zurück zu unserm Text: meine Zeit stehet in deinen Händen, Herr. Alle Tage sind Gottes voll,

es gilt nur, jeden auch aus Gottes Hand zu nehmen und in seinem Dienst zu brauchen. Bei einzelnen hohen Tagen ist der göttliche Inhalt offenbarer als bei andern minder hohen, aber herauszufinden und zu gewinnen ist dieser göttliche Inhalt an jedem Tage. Drum sorge, du Menschenkind, daß all' die Tage Gottes auch deine Tage werden und alle deine Tage Tage Gottes.

Zum Schlusse noch ein letztes Wort, meine lieben Zuhörer! Das ist ja die ewige Klage über die bereits verstrichene Zeit, die bereits durchlebte Frist, daß sie uns so viel genommen hat. Sie selber, die Zeit, kommt nie wieder und mit ihr auch so Manches nicht, das wir einst besessen haben und das sie uns entriß. Ja das ist allerdings die Hand der Zeit, aber nur die eine Hand. Sie hat noch eine andere Hand. Die nimmt nicht, sondern gibt. Sie gibt Erfahrung von Welt und Gott, sie gibt Ruhe, Fassung und Geduld, sie gibt Vertrauen und zähen Muth, sie gibt ein Herz, das auch das Verlorne unverloren in sich trägt. Meine Zeit steht in Gottes Hand.

Die Privaterbauung

1878

Col. 3, 16. Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen; in aller Weisheit lehret und ermahnet euch selbst; mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern singet dem Herrn lieblich in euern Herzen.

Meine Zuhörer! Heute fahre ich in meinen Betrachtungen über die christliche Sitte fort. Nun scheint für eine Reihe solcher Betrachtungen der Gang deutlich vorgezeichnet. Die Meisten werden mit dem öffentlichen Gottesdienst beginnen, von da zur Hausandacht weiter schreiten und mit der Privaterbauung schließen. Allein mit vollem Bewußtsein schlage ich gerade den umgekehrten Weg ein. Es gab auch eine Zeit, da ich meinte, der öffentliche Gottesdienst solle das Sehnen nach häuslicher Andacht und diese das Verlangen nach Privaterbauung wachrufen. Ich glaube das nicht mehr. Allerdings, wenn ich so einen halben Sonntag Morgen lang Männer in ihren Werktagskleidern herumstehen und Frauen in ihren kleinen Sorgen begraben sehe, dann ist noch heute mein erster schmerzlicher Gedanke dieser: o warum vermag der Glocken Stimme nicht mehr bis zu ihren Herzen hindurchzudringen, warum sie nicht aufzurütteln, aus ihrem Alltagsleben herauszureißen und in ein höheres Leben emporzuheben? Warum zieht es sie nicht hin zur Gemeinde, in Gottes Vorhöfe, in denen ein Tag besser ist denn sonst tausend? Bald aber thut mir etwas anderes noch viel mehr weh als der versäumte Gottesdienst. Ich sage mir: in diesem und jenem Hause ist diesen Morgen noch kein einziges frommes und

gutes Wort gesprochen worden, vielleicht nicht einmal ein freundliches Wort; keines fiel als zündender Funke hinab in eine Kinderseele; öde und leer erhob sich der Tag, brachte nur Langeweile, gar Verstimmung oder einen jener kleinen Vorfälle, wie sie Einem einen ganzen Tag verderben können. Und jetzt gehe ich in meinen Gedanken den Einzelnen nach. Am Pfingstmorgen des vergangenen Jahres that ich tiefere Blicke in das Leben von mehr wie Einem und erschrack: auch an diesem Tage des Geistes keine Spur eines Geistes von oben, nur der gewöhnliche Alltagstrab, ja ein Verhalten noch unfruchtbarer und sündlicher als jeden andern Tag! Diese Leute können lesen und lesen nicht, schreiben und schreiben nicht, singen und singen nicht, beten und beten nicht. Hier liegt der Sitz des Uebels. Und darum fundamentire ich nun, statt umgekehrt, den öffentlichen Gottesdienst mit der häuslichen Andacht und diese mit der Privaterbauung. Ich sage: die christliche Sitte, beim Einzelnen muß sie anheben, darum rede ich jetzt davon:

daß jeder sein eigener Pfarrer sein soll.

I.

Meine Zuhörer! Nun weiß ich wohl, daß mir Manche entgegnen werden, es fehle ihnen an der Kraft, um ein eigenes geistiges und religiöses Leben wachzurufen, und an den Mitteln, um es rege zu erhalten und zu nähren. Auf den ersten Einwand antworte ich: hiezu bedarf es gar keiner besondern Kraft, sondern nur des guten Willens; auch bilden unter uns diejenigen eine Ausnahme, deren geistiges Leben in dieser oder jener Gestalt nicht in ihrer Jugend schon wach gerufen worden ist; sie brauchen nur treu zu bleiben dem, was ihnen in ihren besten Stunden als das Höchste galt, sie dürfen nur ihren Zug nach oben, ihr inneres Heiligthum sich nicht rauben lassen.

Grad eben so leicht wiegt mir der zweite Einwand: uns gebricht es an Mitteln, um unser inneres Leben rege zu erhalten und zu nähren. Freilich — so sind wir Menschen nun einmal — Anlässe und Gelegenheiten dazu brauchen wir, aber diese Anlässe können höchst einfach, geringfügig, unscheinbar sein, großer Worte, wichtiger Ereignisse bedarf es dazu nicht. Man soll gar nicht auf etwas Außergewöhnliches warten, sondern nehmen, was kommt, und nur aus Allem etwas zu machen wissen, es auf das Religiöse und Ewige beziehen und sich inwendig dadurch fördern lassen. Auch hiefür ist Jesus uns ein sprechendes Beispiel, ein Muster: bis wenige Tage vor seinem Ende, wie einfach, äußerlich geradezu ärmlich verfloß sein Leben, er erlebte keine wichtigen Ereignisse, begegnete keinen hervorragenden Persönlichkeiten und doch war es, als sprössen Blumen unter seinem Fuß. Alles wird bedeutsam, Jesus knüpft an die alltäglichsten Vorgänge an, aber nun kommen dahinter die lieblichsten Beziehungen zum Reiche Gottes zum Vorschein; die Menschen, die ihm begegnen, an ihm werden sie offenbar, ihre heimlichsten Gedanken werden kund, wir schauen in ihrer Seele Grund, und wiewohl gestorben, leben sie noch und dienen uns zur Lehre. So ist durch Jesus, was gar nichts schien, etwas geworden; Bilder, Sinnbilder, Gleichnisse entstanden, das Alles durch Jesu geistiges, religiöses, inneres Leben.

Meine Lieben! Außer dem, was uns draußen im Leben begegnet, gibt es aber noch ein anderes Mittel, um unser geistiges Leben zu unterhalten und zu nähren: das sind die Hülfstruppen der christlichen Sitte. Vom Kalender sprach ich schon: das Kirchenjahr, die Gedenktage, das gibt uns für jeden Tag einen guten Gedanken, einen frommen Wunsch. Dazu haben wir unsere alte Bibel oder wenigstens ein Testament. Ich wollte nur, wir läsen das Buch und zwar so, wie es gelesen und verstanden sein will. Allein es geht uns mit der Bibel, wie mit dem Lesen und Schreiben; wer das

nicht gut kann, sich nicht recht darauf versteht, hört bald auf damit. So ist die Mehrzahl der Protestanten in der Bibel höchst mangelhaft daheim, man weiß nicht zu finden, was man sucht, man sucht nichts drin, öffnet sie auf's Gerathewohl und findet nicht, was Einem anspricht; so geht es zwei-, dreimal, dann öffnet man sie gar nicht mehr, rechnet es sich wohl gar zur Ehre an, lacht und spottet darüber. Thörichte Menschen! sie wissen nicht, was sie thun, daß sie damit von einem Schranke den Schlüssel abnehmen und wegwerfen, der Kostbarkeiten für sie enthält, den ganzen Reichthum dessen, was Israel, was Christus und seine Jünger von Gott und Welt erfuhren, ihren Glauben, ihre Liebe, ihre Hoffnung. Wirf das nicht weg, es ist viel Segen drin. Mach', daß man es deinem Testament, deiner Bibel ansieht, daß sie in mancher schweren Stunde durch deine Hand gegangen sind. Verzeichne auf ihren weißen Blättern das Wichtigste aus deinem und deiner Familie Leben, damit es nicht, wie so oft, vergessen werde, sondern in das Licht vor Gottes Angesicht gestellt sei.

Außer der Bibel hast du wohl noch ein altes Bet- und Erbauungsbuch deiner Familie oder ein Büchlein von deiner Admission her oder sonst dir gekauft und geschenkt. Halte das Familienbuch in Ehren, es ist ein Stück ihrer Geschichte. In schweren, wichtigen, entscheidungsvollen Stunden war es Trost, Wegweiser, laß dich durchdringen von demselben Geist, damit nicht umsonst sei für dich, was die vor dir gethan und gelitten haben. Wirf aber auch jenes Büchlein aus deiner Jugend nicht weg. Jetzt freilich mag es dir viel weniger werth sein, als so mancher Band in deinem Schranke, aber es könnten Stunden kommen, wo all' dieser Tand abgebraucht und dir herzlich verleidet ist, während deine Hand nach dem Büchlein greift.

Du besitzest auch ein Gesangbuch mit alten und neuen Liedern, mit der fortgesetzten Offenbarung Gottes von den Psalmen hinweg bis herab zum Lied aus unsern Tagen. Das

Lied, es soll in deiner Seele wiederklingen fort und fort, du mußt drin leben, in Wort und Melodie, und wenn irgend ein Windzug durch deine Seele zieht, irgend eine Stimmung dich erhebt oder bedrückt, soll diese innere Bewegung in deinem Gemüthe Saiten finden und sie anschlagen, daß es tönt und fort tönt. Wie du so gerne im Gehen und Wandern singst, sollst singend du durch's Leben wandern, wenigstens in dir soll es singen und klingen. Es gibt Zustände, du hast dafür keine eigenen Worte, es gibt dunkle Stunden, du hast auch keine Gedanken mehr; da ist dann das fremde Wort, das alte Lied dir Stecken und Stab, du wiederholst sie wie Jesus das „mein Gott, mein Gott“ des 22. Psalmes und legst darein deine ganze Seele.

Und außerdem, mein Zuhörer, hast du den Sonntag, alle sieben Tage einen, mach' etwas Rechtes draus, laß ihn dir bis zur Seele dringen, halte ihn frei für deine Seele, erkämpfe ihn dir für deinen inwendigen Menschen, verdirb dir ihn nicht selbst, laß es nie geschehen, daß deine Seele müder, öder, verzagter, unzufriedener die neue Woche betritt, als sie die alte Woche verließ. Du hast endlich dein Gebet alle Tage. Mache es zu einer Waffe in deinen Kämpfen, zu einem Quell von Trost und Kraft, zu deinem Himmel mitten in deinem Erdenleben.

II.

Meine Lieben! So habt und besitzt ihr der Mittel, um euch selber aufzuerbauen, um euer eigener Pfarrer zu sein, mehr als ihr nur ahnt. Allein ihr habt deren nie zu viel, ihr braucht sie alle.

Ihr braucht sie vor Allem, um neue Weite zu gewinnen. Ihr habt ja schon oft erfahren, wie das Leben mit seinen Anforderungen, Aengsten und Nöthen sich näher und näher an euch herandrängte, enger und enger sich um eure Seele legte, so daß sie sich nicht mehr rühren konnte, nur ein Ge-

danke sie erfüllte und sie von dem gar nicht mehr loskam, sondern von seiner Bitterniß zehren und zehren mußte und ihn dennoch nicht aufzehrte. Wie ein Krampf legt es sich da um dein Herz. Vielleicht treibt es dich da in die Kirche, aber du triffst es unglücklich. Der Pfarrer kennt deine Lage nicht, er geht seinen eigenen Weg aus und bietet dir nicht, was du gerade bedarfst. Da mußt du dich selbst aufzuerbauen suchen. Bete oder greif' zu einem Buche, dann kommen dir noch andere Gedanken, neue Gefühle. Du sagst, jetzt ist aber noch dieses und jenes, es ist noch nicht Alles so schlimm, da gibt es noch viel Wichtigeres, als das ist, warum ich sorge, das ist am Ende doch recht klein. Mit zwei Worten: es wird dir leichter um's Herz, du gewinnst neue Weite.

Sodann, mein Zuhörer, möchtest du ja auch nicht so ganz umsonst leben. Du siehest mit Wehmuth und Schrecken die Vielen an, die nur ihr äußeres Leben gedankenlos dahin leben, ein Dasein ohne Vergangenheit und Zukunft, ein Dasein, wenn es endlich zu Ende gelebt ist, umsonst geführt. Denen möchtest du nicht gleichen. Du möchtest wissen, warum und wozu du lebst, warum du gerade diesen Weg geführt wirst und nicht jenen andern. Und dazu ist nöthig, daß du dein Leben nicht nur äußerlich durchlebst, sondern gleichzeitig auch innerlich. Dann auch das andere: Manches kommt dir ungelegen, macht dir schwer, wirft dich aus deinem Frieden heraus, verwundet dein Herz und verbittert es. Dagegen hilft nichts, als daß du das auch innerlich durcharbeitest, nach Friede und Versöhnung ringst, nach Ergebung und Vertrauen und in allen deinen Kämpfen nicht ablässest, bis auch das Schlimmste zu deinem Besten sich gewendet hat und dir Segen spendet.

Endlich, mein Zuhörer, ohne inwendiges Leben, ohne Auferbauung seiner selbst, wie steht der Mensch doch so allein. Mit Gott redet er nicht und mit seinen Mitmenschen nur über die nichtigsten Dinge — sorgfältig hält er sich jedes

tiefer gründende Wort vom Leibe und wehrt sich, daß Einer ihm in das Dunkel seiner Seele hinabzünde. Zuweilen nimmt so ein Mensch ein Ende mit Schrecken, dann erkennt man erst, wie schwer er gerungen hat, um allein im Dunkel seinen Weg zu finden, ohne göttliche und menschliche Hülfe und eben deßhalb umsonst. Laß dich warnen, mein Zuhörer, schlage immer neue Brücken hinüber zu deinem Gott; auch für dich allein, suche doch stets neu die Gemeinschaft mit deinen Brüdern, die Gemeinschaft mit den verstorbenen wie mit den noch lebenden, die Gemeinschaft des Glaubens mit denen vor dir und die Gemeinschaft der Liebe mit denen nach dir. Suche das Gemeinsame, dann gehörst du einer großen, stillen Gemeinde von Glaubensgenossen an, du weißt, daß solcherlei Leiden über alle deine Brüder in der Welt gehen, aber auch, daß du eben deßhalb überall welche finden wirst, die fühlen wie du, ihr versteht euch und reicht euch die helfende Hand.

Mein Zuhörer! So sollst du vor allem aus dein eigener Pfarrer sein. Brauchst du dann aber keinen mehr, auch gut. Ich denke aber, jetzt erst recht werde das rechte Sehnen und Verlangen dich ankommen nach Andacht auch in deinem Hause und nach dem öffentlichen Gottesdienst.

Die Taufe

1878

1. Sam. 1, 27. 28. Ich bat um diesen Knaben. Nun hat der Herr mir die Bitte gewährt, die ich ihm that. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Leben lang, weil er vom Herrn erbeten ist. So betete Samuel dort den Herrn an.

Meine Lieben! Unser heutiger Text ist euch von eurer Jugendzeit her bekannt. Die eine Frau des Elkana, die Hanna, bittet Gott um einen Sohn und gelobt im Falle der Erhörung ihrer Bitte, den Knaben als einen Gott in besonderer Weise geweihten, einen sogenannten Nasiräer, dem großen Heiligthum Silo, bei dem sie ihre Bitte thut, zu übergeben. Nun wird ihr Samuel geboren. Seine Geburt bereitet den Eltern große Freude. Gleichwohl übergeben sie ihn schon ganz früh dem Heiligthum. Hier beginnt er seine für das ganze Volk segensreiche Laufbahn, genährt und geleitet durch die Erfahrungen, welche er in der Jugend von Gott gemacht hat, und die Offenbarungen, die ihm von daher zu Theil geworden sind. Immer ausschließlicher ergibt er sich dem Dienste Gottes.

Anknüpfend an diese Erzählung möchte ich euch, meine Lieben, heute über unsere christliche Sitte der Taufe sprechen und zwar in der Gestalt, wie wir sie haben, als Kindertaufe. Wie schon unser Text euch durchfühlen läßt, streckt aber diese christliche Sitte ihre Wurzeln noch tiefer hinab, weit in den alten Bund hinein. Gottesgaben Gott zu weihen, sie ihm wieder zu opfern, das ist ein uralter Brauch. Das that man

eine Zeit lang buchstäblich an aller Erstgeburt von Mensch und Vieh. Erst allmälig erkannte man, daß das Gottes Wille nicht sei, milder ward die Sitte, an die Stelle des Opfers der Erstgeburt trat die Beschneidung aller Knaben, feierlich fand in ihrer frühsten Jugend ihre Aufnahme in die Gemeinde Gottes statt. Weiter änderte das Christenthum die Sitte. Die Beschneidung ließ es fallen, durch Eintauchen in Wasser weihte es seine Neubekehrten ein. Aber bald wandelte es die Taufe der Erwachsenen in unsere Kindertaufe um, so fest eingewurzelt und gleichzeitig so sinnig und sachgemäß war der alte Gedanke, schon die neugebornen Kinder in den Bund Gottes aufzunehmen.

Die Taufe ist ein Bild, ein Sinnbild. Einst nahm man dieses Sinnbild für die Sache selbst und meinte, durch die Taufe wie von selbst das Kind der Gemeinde Gottes auf Erden und im Himmel einverleibt zu haben. Dann begann man solche Meinung abergläubisch zu finden und unterschätzte jetzt die Taufe grad eben so sehr, wie man sie früher überschätzt hatte. Ja freilich ist das Bild noch nicht die Sache selbst, aber das Bild stellt doch die Sache dar, es legt sie nahe, es bindet sie auf's Herz, das Sinnbild regt Gefühle und Gedanken an, es verheißt und weist in die Zukunft, es wirkt fort. Verdirb es nicht, es liegt ein Segen drin. Meine Zuhörer! Von dieser Seite nahen wir uns heute dieser Sitte. Wir streifen von derselben alle die Beziehungen, die von ihr nur als Taufe der Erwachsenen gelten, den Bußcharakter, das Bad der Wiedergeburt, und beantworten einfach die Frage:

warum taufen wir unsere Kinder?

I.

Meine lieben Zuhörer! Am geläufigsten ist euch die Bezeichnung der Taufe als Zeichen der Aufnahme in die Christengemeinde. Ob ihr nun bei einer Taufe hier anwesend seiet

oder ein Kind bloß durchtragen sehet, sollet ihr euch doch dabei noch um andere Dinge kümmern, als wie wohl das Kind heiße und wer ihm zu Gevatter stehe, und diese letztern wie gekleidet, wie sich benehmend. In diesem Augenblick soll bei euch das Gefühl erwachen, das Bewußtsein lebendig werden, daß ihr eigentlich einen Verein, eine Genossenschaft, eine große Familie bildet und mit dieser Taufe ein neues Glied in eure Mitte aufnehmt. Meine Zuhörer! Ihr sollt euch fühlen als eine Gemeinschaft und euch freuen, daß ihr selbst ihr angehört und daß die Familie Zuwachs, Nachwuchs erhält, daß Gott aus dem Munde der Unmündigen sich Lob zubereitet und ein neues Geschlecht, das euch einst ablösen wird, zu seinen Vorhöfen einführt.

Doch übernimmt jeder Verein auch Verpflichtungen gegenüber seinen Neuaufgenommenen. Darum bildet man ja eben Vereine, daß hier der Einzelne der Gemeinschaft diene und die Gemeinschaft wieder dem Einzelnen — einer für alle, alle für einen. Jedes verwahrlosete Kind, jedes Kind auf bösen Wegen ist nicht bloß eine werdende Last auf den Schultern seiner Gemeinde, sondern zugleich auch ein stummer und doch so sprechender Vorwurf gegen alle die, welche dieses Kind zum Glied der großen Familie aufgenommen haben. Freilich kann die Gemeinde nicht überall eintreten, freilich darf sie gar nicht einmal die Familie derjenigen Pflichten entheben, die sie zu besorgen vermag; immerhin hat jede Gemeinde in Sachen der Gesundheitspflege, der Armenunterstützung und der Erziehung noch weite, von ferne nicht genugsam angebaute Arbeitsfelder vor sich.

Schließlich hält die Kindertaufe innerhalb der Gemeinde einen Gedanken lebendig, welcher für das Kind und die Gemeinde sehr wichtig und folgenreich ist: sie lehrt das Kind, die Jugend ehren und für etwas Heiliges, ein himmlisches Gut ansehen. Sie wehrt dem bösen Worte, das man so oft vernimmt: o es ist nur ein Kind; sie wirkt entgegen dem Zug,

Kinder bloß als Spielzeuge zu behandeln, mit ihnen Staat zu machen und sie auf diese Weise zu verderben oder sie möglichst früh als gewinnbringende Arbeitskräfte auszunutzen. Jesu Worte hierüber lauten sehr einfach und sind allbekannt, und doch ist nicht zu sagen, wie vielen Segen sie als Schutzengel der Jugend schon verbreitet haben, sein: lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich; sein: was ihr einem dieser Kleinen thut, das habt ihr mir gethan; sein: sehet zu, daß ihr keins dieser Kleinen verachtet, denn ich sage euch, ihre Engel sehen allzeit das Antlitz meines Vaters im Himmel.

II.

Weiter, meine Lieben, ist die Taufe ein Familienfest, ein Freudenfest für die Gottesgabe. Ich höre zwar heute hier und dort, es brauche das nicht, gegenwärtig, wo man nicht mehr taufen lassen müsse, könne man es weit einfacher machen, indem man eben nicht mehr taufen lasse. Dieses Wort von der Vereinfachung halte ich für die reine Heuchelei, denn noch Keinen, der es in den Mund nahm, sah ich sein Leben da vereinfachen, wo es dessen am meisten bedurfte, nämlich an seinen eigenen Bedürfnissen und Genüssen; nicht bei sich selbst beginnt man zu vereinfachen und zu sparen, sondern an Andern, an den Kindern, an dem eigenen Familienleben. Man verschiebt die Taufe von Sonntag zu Sonntag, aber wahrhaftig nicht, um sie recht feierlich oder recht lieblich zu gestalten, sondern aus Gleichgültigkeit und Trägheit, und läßt sie nicht länger sich verschieben, drängt die Frau, dann hüpft man möglichst rasch darüber weg, es soll nur keine Mühe kosten. Ob dann die Sitte, in dieser Weise endlich mitgemacht, der Familie auch Freude bereite, darnach fragt man nicht. Da weiß ich denn doch etwas weit Einfacheres: daß man ohne Schlepperei und ohne Murren möglichst bald ein stilles und bescheidenes Familienfest anstelle, denn was

liegt näher, was ist einfacher, als daß es gute Eltern drängt, ehe sie die Erziehung ihres Kindes, sei es nun das erste oder das zehnte, beginnen, zuvor nochmals sich dieses ganze schwere Werk zu vergegenwärtigen und zu überlegen. Wo hinaus willst du denn eigentlich mit diesem Kinde, was aus ihm machen und wie bringst du zu Stande, was du dir vornimmst? Und mit wem läßt sich dieses besser überlegen als mit Gott, da ja doch dieser Ueberlegung letzte Worte diese sein werden: Vater, dein soll dieses Kind sein, dir will ich es zuführen und bringen, hilf mir dazu, stehe beim schweren Werk mir bei, erhalte uns Friede und Einigkeit, gib deine Kraft und deinen Segen dabei.

Ja noch weiter zurück: gibt es etwas Einfacheres, als daß die Familie sich einen Tag nimmt und des neugebornen Kindes so recht von Herzen freut? Verdient es denn keinen Willkomm, dieses kleine hülflose Wesen? Wie viel leichter wird seine Erziehung sein, wenn die Eltern für ein Kind Gott danken, als wenn sie es vom ersten Tag als eine Last betrachten, als etwas, das besser nicht da wäre, und mit scheelen Blicken es betrachten, statt herzinnig dessen sich zu freuen, daß Gott so treu bewahrte in der Stunde der Gefahr, dieses Kind gab und in ihm so viel schenkte. Und ist der Tauftag für gute Eltern nicht auch die beste Gelegenheit, um das neugeborne Kind seinen Geschwistern so recht warm an's Herz zu legen? Ich freue mich jedes Mal, wenn ein älteres Geschwister dem Spätling zu Gevatter steht oder ein Schwesterchen den Täufling aus der Kirche hinausträgt, so sorgfältig, stolz und glücklich. Das ist wieder ein Band der Liebe mehr, und solcher Bande gibt es nie zu viele, zumal von Geschwistern, die so lange Seite an Seite wallen, einander so viel nützen, aber auch so viel schaden können. Darum werden fromme Eltern in ihrer Kinder Herzen früh schon anfachen die Freude darüber, daß sie einander haben, den Dank gegen Gott dafür, daß er sie einander gegeben, und wären ihrer

ein Dutzend, ihrer keines zu viel. Dagegen hatte ich einmal einen Knaben in meiner Kinderlehre, der sah taufen ohne eine Ahnung, was dieses Waschen, wie er es nannte, bedeute, und doch hatte er selbst Geschwister; denkt euch so ein Familienleben, wie verwahrlost und elend!

III.

Und nun noch ein paar letzte Worte darüber, was die Taufe nicht der Gemeinde und nicht der Familie, wohl aber dem Kinde selber sei. Hier wird der platte Volksverstand stets einwenden: aber dem Kinde selbst nützt doch das Taufen nichts; es versteht und hat ja nichts davon. Ersteres ist richtig, letzteres falsch, es begreift allerdings noch nichts, hat aber doch etwas davon, von diesem Ding, wie von manchem andern unbegriffenen. Nie kann ich ein Kind auf meinen Armen halten, ohne mich zu freuen all der Dinge, die sind und für es da sind, und es ahnt noch nichts davon. Da ist ja eine reiche göttliche und menschliche Liebe seiner wartend, ihm bereit. Hier an der Wiege begreifen wir das Wort, das wir dem Kinde später einprägen werden, so gut: lasset uns Gott lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. Und zu dieser göttlichen Liebe, die von der ersten Stunde weg über dem Kinde wacht und an ihm arbeitet, gesellt sich eine immer größer werdende menschliche. Zwar gab es zu allen Zeiten treffliche Eltern, aber der Mittel, um dem Kinde wohl zu thun, werden immer mehr; reicher wie an Wegen des Verderbens, so auch an Wegen der Liebe und der Rettung ist die Welt geworden. Aber diese Liebe Christi, welche bereits da ist und waltet, verheißt noch mehr, noch Größeres. Sie legt zwar nicht, wie die Feen im Märchen, irgend ein besonderes Geschenk und Angebinde dem Kinde in die Wiege, aber sie verheißt einen sichern Weg zu einem guten Ende. Sie läßt das Leben, wie es ist, verhüllt nicht seine Klippen und Fährlichkeiten und

verheißt kein apartes Glück, aber sie sagt: fürchtet euch nicht, vor nichts, Gott führt durch Alles hindurch, Gott wendet Alles zum Segen.

Schließlich stellt die Taufe das Kind in der rechten Verfassung in das Leben hinein: das Leben tritt als Liebe an dasselbe heran, diese Liebe soll es wieder zurückgeben, vergelten, es tritt eine große heilige Schuld an und soll sie bezahlen. Das ist die rechte Weise, das Leben zu nehmen, nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht, nicht als etwas, von dem man herauszufordern, sondern dem man etwas zu leisten hat, nicht als eine Summe eigener Verdienste, sondern als ein Zehren von fremder Liebe und Gnade. Herr, ich bin zu gering all der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan: wie soll, wie kann ich dir vergelten?

Liebe Brüder! Laßt uns unsern eigenen Taufbund nie vergessen. Lasset uns danken für alle Gemeindesorge, für alle Familienliebe und hinblicken über unser ganzes Leben, uns freuend, daß wir in den Bund mit Gott aufgenommen wurden so frühe schon, daß dieser Bund dauern wird in alle Zeit und daß Gott uns treuer ist als wir ihm.

Der öffentliche Gottesdienst

1878

Apostelgesch. 2, 41. 42. 46. 47. Die nun sein Wort mit Freuden annahmen, ließen sich taufen, und es wurden an jenem Tage bei dreitausend Seelen hinzugethan. Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brechen des Brodes und im Gebet. Täglich waren sie einmüthig im Tempel und brachen in den Häusern das Brod und nahmen die Speise mit Frohlocken und in Einfalt des Herzens, lobten Gott und hatten Gunst bei dem ganzen Volke. Der Herr aber that täglich solche, die da selig wurden, hinzu zur Gemeinde.

Meine lieben Zuhörer! Wir schließen heute, weil angelangt auf der Schwelle der Pfingstzeit, die Reihe unserer Betrachtungen über die christliche Sitte. Wie ihr wißt, begann ich mit dem christlichen Kalender, dem Kirchenjahr, den Namenstagen, der Zeit in Gottes Hand. Dann berührte ich die Privaterbauung und mahnte einen Jeden, doch sein eigener Pfarrer zu sein. Eine dritte Betrachtung war unserer Kindertaufe und ihrem Segen für Gemeinde, Familie und Kind gewidmet. Zum Schlusse mache ich heute den öffentlichen Gottesdienst zu meinem Gegenstande und knüpfe zu diesem Behufe an die gottesdienstlichen Sitten an, wie sie in der ersten christlichen Gemeinde sich sofort herauszubilden begannen. Aus unserem Texte ließ ich die Stelle über die Gütergemeinschaft der ersten Christen weg, nicht weil ich mich scheue, darüber zu sprechen; vielmehr that ich es schon, aber dann nicht bloß so nebenbei, sondern ich halte dieses Verhältniß stets einer besondern Betrachtung werth. Heute also

über unsern öffentlichen Gottesdienst.

I.

Meine lieben Zuhörer! Vielleicht erwartet ihr, daß ich mich in Klagen über den mangelhaften Besuch des Gottesdienstes ergehe, vielleicht gar die Befürchtung ausspreche, es möchte unser Gemeinde-Gottesdienst auf dem Wege, auf dem er sich gegenwärtig bewege, je länger desto mehr in Abnahme und Verfall gerathen. Allein sowohl von jener Klage, als auch von dieser düstern Weissagung bin ich sehr weit entfernt. Mag auch wirklich an manchen Orten, vielleicht auch hier, in den letzten Jahrzehnten die Zahl der Besucher unserer Gottesdienste zurückgegangen sein, so zeigt doch die Geschichte unserer Kirche in diesem Punkte nicht etwa einen langsamen Niedergang, sondern ein Auf- und Niederschwanken. Im Großen und Ganzen wechseln gottesdienstliche und ungottesdienstliche Zeiten mit einander ab. Ich für meinen Theil zweifle daher keinen Augenblick, daß auch nach dieser Richtung hin auf die nicht sehr erfreuliche Gegenwart künftig bessere Tage folgen werden, und mir ist wie dem Hüter des ewigen Lichtes in einer katholischen Kirche; ich fühle mich verpflichtet, des öffentlichen Gottesdienstes um so sorgsamer und treuer zu warten, je mehr er von Manchem mißachtet und vernachläßigt wird. Jetzt mag er sein wie ein Lichtlein am dunkeln Ort; eines Tages wird er zur hellen Flamme emporlodern und einen großen Wald anstecken; der Tag wird anbrechen und der Morgenstern in den Herzen aufgehen.

Meine lieben Zuhörer! Vielleicht lacht ihr mich aus wegen meiner guten Zuversicht und meines festen Glaubens an eine neue Zugkraft unseres öffentlichen Gottesdienstes. Ihr nehmet vielleicht an, diese Art unseres Zusammenseins werde später durch andere Weisen, durch andere Formen des Gemeinschaftslebens ersetzt werden. Darauf erwidere ich: der Zug zur Gemeinschaft, die Sorge um diese und die Liebe zu derselben sind in einem Gemeinwesen entweder stark oder schwach. Sind

sie stark, dann kommt das auch dem Gottesdienste zu gute. Ist hingegen der Gottesdienst nur schwach besucht, dann spiegelt sich diese Erscheinung auch in den andern Weisen des menschlichen Gemeinschaftslebens wieder; Gleichgültigkeit gegen das Gemeinsame herrscht auch auf den andern Gebieten, auch im bürgerlichen und politischen Leben, und wäre es nicht so traurig, man müßte lachen, wie Verächter des Gottesdienstes und der religiösen Gemeinschaft klagen, wie doch sei's der Gemeinderath, sei's die Gemeindeversammlung, sei's der Volksverein so wenig besucht werde, wie sehr das Vereinsleben dahinsieche und wie schwer die Leute aus ihrer Besonderung aufzurütteln und zu etwas Gemeinsamem und Höherem zu vereinigen seien. Das ist ja so natürlich: wie der Gottesdienst, so das Gemeindeleben überhaupt.

Doch gesetzt auch, man ließe den öffentlichen Gemeinde-Gottesdienst ganz fallen, so müßte er durch irgend etwas ersetzt werden. Was wißt ihr da? Etwa durch belehrende Vorlesungen aus Geschichte und Naturkunde, oder durch ein Vergnügen am liebsten in freier Natur, oder durch Arbeit? Seht wohl zu, meine Zuhörer, ob durch das eine oder andere dieser drei Mittel nicht die Gemeinde weit mehr auseinandergetrieben, zerstreut und zerstört, als zusammengebracht und bei einander behalten wird! Alsdann, wenn der öffentliche Gottesdienst ganz ausgefallen wäre, würden auch diejenigen, welche bisher ziemlich gleichgültig ihm gegenüber sich verhielten, nur zu gut merken, daß er eine durch nichts auszufüllende Lücke hinterlassen hat. Was die Glocken der Menschenseele sind, das wird diese erst dann inne, wenn jene für kürzer oder länger verstummt sind.

II.

Meine Lieben! Aber allerdings, wenn wir die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes un-

bedingt behaupten, dann geben wir anderseits nicht minder freimüthig zu: es ist derselbe nicht, was er sollte und könnte, nicht die Hälfte davon; unser Gottesdienst hat die eine Hand verdorrt. Er krankt an einem schweren Irrthum. Man betont an der Religion überhaupt viel zu sehr nur die eine Seite, ihr Gemeinschaftstiften zwischen Mensch und Gott, und läßt darob außer Acht ihre andere nicht minder mächtige und wohlthätige Wirkung, ihr Gemeinschaftstiften zwischen Mensch und Mensch. So hat man die Religion mehr und mehr zu einer Privatangelegenheit des Einzelnen werden und so auch den Gottesdienst zu einem bloßen Mittel der Privaterbauung herabsinken lassen. Da kommen lauter Einzelne her, aus Gewohnheit oder Bedürfniß, singen oder singen nicht, beten oder beten nicht, hören einem halbstündigen religiösen Vortrag zu oder auch nicht zu. Dann gehen sie wieder heim.

Von diesen dünnen Bächlein hat die Gemeinschaft herzwenig. Meine Zuhörer! In einer großen und weitverzweigten Gemeinde des Emmenthals bin ich geboren; unvergeßlich bleibt mir das Zusammenströmen der Gemeindeglieder von den Bergen herab, aus den Krächen hervor und den Schächen empor am Sonntagmorgen um die Kirche; die einzelnen Tropfen sammeln sich zu Bächlein, diese zu Flüssen, diese zum Strome: deutlich fühlt sich da der Einzelne als ein Glied am großen Leib. Seither diente ich jahrelang auf französischem Boden zerstreuten Deutschen und diene ihnen neu mit der alten Freude, aber nicht bloß darüber freue ich mich, je und je ihnen das Lebensbrod zu bringen, sondern darüber noch mehr, Getrenntes zusammenzuführen, zu vereinigen, was sich sonst ferne geblieben wäre, und ein großes Wiedersehen zu bereiten. Hier freilich, wo wir weit näher auf einander wohnen, scheint das weit weniger nöthig; so scheint es aber bloß, denn ich staune oft darüber, wie wenig doch eigentlich die Leute sich gegenseitig kennen, welche in den acht Dörfern und Dörfchen unserer Kirchgemeinde —

denn so viele zählen wir ja nun — ihr Leben verbringen; fremd, achtlos für einander wallen die Glieder einer Kirchgemeinde Seite an Seite. Gemeinsam sind uns bloß ein paar Neuigkeiten und ein bischen Klatsch mit seinem Auge bloß für das Böse, für das Gute nie. Wie viel anders und besser wäre das, wenn allsonntäglich aus allen acht Orten Leute sich hier zusammenfänden, von jeder Familie wenigstens ein Glied, entsandt an die große Volksgemeinde, ohne Anstrengung, ohne ein anderes Opfer als das der eigenen Trägheit. Da träfen sich die Altersgenossen, die Schulfreundinnen und knüpften neu das alte Band der Liebe und gegenseitigen Hülfeleistung. Verstummen würde alsdann die Klage des Alters, im eigenen Dorfe kenne es die jungen Leute nicht mehr; unter unsern Augen würde der Gemeinde gesammte Jugend emporwachsen, und fände sie hier das Alter, die weißen Häupter, so lernte sie an ihnen emporschauen mit derselben Ehrfurcht, wie zu den weißen Bergeshäuptern, von denen uns Hülfe kommt. Dann würde auch der Reiche und Vornehme sich weniger gefallen in seiner Absonderung, sondern innerlich sich gedrungen fühlen, seiner Gemeinde mit gutem Beispiel voranzuleuchten, und der Arme würde sich seiner geringen Kleider nicht schämen, sondern sich und seine Last eine Zeit lang vergessen unter dem warmen Hauch der Liebe. Ein Heimweh zöge allsonntäglich Viele zu einer solchen Stätte Gottes bei den Menschen.

Von selbst würde dann auch der Gottesdienst ein anderer, vollerer. Schon die Stimmung wäre eine gehobenere, das Gefühl des gemeinsamen Glaubens würde auch den Einzelnen erquicken und tragen. Viel mächtiger tönte der Gemeindegesang. Jetzt ist unser Kirchengebet weder Fisch noch Fleisch, nicht für den Einzelnen, weil auf eine nicht vorhandene Gemeinde berechnet. Alsdann wüßten wir wieder, was das heißen will: eine ganze Gemeinde betet, wir fühlten uns als ihr Glied und würden über uns selbst emporgezogen, zum Ganzen hin.

Wie eine Hausandacht klänge dann die Predigt. Die Gemeinde hätte ja in Wirklichkeit eine Familie gebildet und während der Woche dieses oder jenes gemeinsam erlebt, denn des Einen Leid wäre nun Aller Leid; und könnte nun der Prediger, dem Hausvater gleich, auf solche Dinge, die in allen Herzen wiederklingen, Bezug nehmen, viel reicher, schlagender, treffender und tröstender würde sein Wort. Da wäre es wieder eine Freude, zur Kirche zu gehen.

III.

Meine lieben Zuhörer! Ein solcher öffentlicher Gottesdienst, welch' einen reichen Segen trüge er hinein in das Leben des Einzelnen, des Hauses und der ganzen Gemeinde. Für den Einzelnen wäre sein regelmäßiges Erscheinen hier eine Behütung in der Jugend — viel deutlicher wüßte er sich unter dem Auge Gottes und unter dem Auge der öffentlichen Meinung seiner Gemeinde; im spätern Alter und seinen immer neuen Anforderungen fände er hier einen Quell immer junger Kraft, eine Mahnung zum Festhalten, zur Treue bis zuletzt, und sein besonderer Platz würde ihm so werth wie sein besonderer Platz im Hause. Zwar würde es ihm manchmal wehe thun, sähe er manchen Platz in der Kirche leer werden und mit Andern sich füllen, aber dann lehnte er wohl heimkehrend sinnend über die Kirchhofmauer, schaute über die Gräber in Reihe und spürte sich aufgenommen in jene stille, geheimnißvolle und so wohlthuende Gemeinschaft mit den Todten.

Manchem Hause gäbe der regelmäßige Besuch des Gemeindegottesdienstes den Sonntag wieder. Er würde nöthigen, zur rechten Zeit mit aller Werktagsarbeit und mit allen Hausgeschäften fertig und an Leib und Seele gesonntiget zu sein. Dann, wenn die aufmerksamen Kirchgänger heimkehrten und über Gesehenes und Gehörtes berichteten, brächte das geistige

Nahrung in's Haus, ein verständiges Gespräch knüpfte sich daran. Auch gibt ja der Gottesdienst in ganz ungezwungener Weise den Eltern die Gelegenheit, die sie oft umsonst suchen, mit ihren Kindern unbefangen über Religion, über die wichtige Angelegenheit ihres Heiles zu sprechen. Ja selbst die Grüße, welche die Kirchgänger für die Daheimgebliebenen erhalten haben und nun ausrichten, sind nicht nutzlos, sondern ein Band zwischen Haus und Gemeinde und schon darum eine Freude und Erquickung.

Was endlich der fleißig besuchte Gottesdienst der Gemeinde selber werden kann, das fühlt ihr ja selbst in den heiligen Zeiten. Es liegt im Gemeindebewußtsein, in der Freude, einer und zwar gerade dieser Gemeinde anzugehören, keine geringe Kraft, und über dieser Freude bleibt keine Landarbeit und ebensowenig irgend eine Thätigkeit für das bürgerliche Gemeinwesen zurück oder wird vernachläßigt, im Gegentheil, ihr seid in Zeiten gemeinsamer religiöser Erhebung noch arbeitsfroher und gemeinnütziger, stärker und treuer.

Meine Zuhörer! Dasselbe wiederholt sich im Leben der Völker. Religiöse Zeiten waren stets große Zeiten, Zeiten des Schaffens auf allen Gebieten. Wie wird wohl einst unsere Zeit, unser kirchliches und bürgerliches Gemeindeleben unsern Nachkommen erscheinen? das fragt euch. Ich fürchte klein.

Unsere Sendung

Himmelfahrt

1877

Joh. 20, 21. Da sprach Jesus wiederum zu seinen Jüngern: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch.

Meine lieben Zuhörer! Wie ich glaube, daß wir uns das geschichtliche Ereigniß des heutigen Tages zurechtzulegen haben, darüber machte ich nie einen Hehl, sondern legte stets dar, daß es sich bei der Himmelfahrt nicht um das Emporgehobenwerden des Körpers Jesu in irgend einen sinnlichen Himmel handle und handeln könne, daß vielmehr der Leib Jesu im Grabe geblieben sei, während schon im Tode seine Seele in Gott zurückging, daß, wie der Ostertag den Beginn jener wunderbaren Zeit der Erscheinungen Jesu bezeichne, so der Auffahrtstag das Ende, den Abschluß jener Zeit.

Auf jede solche Darlegung hin pflegen nun freilich nicht Wenige zu sagen: dürfen wir uns die Himmelfahrt Jesu nicht mehr so denken, wie wir einst als Kinder thaten, dann hat sie überhaupt keinen Werth mehr für uns. Hievon nehmen nun die Einen den Anlaß, ängstlich zurückzuspringen und sich in einen engen Kreis von Gefühlen und Vorstellungen, welche beide gleich unklar sind, einzuschließen und jede weitere Aufklärung mit beiden Händen von sich abzuwehren; die Andern dagegen rufen: fort auch mit dem Fest der Himmelfahrt, es hat keine Bedeutung mehr. Nun aber, meine lieben Zuhörer, zeigt eure Anwesenheit hier an dieser Stätte, daß ihr keinen

dieser beiden Wege einzuschlagen, sondern einen dritten zu wandeln gedenkt. Ihr wißt, daß man sich umsonst wider die Wahrheit absperrt und daß jede Religion, die sich eigensinnig auf unrichtigen Vorstellungen über Menschennatur, Erde und Welt aufbaut, Gefahr läuft, gar bald einen großen Fall zu thun. Ihr glaubt daher gleichfalls nicht, daß Jesu Leib irgendwo da oben im Blauen lebe. Dennoch stimmt ihr nicht ein in den Ruf: fort mit dem Fest der Himmelfahrt, diesem lieblichen Tage; ihr wollt eben nicht zugleich mit der Schale auch den Kern wegwerfen, denn ein solcher Kern ist nach euerm Dafürhalten hier vorhanden, bildet doch das Aufhören der Erscheinungen Jesu einen sehr wichtigen Wendepunkt zunächst allerdings für den Glauben und das Leben der Jünger, sodann aber nicht minder für die ganze Entwicklung unserer geliebten christlichen Glaubensgemeinschaft. Trotz so mancher noch unaufgehellten geschichtlichen Dunkelheit sehen wir in der Hauptsache bereits durchaus klar, und aus dem, was wir wahrnehmen, ergibt sich, daß das Aufhören der Erscheinungen Jesu

am Himmelfahrtstage der Anfang ist eines viel stärkeren und innigeren Verhältnisses zwischen Jesus und den Seinen.

I.

Meine lieben Zuhörer! Es wäre ein vergeblicher Versuch, wollte ich euch das Leben der Jüngerschaft während der Zeit, da sie Erscheinungen von Jesu hatte, genauer schildern. Die Jünger selbst konnten es später kaum mehr, nachdem sie von jenen Bergen der Verklärung wieder in die Ebene des gewöhnlichen, thätigen Lebens niedergestiegen waren. Noch weniger vermögen das wir nüchternen Abendländer, die wir ja noch dazu in einer so nüchternen und rechnenden Zeit leben. Nur soviel scheint sicher: die Anhänger Jesu waren

nach dem Tode Jesu von Jerusalem bald hinweggeflohen und hatten sich in Galiläa wieder zusammengefunden; nachdem bei Jerusalem bereits ein paar kleinere Erscheinungen Jesu an Einzelne vorgekommen waren, schauten ihn dort in Galiläa einst fünfhundert Brüder auf einmal, und bildete sich jetzt eine heilige Schaar, welche bleibend oder doch in rasch auf einander folgenden Augenblicken in einem Zustande der Verzückung, höchster religiöser Aufregung sich befand.

So erhebend auch diese Zeit sein mochte, so drohte doch eine große Gefahr: diese Verzückung, dieses halbe Traumleben, welches die Anhänger Jesu über alle Höhen der Erde emporhob und hinwegtrug, konnte nicht ewig währen, konnte kaum lange dauern. Und wie nun, wenn nach plötzlichem oder allmäligem Aufhören der Erscheinungen die Aufregung in ihr Gegentheil, Abspannung, Ermattung und stumpfe Gleichgültigkeit umschlug?

Allein vor diesem traurigen Ende blieb jene mächtige religiöse Bewegung verschont. Durch alle jene Aufregungen hindurch zieht sich ein nüchterner Zug ganz eigenthümlicher Art. Wir sehen das am Pfingsttage so gut. Damals ging es zweifelsohne innerhalb jenes ersten christlichen Kreises hoch und aufgeregt her, so daß man ja jene ersten Jünger für Trunkene hielt und derhalben verspottete. Aber im selben Augenblicke traten schon jene Hochbegeisterten vor das Volk, legten dar, daß es ein guter und göttlicher Geist sei, der sie beseele, und suchten durch klare und beweisende Reden die Welt Christus und seinem Reiche zu gewinnen.

Doch diesen nüchternen Zug nehmen wir nicht erst an Pfingsten wahr. Wir haben schon zuvor Spuren davon. Da ist vor Allem aus dieser Zeit der Taufbefehl, hinaus zu gehen in alle Welt, zu Jüngern zu machen alle Völker und durch die Taufe sie aufzunehmen in den großen Bruderbund der Menschen. Da ist weiter unser Text: Friede sei mit euch!

Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch. In unsere Redeweise übersetzt heißt das: nur ja keine Angst so ohne mich draußen in der Welt, nur ja nicht gefragt, was haben wir da zu thun, nein, seid getrost, für euch ist gesorgt, ihr habt eine Mission, eine Aufgabe, eine Sendung, ihr sollt mich vertreten, mein Werk fortsetzen, von mir euch gesendet wissen wie ich von Gott, und im Leben mir so nahe bleiben.

Daraus geht hervor, daß im Sturm und Drang jener Zeit der Erscheinungen Jesu in den Jüngern, ihnen noch halb unbewußt, ein großer Entschluß heranreifte. Bisher waren sie noch unselbstständig gewesen und hatten ihren Glauben noch nicht in sich selbst getragen, sondern bei Jesus gehabt. Nun sahen sie sich allmälig auf eigene Füße gestellt, mächtiger ward der Jesus in ihnen selbst, und der Augenblick, da nun die Erscheinungen aufhörten, ward nicht mehr gefährlich, nicht der Uebergang zu ewiger Nacht, sondern aus dem Mondlicht heraus in einen jungen Tag voll Sonne, Mühe und Arbeit. Wohl war auch dann noch das Herz der Jünger nicht völlig fest, wie die Blume bedurfte auch ihr Glaube noch immer ein Deckblatt zu seinem Schutz: dieses Deckblatt war ihre Hoffnung auf eine baldiges sinnliches Wiederkommen Jesu. Doch als nun Jesus gleichwohl nicht anders wiederkam, als in ihre Herzen und ihre Gemeinden, machte auch das sie nicht mehr irre und abtrünnig. Wohl blieb das Deckblättchen noch, aber die Blume schützte es nicht mehr, ihr Glaube stand gleichwohl fest und trug seinen Halt in sich selbst, seine Kraft in der That.

II.

Meine lieben Zuhörer! Wie bedeutsam für die Jünger und in ihnen auch für die Entwicklung unserer christlichen Kirche sowohl jene Erscheinungen Jesu wie ihr Aufhören waren, das fühlt und begreift ihr nun wohl, dagegen noch

nicht, welchen Zusammenhang das mit eurem eigenen Glaubensleben haben sollte. Und doch liegt dieser Zusammenhang sehr nahe und ist überaus innig. Unser Kinderglaube sieht nämlich jenem frühern Glauben der Jünger durchaus ähnlich. Wir glauben, sei's mehr mit dem Gefühl, sei's mehr mit dem Verstand, an einen Gott und einen Christus außer uns, wir glauben etwas über sie und wissen nichts Anderes, als daß es immer so gewesen ist und auch so bleiben wird. Nun werden aber sehr Wenige sein, deren Kinderglaube nicht eines Tages in schwere Gefahr geräth, sei's daß er das Gemüth nicht mehr erhebt und beseligt, sei's daß er den Verstand nicht mehr befriedigt.

In dieser Gefahr aber steht ein Ausweg offen, der Weg, den Gott in seiner tiefen Weisheit die Jünger führte. Wollt ihr wissen, ob meine Worte von Gott stammen, so thut was ich euch gebiete; wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch, nehmt auf euch mein Kreuz und folget mir nach, tretet für mich ein, setzet mein Werk fort, begebet euch mit mir statt in die Gemeinschaft des Gefühls und des Verstandes in die Gemeinschaft des Handelns und Leidens. Als Kind ist man mit seinem Glauben schon fertig gewesen und über die Höhen der Erde hinweggeflogen; jetzt muß man auf einmal wieder von vorn anfangen, vom hohen Roß herab, zu Fuß gehen, oft durch tiefen Sand; bis jetzt war unser Glaube ein Sonntagsglaube, jetzt zieht er den Werktagskittel an und will uns hindurchgeleiten durch ein enges und einfaches Leben voll Mühe und Arbeit.

Zunächst scheint uns damit etwas geraubt, uns dünkt, wir haben bei diesem Uebergang verloren. Allein dieser Verlust erweist sich als Gewinn und zwar als doppelter Gewinn. Und Jesus sprach zu seinen Jüngern: Friede sei mit euch! Du hast vielleicht einmal geseufzt: sie haben mir meinen Heiland genommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Auf dem Wege einfacher Nachfolge findest du ihn

wieder und zwar jetzt auch da, wo du ihn zuvor nicht geschaut, findest ihn als dein Vorbild, als deinen Führer, als den, der dir deines Lebens Ziel und Bedeutung erschließt, findest ihn aber vor Allem in dir selber wieder als Gesinnung aus seinem Geist und aus seiner Liebe heraus geboren. Ganz anders, viel tiefer klingt dir nun das Wort Glaube, nicht mehr bloß wie „nicht zweifeln", „für wahr halten", sondern wie Vertrauen, Treue, Beharrung, wie innere Seelengemeinschaft mit ihm.

Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch. Ich fürchte fast, meine lieben Zuhörer, ihr erfaßt mir dieses Wort noch nicht in seiner ganzen Bedeutsamkeit oder bezieht es doch zu wenig auf euch selbst. Seht mir aber die Menschen an, den Menschen zu, dann merkt ihr gar bald einen großen Unterschied. Ihrer so Viele wissen gar nicht einmal, wozu sie auf Erden sind und wozu gut; entweder leben sie leichtfertig, ohne Bewußtsein einer Pflicht, oder sie leben schwer, herumgestoßen und halb erdrückt von dunkeln Gewalten, über die sie nicht Herr werden. Ein zugleich nützliches und glückliches Leben führt nur derjenige, welcher sich gesendet weiß, wie Jesus sich gesandt wußte, der sich sagt: auf diesen Posten hat mich Gott gestellt, hier stehe ich in seinem Namen und seiner Kraft, diese Aufgabe hat er mir zugewiesen, sie ist groß und schwer, aber ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht; ich bin ein ganz einfacher Mensch, aber zugleich ein Nachfolger Christi, berufen in meinem Hause und Wirkungskreis zu bauen an seinem Himmelreich, ihm eine Stätte zu bereiten. Meine Zuhörer! Nehmet selber wahr, wie viel mehr Nachdruck haben die Worte, wie viel mehr Mark die Thaten eines Menschen, der sich gesendet weiß, der sein Ziel in Gott und Christus zu seinem Wegleiter hat.

Meine lieben Zuhörer! Darum schließe ich für heute mit dem Worte: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und sehet gen Himmel, blickt über die Erde hin, hier

liegt euer nächstes Werk. Er ist von uns gegangen, aber er ließ uns seinen Geist. Derhalben sollen wir an seine Stelle treten, in seine Fußstapfen, seine Jünger sein, sein Reich mehren, seine Straße ziehen, erst durch die Erde und dann erst und nur dadurch empor zu einem noch höheren Leben.

Das Gebet

1878

Joh. 4, 24. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Meine lieben Zuhörer! Wie euch bereits bekannt, nannte die altchristliche Kirche den Sonntag vor Pfingsten: „Herr, erhöre", und ihr Wille war dabei, daß am heutigen Tag über das Gebet solle gepredigt werden. Dieser alten Sitte, weil es eine gute Sitte ist, pflege ich fast alle Jahre zu folgen und rede daher zu dieser Stunde über das Gebet selbst, heute Nachmittag über seine Erhörung.

Eine gute Sitte nannte ich diese alte Sitte, denn das Gebet und die Pfingstgabe, der heilige Geist, hangen auf das innigste mit einander zusammen. Die höchste Bitte ist ja die um den Geist Gottes, und anderseits soll dieser Gottesgeist nur Denjenigen zu Theil werden, die darum bitten, das will sagen, ein Bedürfniß darnach empfinden und um ihn ringen.

Von einem solchen Zusammenhang zwischen Gebet und heiligem Geist läßt auch unser Text uns etwas ahnen, wenn er sagt, Gott sei Geist und im Geiste wolle er angebetet sein. Zwar zunächst hat dieses Wort seinen bestimmten kriegerischen Sinn. Die Samariterin, um Jesus von Gewissensfragen abzulenken, will wissen, wo man eigentlich Gott anbeten solle, am wirksamsten und gesegnetsten anbete, ob im Tempel zu Jerusalem oder in dem auf Garizim. Nun aber gingen beide Forderungen von der Voraussetzung aus, Gott sei dem Menschen

ähnlich, nicht allgegenwärtig, sondern an dem einen Ort den Menschen näher als an andern; beide Forderungen machten das Gebet zu einem äußern Dienst der Lippen, beide Forderungen wollten jede die volle Wahrheit besitzen und verketzerten deßhalb einander. Nun sagt Jesus darauf: Gott ist nicht ein Mensch, sondern Geist; Gott verlangt keinen Dienst der Lippen, sondern eine Erhebung der Seele; die Wahrheit liegt nie in dieser oder jener einzelnen Lehre, sondern stets nur in der Aufrichtigkeit und Treue des Menschengemüths.

Das ist aber bloß der Sinn, welchen der unmittelbare Zusammenhang unserm Textworte verleiht; allein wie so manches andere Wort Jesu gründet auch dieses noch tiefer, hat eine größere Tragweite und glänzt, auch seinem Zusammenhang entnommen, in eigenem Lichte.

Lassen wir daher in unserer heutigen Betrachtung die Gegensätze zu diesem und jenem Aberglauben, der heute noch mit dem Gebet getrieben werden mag, weg, nehmen wir das Wort Jesu ganz für sich und prüfen wir allseitig,

was es dazu braucht, damit unser Gebet ein Beten im Geist und in der Wahrheit werde.

I.

Meine lieben Zuhörer! Vielleicht hat euch verwundert, daß ich unsern Text nicht so lese, wie ihr ihn zu hören gewohnt seid. Ihr sagt: Gott ist ein Geist; ich dagegen: Gott ist Geist. Haltet diese Unterscheidung nicht für eine Kleinigkeit oder gar eine nichtige Spitzfindigkeit. Sage ich mit euch: Gott ist ein Geist, so ist Gott ein von euch getrenntes Wesen, ein Geist neben andern Geistern, und schwer hält es, zwischen diesen getrennten Geistern eine Brücke zu schlagen. Uebersetze ich dagegen wort- und sinngetreuer: Gott ist Geist, so ist damit nicht bloß über sein Wesen etwas gesagt, sondern zugleich angedeutet, daß alles Geistige zu Gott gehöre, daß

Gott der Geist und der Geist Gott sei, daß somit aller Geist, wo er sich auch finde, aus Gott stamme, ein Strahl sei von dieser Sonne. Aller Geist aus Gott, aller Geist Gott selbst, ein Theil von ihm, also auch der Menschengeist; nennt ihn doch das alte Wort der Schrift den Odem, den Hauch aus Gottes Mund, und der Sänger von Psalm 8 sagt: du hast den Menschen wenig minder gemacht als Gott. Meine Zuhörer! Rühmt den Menschen so hoch ihr wollt, etwas Größeres und Herrlicheres vermögt ihr von ihm nicht auszusprechen, als daß seine Seele ein Hauch von Gott und er selber göttlichen Geschlechtes sei. Um so besser ermeßt ihr aber auch das tiefe Weh Gottes und all der Seinen über jeden Menschen, mit dem es niederwärts geht, welcher seinem eigenen Verderben zuschwankt — denn da ist ja ein göttlicher Strahl in den Koth gefallen.

Faßt Beides in's Auge, das Höchste und das Niedrigste, dann habt ihr die tiefste Begründung des Gebetes. Was ist dieses anders als das Bedürfniß des Menschengeistes, von seinem Ursprung, dem Gottesgeist, nicht loszukommen, den Zusammenhang mit ihm nicht zerreißen zu lassen, sondern immer neu und fester zu knüpfen. Deßhalb auch ist das innigste Gebet nie das laute mit Geberden, sondern das, welches ich euch schon einmal beschrieb, indem ich sagte: in sich hinein muß der Mensch, wenn er betet, immer tiefer sich in sich selbst versenken, dann gelangt er wohl ganz hinten in sich zu einer Thüre, bei Manchem lange nicht geöffnet und darum eingerostet, aber wenn er sie aufstößt, dann schaut er von da aus geradewegs in Gott hinein und fühlt sich umgeben und getragen von den Kräften einer höhern Welt.

Lieber Familienvater, treue Hausmutter! ihr wißt, welch eine heilsame Macht euer Haus über euch ausübt, wie der Gedanke an sein Wohl euch stärkt, wenn ihr ausgeht an eure Arbeit, wie er euch in der Versuchung behütet und wie das traute Heim euch am Abend mit Macht zu sich zieht. Seht,

das ist am Ende doch nur eure irdische Behausung — wir haben ja allzumal noch eine bessere, dort hinter der Thüre in unserer Seele, dicht hinter ihr liegt sie und heißt Gottes Vaterhaus. Das ist doch etwas anderes, des Morgens an seine Arbeit zu gehen, in seine Pflicht hineinzutreten, wenn man von daher kommt, gestärkt, mit hellem Auge, begleitet von des Vaters Segen; und wie viel weniger heimatlos fühlt man sich, wenn man dahin wieder zurückkehren kann des Abends.

II.

Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste anbeten. Was heißt das? Daß wir zum Beten unsern Geist brauchen. Das wahre Gebet ist weder ein Herplappern noch ein Betteln, es ist vielmehr eine Arbeit des Geistes, ein Auf- und Niederwogen der Gedanken und Gefühle, eine mächtige Bewegung in unserm innern Leben. Lest die Psalmen — viele derselben sind gar nichts anderes als Gebete, innige, dringende. Gebete weßhalb? Weil etwas zwischen den Sänger und seinen Gott hineingetreten ist, macht der Sänger sich auf, um diese Wolke zu zerstreuen, um Gott zu suchen und zu finden und neu zu gewinnen. Und was trat zwischen den Sänger und seinen Gott? Bald der Natur vernichtende Gewalt, bald vermeintlich ungerechtes Leiden, bald eine große Noth, bald die eigene Sünde, und nun sucht der Sänger das Hinderniß betend zu bewältigen und neuen Zugang zum Vaterhause zu gewinnen. Er ruht nicht, bis er auch in den Unbilden und Ungewittern der Natur nicht bloß den Allmächtigen, den Donnerer zitternd schaut, sondern auch den Weisen und Allgütigen lieben kann, die Zuflucht für und für. Er ruhet nicht, bis er im eigenen und der anderen Menschen und ganzer Völker Schicksal Wege göttlicher Gerechtigkeit entdeckt und beruhigt, zufrieden, versöhnt bekennen kann: Herr, heilig sind alle deine Wege, gut deine Werke,

gerecht deine Führungen. Er ruht nicht, bis in seine irdische Noth die himmlische Hülfe hineingetreten ist und er sich wieder freuen darf, nicht bloß, daß ihm geholfen ist, sondern daß er einen ewigen, stets hülfbereiten Helfer hat. Und er ruhet endlich auch nicht, bis die eigene Sünde und Schuld erkannt, bekannt, bereut und gebüßt und das Gefühl göttlicher Gnade und Vergebung in seine Seele niedergestiegen ist.

Meine Zuhörer! So heißt Beten also nicht etwa von seinem eigenen Leben sich künstlich ablösen, es bei Gott auf Augenblicke zu vergessen suchen, um dann nur um so kümmerlicher unter seiner Last dahinzukeuchen, nein, Beten heißt, sein ganzes Leben vor Gott bringen, es prüfen, es sichten, es verarbeiten, in allen Schickungen desselben Gott suchen, in allen seinen Schwierigkeiten sich der Nähe Gottes versichern und durch alle Uebertretungen hindurch sich wieder emporringen zur Gewißheit, daß Einem vergeben sei und man in Gottes Gnade stehe, dennoch und trotz alledem.

Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn — betet, gebt nicht ab, bis ihr für Alles das lösende, versöhnende Wort gefunden.

III.

Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. In der Wahrheit — ist es nicht ein großes Leid, daß die menschliche Unwahrhaftigkeit sich selbst des Gebetes, dieses innigsten Bandes zwischen uns und Gott, bemächtigt: Heuchelei läuft mit unter, der äußere Schein gilt nicht wenig; man betrügt so gerne sich selbst und nimmt seine persönlichen Wünsche als Befehle Gottes wieder.

Darum Wahrheit im Gebet! Betend sollen wir alle Dinge in das Licht vor Gottes Angesicht stellen und unter diesen Dingen nicht zuletzt und nicht zum wenigsten uns selbst. Nicht wie es mir scheint, sondern wie es vor dir ist, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Herr, hilf mir, in deinem

Licht das Licht schauen, den Menschen und den Dingen bis auf den Grund gehen; vor Allem prüfe und erforsche mich selbst, mache rein mein Wollen, lauter meine Beweggründe, aufrichtig meinen Sinn, wohlmeinend und herzlich mein Gemüth, vernichte alle Hintergedanken, die selbstsüchtigen vor der That, die eiteln und hochmüthigen nach derselben. Mache mit jedem Tage mir lieber das Gute, das Recht und die Wahrheit, deine Sache ganz allein, und hilf mir, daß ich vor dieser deiner Sache mich selbst vergessen könne und nur ihr diene mit bester Treue.

Meine lieben Zuhörer! Unter allen Heuchlern gibt es keine schlimmern, verdorbenern und gefährlichern, als die betenden; sie lügen selbst Gott, wie groß muß die Finsterniß in ihnen selber sein, man traut ihnen um ihres Gebetes willen und ist betrogen um ihrer Unwahrhaftigkeit willen. Aber anderseits auch, unter allen guten Menschen, wo gäbe es aufrichtigere und zuverläßigere als die, welche Gott anbeten in der Wahrheit, als die, welche unbekümmert um den eigenen Vortheil und Nachtheil nur Eines suchen: den Willen und Weg Gottes mit ihnen. Auch diese Menschen können irren, sie werden fehlen, gleichwohl kann ich mich auf sie verlassen, sie wollen das Gute, sie prüfen sich vor dem Auge Gottes, sie stehen im Lichte, keine Finsterniß ist in ihnen, bis auf den Grund ihrer Seele können wir in sie hinabblicken.

Meine lieben Zuhörer! Eines möchte ich: daß ihr im Gebet jetzt ein ebenso schweres wie wichtiges Werk eures Lebens hättet erkennen lernen; denn das will etwas sagen, den rechten Weg an Gottes Hand zu gehen allezeit. Wenn ihr deß inne geworden, um so lieber haltet ihr heute Abendmahl. Gott tritt euch ja da so nahe in Jesus Christus und spricht: Fürchte dich nicht, du bist und bleibst mein Kind und Niemand soll dich aus meiner Hand reißen.

Die Erhörung des Gebetes

1878

Psalm 138, 3. Am Tage, da ich rief, da erhörtest du mich; du machtest mich muthig, in meiner Seele ist Kraft.

Meine lieben Zuhörer! Ich sagte euch heute früh schon, daß ich wie diesen Morgen über das Gebet selbst, so am Nachmittag über die Erhörung des Gebetes sprechen würde. Wer von euch nun von heute Vormittag her oder sonst weiß, was ich unter Gebet verstehe und welche Weise des Betens ich empfehle, der sagt sich schon zum voraus, es werde auch das, was ich unter Erhörung verstehe, dieser Art des Gebetes entsprechen. Unmöglich werde nur diejenige Bitte als erhört gelten dürfen, welche in Erfüllung gehe, und zwar recht bald und grad so, wie man sich diese Erfüllung gedacht und gewünscht habe. Vielmehr werde mir jedes Gebet schon dann als erhört vorkommen, wenn daraufhin eine Hülfe irgendwelcher Art eintrete, gleichviel ob gerade die gewünschte oder nicht, ja wenn das Gebet nur überhaupt irgend einen Segen nach sich ziehe oder mit sich bringe.

Doch, wendet ihr mir vielleicht ein, für eine Hülfe so allgemeiner und unbestimmter Art, für einen so wenig greifbaren Segen brauche man eigentlich nicht zu beten; Gott sei gütig, lasse seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte; auch mache er in Wahrheit, wenigstens was das äußere Schicksal betreffe, zwischen Betern und Nichtbetern keinen wesentlichen Unterschied. Ich bestreite das nicht im mindesten. Allein grad so hat auch der

Lehrer fünfzig oder sechzig Kinder um sich, denen er allen das Gleiche vorlegt und einzugeben sucht, und dennoch mit so verschiedenem Erfolg! Und dieser Erfolg richtet sich nicht etwa nach der größern oder geringern Begabung des Kindes, sondern nach dem Gefühl der Bedürftigkeit, nach dem herzlichen Verlangen, nach dem Geiste, den es von Hause mitbringt, wie nach seiner eigenen Strebsamkeit und Pflichttreue und nicht zum wenigsten nach dem Trieb und der Geschicklichkeit, das, was der Lehrer gibt, auch zu verwerthen und etwas daraus zu machen. Und ganz, wie mit dem Lehrstoff in der Schule, verhält es sich mit der Hülfe und dem Segen Gottes draußen im Leben. Gewiß, beide sind da, sie liegen am Wege und werden angeboten, allein nicht Jeder achtet darauf, nicht Jeder mag sie brauchen, nicht Jeder weiß etwas damit zu machen. Dafür muß man eben auch Augen haben und den Sinn und ein wohlbereitet Herz — und das Alles gibt eben das Gebet, das ist der scharfe Pflug, der allerdings tiefe Furchen durch den Acker zieht, aber ihn erst fruchttragend macht. Wie soll ich dem Nothleidenden helfen, der sich nicht helfen lassen will, der von meinem Rath nichts wissen will und meine Gabe mir vor die Füße wirft? So kann Gott nur dem helfen, der seine Hülfe sucht, nur den erhören, der bittet. Und nun in welcher Weise erhört dann Gott unsere Gebete?

I.

Meine Zuhörer! Ueberschauen wir alle die einzelnen Fälle, so stoßen wir zunächst auf solche, wo eine eigentliche Erhörung, d. h. eine Erfüllung oder doch eine Hülfe oder ein besonderer Segen gar nicht nöthig scheint. Wir haben ja auch Dankgebete für Empfangenes, nicht gerade viele, bei weitem nicht so viele wie Bittgebete, aber doch auch welche; wir haben Tischgebete, während das Essen, dessen halber wir

beten, ja bereits aufgetragen ist; wir haben Bittgebete, deren Erfüllung vor Augen steht und gleichsam aus innerer Nothwendigkeit erfolgen muß; hier gibt es auch so manche Gabe, an welcher der Nichtbeter grad so viel Antheil hat wie der Beter. Was hilft da das Gebet, was nützt es, worin besteht sein Segen?

Ja das Erbetene ist wohl da, sicher und gewiß, aber es ist für den Nichtbeter und für den Beter nicht dasselbe. Wer nicht danken mag, wer es nicht über sich bringt, bei jeder ihm gespendeten Gabe auch des Gebers, sei's Gott oder Mensch, freundlich zu gedenken, vielleicht sogar unzufrieden ist und es ungerecht findet, weil die Gabe nicht größer, für den ist die Gabe kein Gewinn, vielleicht eher ein Anlaß zu Zorn und Streit, er streicht sie weihelos ein, schon morgen erscheint sie ihm als etwas, das, wenn er es auch nicht immer besaß, doch ihm stets gebührte. Ganz anders der Beter, der Dankbare. Das Empfangene ist und bleibt ihm eine Gabe, etwas, das er eines Tages noch nicht besaß und nun besitzt, etwas, das er nicht einmal verdiente und gleichwohl erhielt, etwas, das er vielleicht verwendet und aufbraucht, das aber gleichwohl als eine Erinnerung und reine Freude in seinem Herzen zurückbleibt. Die Gabe ist möglicher Weise eine ganz gewöhnliche und geringfügige, aber eine Weihe liegt darauf; man spürt seine Verantwortung, man wendet sie weiser, mäßiger an. So beglückt die Gabe, so macht reich der Dank, denn dein Reichthum liegt nie in deinem Besitze draußen, sondern in der Zufriedenheit, dem Genügen, dem Dankgefühl deiner Seele.

Ja so eine Gabe führt den Beter noch höher hinauf, geradewegs zu Gott empor. Jede Gabe, groß oder klein, aus Menschenhand oder unmittelbar von Gott dargereicht, Alles ist ein Zeichen seiner Liebe, ein neues Zeichen, und so kommen sie wieder eins und wieder eins, unzählbar; das stärkt das Herz und gibt ihm das Vertrauen, daß wer bis hieher

half, auch weiter helfen werde, und daß, wenn alles Irdische bricht, Gott uns nicht, nie verlasse, versäume.

II.

Weiter, meine lieben Zuhörer, gibt es sehr viele Fälle, wo auch auf unser Bitten hin gar keine bestimmte und greifbare Hülfe Gottes eintritt, jetzt nicht und später nicht, wo also unser Gebet, was man so sagt, unerhört bleibt — was nützt es da?

Abermals sehr viel, wenn es aufrichtig ist. Denn wenn es auch nicht nach außen schlägt, schlägt es nach innen. Die Welt wird keine andere, wohl aber du, und du bist auch eine Welt, eine kleine zwar, aber erst von dieser kleinen Welt aus wird die große eine andere. In welcher Lage du dich auch befindest, ob verlustig an Gütern oder arm und wünschevoll oder seufzend unter schwerer Last: mit dem Gedanken an Gott, also betend, trägst du deine Lage anders als ohne Gedanken an ihn. Deine Lage selbst erscheint dir als eine andere, nicht mehr so verzweifelt und hoffnungslos, sondern immer noch erträglich und am Ende doch noch zu überwinden. Du sorgst weniger hart und schwer, weil nicht mehr um das, was du doch nicht ändern kannst, sondern in Gottes Hand erst legen mußt, dann freiwillig und gerne legst. Du widerstehest leichter, du weißt ja, schwerer als ich sie tragen kann, wird die Last, die Versuchung, die Prüfung nicht werden, ja mit der Last fühlst du deine Kraft wachsen, wie der Tag, wie die Last, so die Kraft; so geht es nicht mehr länger, seufzest du am Morgen, es ist doch wieder gegangen und geht immer noch, frohlockst du am Abend, oder du klagst am Abend und rühmst am Morgen. Du sammelst neue Kraft, mitten in deinem Elend ist dein Gebet eine Freistatt; dein Herz gewinnt Weite, es kann noch andere Gedanken fassen, es läßt sich von der Noth nicht gänzlich einnehmen und beherrschen, es sammelt sich wie

ein vom Feinde hart bedrängtes Volk in den festen Plätzen des Landes oder auf seinen Bergen. Da, in der Stille des Gebetes, gewinnt es neue Kraft und bricht dann von oben herab siegreich in den Feind.

Woher aber diese neue Kraft, aus dir selbst oder aus Gott? Müßige Frage, wenn du sie nur hast, nimm sie und freue dich darüber. Und gesetzt auch, diese Kraft entstiege bloß den Tiefen deiner eigenen Seele, wer schuf sie denn, diese Tiefen deiner Seele, und wer weckt da die Kraft auf? Doch meine ich, sie komme noch tiefer unten herauf, von daher, wo dein Geist in geheimnißvoller Weise mit Gott noch immer zusammenhängt, du Strahl aus Gott.

III.

Endlich gibt es Fälle, in denen das gerade Gegentheil von dem, worum wir bitten, geschieht. Wir bitten, daß uns gegeben werde, und es wird uns genommen. Wir bitten um Abnahme einer Last, und es wird uns dazu noch zugelegt. Ist das nicht ein Hohn auf das, was wir Gebetserhörung nennen? Durchaus nicht. Grad so ging es Paulus, ja Jesus selbst, trotz ihrer dringenden Bitten, und sie haben sich dennoch erhört gewußt und getröstet gefühlt.

Nur recht angestürmt! Vielleicht ist es umsonst. Aber dann bist du doch wenigstens inne geworden, daß hier ein höherer Wille dir entgegensteht, das weißt du nur durch dein Beten, und nun beginnt jene eigenthümliche Stufenleiter für deine Seele empor zum Himmel, jene Leiter, welche anhebt mit Murren und Klagen, dann folgt Ermüdung und dumpfe Ergebung, dann Fassung und bewußte Ergebung, dann Gehorsam, dann ein Anschmiegen deines Willens an Gottes Willen, dann ein erster Strahl von Freudigkeit und wieder einer und wieder einer, bis dein Herz nun endlich ganz fest geworden ist, und du nun selbst nichts anderes mehr wissen

willst, als was Gott will. Und du hast es erfahren: nicht auf einmal ersteigst du diese Leiter, du mußt Stufen hinunter, mußt zuweilen ganz zurück auf den Boden und dann erst darfst du wieder hinauf. Aber einmal angelangt auf der obersten Sprosse, bleibst du auch hier nicht stehen, sondern springst geradewegs in Gott hinein. Zwar worum du batest, das wird dir nicht gegeben, sondern das Gegentheil, dafür aber etwas, worum du erst nicht batest, das aber mehr werth ist als alles Erbetene, nämlich Gott selbst. Er gibt sich dir und spricht: Laß dir an meiner Gnade genügen, und du antwortest: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; ob mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du, Gott, doch allzeit meines Herzens Trost und mein Theil. Hast du ihn, was bedarfst du noch, was hast du noch nicht von dem Allem, was du wirklich nöthig hast?

Meine lieben Zuhörer! Jetzt versteht ihr unsern Text: Am Tage, da ich rief, da erhörtest du mich; du machtest mich muthig, in meiner Seele ist Kraft. Ohne Gebet kein Segen, ohne Segen kein Gebet.

Die Menschenseele

Vor Pfingsten

1877

2 Mos., 2. 7. Und Gott der Herr bildete den Menschen aus Erde von der Erde und hauchte ihm lebendigen Athem in seine Nase; da ward der Mensch eine lebendige Seele.

Meine Zuhörer! Gar zu gerne möchte ich dieses Jahr über den Gegenstand der beginnenden Pfingstfeiertage, den heiligen Geist, recht gründlich sprechen und beginne daher ganz beim Anfange, beim natürlichen und gewöhnlichen Geiste des einzelnen Menschen, dem, was wir auch seine Seele nennen. Nun aber habt ihr gewiß unsern Text kaum ohne Lächeln lesen hören, indem das darin enthaltene Bild von Gott euch zu menschlich und die Schilderung von der Erschaffung des Menschen euch gar zu äußerlich und kläglich erschien. Kaum konntet ihr euch enthalten, zurück zu denken an eure Jugendzeit, allwo ihr aus allem möglichen Material Figürchen von Menschen und Thieren bildetet und in Reihe aufstelltet. Nur lebendig zu machen, was eure Hände geformt, vermochtet ihr nicht, und ebensowenig der größte Künstler das unter seinen Händen entstandene Meisterwerk. Doch dies ausgenommen, scheint euch Gott ganz auf menschliche Stufe gestellt. Unbeirrt durch euer Lächeln behaupte ich jedoch, es gibt gar nirgends ein so kurzes Wort, das des Menschen eigenthümliches Wesen tiefer erfaßte, treffender darstellte, als unser Text. Höchst bezeichnend sind schon die beiden Ausdrücke: „Erde von der Erde“ und „bildete“; Erde bist du,

Erde wirst du wieder, spricht der katholische Geistliche zu dem in's Grab gesenkten Leichnam, und wer ein Verständniß hat vom Stoffwechsel im lebendigen, von der Verwesung am todten Menschenleib, der spürt deutlich genug, wie sein Körper gar nichts ist als eine Hand voll Erde, Staub der Vergänglichkeit, eine Mischung der Elemente, stetem Wandel und neuen Verbindungen preisgegeben. Immerhin, so lange wir leben, ist diese Erde von der Erde an uns von Gottes Hand gebildet, geformt. So wenig Stoff und daraus eine solche Fülle kunstreicher Gliedmaßen, feiner Werkzeuge, in einander spielender Organe, ein Menschenleib, der Schauplatz von tausend merkwürdigen und sehr verwickelten Vorgängen, ein hülfbereiter Diener mit Fuß, Hand, Auge und Gedanken! Nun aber bildet diese wunderbare Formung der Erde zum Menschenleib erst noch eine bloße Vorstufe, nur einen Uebergang. „Gott blies seinem Geschöpf lebendigen Odem in seine Nase.“ Hier, meine lieben Zuhörer, habt ihr das Lächeln am wenigsten verbeißen können, und doch was heißt das anderes, als daß auch jene wunderbare Formung für sich allein noch gar nichts ist, vielmehr für sich, auf sich selbst gestellt sofort und ohne weiteres sich auflöst und auseinanderfällt — ohne ein geistiges Band, das ihre einzelnen Theile verbindet und das Ganze zusammenhält. Dieses Band nehmen wir zunächst wahr als Athem; der Athem aber ist der Träger des Lebens, mit dem ersten Athemzuge erwacht es, mit dem letzten entfliegt es; so lange er da ist, regen sich die Werkzeuge, spielen die Organe, der Mensch bewegt sich und arbeitet. Doch immer noch höher hinauf: wie der Athem das Zeichen des Lebens ist, so ist das Leben wieder das Zeichen von noch etwas hinter ihm, nenne es Lebenskraft, nenne es Geist, Seele oder wie du willst, die Schrift sagt ihm Hauch Gottes und macht uns zugleich spürbar, wie der Mensch ein zweitheiliges Wesen ist und aus Leib und Seele, Körper und Geist besteht, wie sein Leib von der Hand Gottes geformt ist, seine Seele aber noch viel

unmittelbarer aus Gott stammt, ein Ausfluß ist aus seinem Geist, seines Mundes ein Hauch, seines Herzens ein Schlag. „So ward der Mensch eine lebendige Seele“, diese Seele ist sein Bestes, sein Kern, seine Krone.

Seht ihr, meine lieben Zuhörer, bereits lächelt ihr nicht mehr. Gar zu gern möchte ich euch nun über das Verhältniß dieser beiden so enge an einander gebundenen Kameraden, Leib und Seele, sprechen, wie viel sie einander sein, helfen und dienen können, aber auch wie viel einander schaden und wie Großes sie ausrichten, wenn der eine der beiden Kameraden stets auf den andern achtet, ihn schont und Sorge zu ihm trägt, ihm aufhilft und ihn schützt bis zu dem Tage, da beide auf immer von einander sich scheiden. Allein, das würde mich heute zu weit führen, ich bleibe bei dem

so ward der Mensch eine lebendige Seele.

I.

Meine lieben Zuhörer! Ferne sei es von mir, euch beschreiben und erklären zu wollen, was die Seele ist. Das ist mir Geheimniß so gut wie euch, und das ist nicht das am wenigsten Merkwürdige in unserem von Geheimnissen umgebenen Erdenleben, daß wir sind wir wissen nicht was; ja nicht einmal das wissen wir. Mir genügt zu sagen, die Seele ist, sie ist vorhanden, sie ist da, sie ist kein Traum, kein Wahn. Wenn du in eines kleinen Kindes Auge schaust, so leuchtet dir aus demselben etwas entgegen, das dich zu verstehen, dir zu antworten scheint und ganz gewiß deine Liebe fühlt; noch kann der kleine Mund nicht sprechen, doch schon das große Auge, der Geist. Oder wenn du mit erbarmendem Mitgefühl einem jener unglücklichen Wesen, deren Geist nicht zur Entfaltung kam, in sein halb oder ganz blödsinniges Antlitz schaust, so ist dir zuweilen, als blicke auch aus ihm heraus eine Menschenseele dir entgegen, dich an, aber eine gefangene, in engen Banden

gehaltene, eine nach Erlösung seufzende Seele. Oder wenn ein lieber Todter mit gebrochenem Auge vor dir ruht, fremd und kalt weht es dich an, er ist es und er ist es doch nicht mehr, etwas, was du an ihm geliebt, vielleicht vor Allem, allein geliebt, ist nicht mehr da, das ist die Seele und die ist fort.

Ja, meine lieben Zuhörer, die Seele ist; gekommen aus unbekanntem Lande geht sie wieder, du weißt nicht wohin — aus Gott, zu Gott — aber die Spanne Zeit zwischen Geburt und Tod ist sie eine lebendige Seele. Und wie viel lebt in ihr von Gedanken, langsamen und blitzschnellen, Gefühlen und rasch wechselnden Stimmungen, wie viel von Kräften, schlummernden, erwachenden, herrlich sich entfaltenden, aber auch muthwillig abgenützten oder nachläßig verkümmerten! Welche Werkstatt, welches reiche Bergwerk! Und wie viel doch so eine Seele zu erleben, zu erfahren, zu erfassen, in sich zu tragen, zu bewegen und zu gestalten, wie viel sie selber zu werden vermag im äußern und innern Kampf des Lebens! Jede Menschenseele ist eine kleine Welt, unergründlich wie das Meer.

II.

Und diese Seele hat einen sehr hohen Werth. Wir sind Christen und sollten wissen, wie hoch unser Herr und Meister die Seele des Geringsten gewerthet hat und wie schneidend er ausrief, daß wer einem dieser Kleinsten ein Aergerniß bereite, dem besser wäre, ihm würde ein Stein an den Hals gehängt und er in's Meer versenkt, wo es am tiefsten ist. Wir nehmen täglich wahr, wie Menschen, die wir, ihrer äußern Lebensstellung zufolge, tief unter uns glauben, gleich zart fühlen oder edel denken wie wir, vielleicht sogar ein reicheres Innenleben in sich bergen und zu größerer Hingebung fähig sind. Mit Recht nennt man das Seelenadel! Nur selten erschließt sich fremdes Seelenleben uns ganz, doch jedes Mal, wenn dies

der Fall ist, nehmen wir wahr, daß alle Entdeckungsreisen nach Afrika oder Australien nicht so lehrreich und fesselnd sind, wie die innern Wege, welche Gott die Menschenseele führt, und was da drinnen kommt und geht.

Lehrreich und fesselnd — diese Ausdrücke genügen gar nicht einmal. Wichtig, überaus wichtig ist es, denn hier drin ruhen die Ausgänge des Lebens. Ich will nicht davon reden, wie viel Freude und wie viel Leid durch so eine Seele zieht, wie glücklich, aber auch wie namenlos elend sie werden kann, sondern davon, daß stets und immerdar von der Seele abhängt, wie für Einen sein Weg, sein Leben, seine Zukunft sich gestaltet; sie trägt in sich die Kraft, auch dem Schlimmsten noch etwas Gutes abzugewinnen, Alles zum Besten zu wenden, der Widerwärtigkeit geduldig herzuhalten, nach jedem Schlag und Unfall mit der alten Spannkraft sich wieder emporzuraffen. Aber auch umgekehrt: wo die Seele haltlos ist, da vermag auch das äußere Glück nicht das Gefühl von Glück und Sicherheit zu gewähren; wo der Seele der Friede fehlt, da saugt sie aus Allem Gift und Galle; wo an ihr Selbstvorwürfe nagen, da lagert es sich über dem Leben wie eine dunkle Wolke, es erscheint wie unter einem Fluche, ungesegnet und freudelos.

III.

Meine lieben Zuhörer! Darum tragt Sorge um eure Seele, zu eurer Seele. Jeder von euch trägt eine in sich. Vergiß sie nicht. Zuweilen kommt dich das Sehnen an, ein Heimweh, du weißt nicht nach was. Darum wisse, nicht dieses oder jenes äußere Gut fehlt dir. Suche nicht in diesem Genuß oder jenem Gewinn Befriedigung, es hilft dir nichts, das Sehnen wird nur um so mächtiger. Nein, wisse, deine Seele hungert, deine Seele friert, sie lebt nicht vom Brod, sie dürstet nach Gerechtigkeit, sie sucht Trost, sie ringt um Fas-

sung und Festigkeit. Höre auf ihre flehende Stimme, gib ihr, was sie bedarf.

Meine Zuhörer! Tragt Sorge zu eurer Seele. Umsonst ist es, daß ihr euer Leben einrichtet nach Brauch und Sitte eurer Umgebung, auf den alltäglichen Trab und möglichsten Geldgewinn, und nun einen Rücken zu haben glaubt und über Diejenigen spottet, die in greifbaren Dingen ihren Halt nicht finden. Eurer warten Tage, wo alle diese Stützen einknicken und brechen, Lebenslagen, wo kein Geld hilft und bloße Arbeit nichts vermag, Versuchungen, welche eurer Wahrhaftigkeit und eurer Rechtschaffenheit Schiffbruch drohen, mit einem Wort, Entscheidungen, die nur eure Seele durchkämpfen und mit Ehren bestehen kann, und zwar auch nur diejenige Seele, welche in Gott hinein ihre Anker schlug und ihren Halt in sich selber trägt.

Tragt Sorge zu eurer Seele. Die letzten Worte dieses Lebens sind nicht Reich und Arm, Vornehm oder Gering, auch nicht Glücklich oder Unglücklich, sondern Schaden an der Seele — Seele gerettet, Leben verfehlt — gesegnetes Leben, Nacht vor sich — den Himmel in sich, in Gnaden bei Gott und Mensch — allein und vereinsamt; und ob das Eine oder Andere, das bestimmt nicht die Welt, nicht das Schicksal, sondern die Seele.

Meine Zuhörer! Doch ihr habt ja wirklich eurer Seele nicht vergessen. Um Speise für eure Seele kamet ihr hieher, um Seelenspeise tretet ihr zum heiligen Abendmahl. Wohlan, sucht und findet diese Speise in der Freudenbotschaft von einer starken Liebe Gottes gerade zu der Seele des Menschen, jener Hirtenliebe, welche nicht will, daß eine von allen in der Irre und verloren gehe, sondern sie aufsucht, an ihr arbeitet und sie heimbringt zur großen Heerde. Diese Vaterliebe Gottes sei eure Kraft.

Der Geist Gottes

Vor Pfingsten

1877

Psalm 139, 1. 7. 17. 23. 24. Herr, du erforschest mich und kennest mich. Wohin soll ich gehen vor deinem Geist und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Und mir, wie theuer sind mir deine Gedanken, o Gott; wie groß ist ihre Summe. Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erfahre meine Gedanken. Und sieh', ob ich auf dem Wege des Verderbens bin, und leite mich auf ewigem Wege.

Meine Zuhörer! Einen Hauch aus Gottes Geist nennt jenes alte Bibelwort die Menschenseele. Bei diesem Hauch und Ausfluß aus Gott, der Menschenseele, blieben wir heute früh stehen. Jetzt aber laßt uns unsere Aufmerksamkeit auch auf den Ursprung dieses göttlichen Hauches richten und nicht vergessen, daß wo der Geist des Menschen herkam, dessen noch viel mehr zu haben ist, und daß die Bibel, richtig übersetzt, Gott nicht etwa bloß einen Geist neben andern Geistern nennt, sondern den Geist, so daß Alles, was an uns wirklich Geist ist, aus Gott und ein Theil seines Wesens genannt werden kann. Das ist aber nicht bloß eine grundsätzliche Erörterung, sondern daraus ergibt sich die praktische Forderung, daß sich der Bach nie von seiner Quelle trennen, die Menschenseele nicht von Gottes Geist ablösen darf, sonst ist unsere Menschenseele eine Blume, von ihrem Stengel geschnitten, ein Zweig, vom Baume abgerissen und bald verdorrend. Deshalb tragen denn auch die in ihrer irdischen Heimat wohnenden Menschen stets noch ein tieferes Heimweh in sich, bald ein

Sehnen nach den unschuldigern Tagen der Jugend, bald nach Gestorbenen, bald nach der eigenen Auflösung — so scheint es, in Wahrheit aber zieht es ihre Seele nach ihrem Ursprung hin, nach dem großen Vaterhaus, nach der Gnadenquelle tief im Gebirge, aus welcher der Strom des Lebens entspringt.

Diesem Zug des Herzens folgen wir zu dieser Stunde und sprechen:

vom Geiste Gottes, ausgegossen über alles Fleisch.

I.

Meine lieben Zuhörer! Alle Religionslehre zielt darauf ab, dem Menschengeist seinen Ursprung zu offenbaren, ihn tiefer und immer tiefer in denselben hineinschauen zu lehren und zwischen Ursprung und Ausfluß den richtigen Zusammenhang wieder herzustellen. Schlage ich die Bibel auf und suche ihren Inhalt Kindern oder Erwachsenen bekannter zu machen, so thue ich das, indem ich berichte von den kühnen und frommen Entdeckungsreisenden in die alte göttliche Heimat und fühlbar zu machen suche, was sie dabei empfunden und gedacht haben und wie es ihnen zu Muthe gewesen ist dabei, was sie dort geschaut haben und nun uns offenbaren. Allein bei dieser Kunde von den frühern Entdeckungsreisen in Gott hinein bleibt kein verständiger Religionslehrer stehen, sondern spricht zu seinen Schülern: nun zieht selber aus, auf Entdeckung aus und in Gott hinein. Bisher glaubt ihr wohl, aber bloß an den Gott der Bibel oder den Gott eures Lehrers, ihr dürft nicht ruhen, bis ihr selber sprechen könnt: jetzt glauben wir, aber nicht mehr bloß auf anderer Menschen Rede hin und um ihretwillen, vielmehr haben wir nun selbst unsern Gott und Vater erkannt. Darum ziehet aus und suchet ihn in Natur und Welt, im Frieden des Sonntags, im Sturm der Nacht, in Licht und Finsterniß, in jenen

ewigen Gesetzen, welche anheben beim geringsten Wesen und aufsteigen bis zum vollkommensten und Alles ordnen und regieren. Suchet und schauet ihn ferner in dem Gewordenen, von den Menschen und an den Menschen Geschehenen, in der Geschichte, wie da ein höherer Rath, ein ewiger Wille sich künden, wie Zwecke sichtbar werden, welche den früher lebenden Menschen unbewußt waren, und wie Alles willentlich oder nicht willentlich zur Erfüllung dieser Zwecke beitragen, ihnen dienen muß. Oder wenn eure Augen nicht so weit zu blicken vermögen, so senket sie in euer eigenes vergangenes Leben hinein und, indem ihr es vorüberziehen lasset an eurem Geiste, fraget euch, ob nicht eine höhere Hand hier gewaltet, euch bewahrt und beschützt habe, und zwar oft gegen euren eigenen Willen, ob sie euch nicht Bahnen aufgethan und in sie hinein getrieben, die ihr von euch aus nie betreten hättet, ob sie nicht sehr oft gut gemacht hat, was ihr böse zu machen gedachtet? Ist nicht Manches geworden, das ihr nicht bedacht habt, und Manches so viel anders, als ihr bedachtet?

Meine Zuhörer! Nun allerdings werden immer von ihren Entdeckungsreisen Welche wiederkommen und sagen: wir haben Gott nicht gefunden, hier nicht, dort nicht, nirgends. Das darf uns aber nicht irre machen, wenn ihr darauf achtet, daß die Welt, die Geschichte, das Menschenleben, aus denen Gottes Geist hervorleuchtete, wo er gefunden und geschaut ward, der suchenden und findenden Menschenseele als Heimat sich aufthun, und sie darin Ruhe findet, während die andere Menschenseele, welche eine göttliche Ordnung hier nicht anerkennen und gelten lassen will, heimatlos wird, überall anstößt, nirgends sich wohl fühlt. Das sind die Menschen, welche stets nur von schwierigen Verhältnissen, erlittenem Unglück, erfahrenem Unrecht sprechen, stets etwas Neues anfangen oder an einen andern Ort ziehen und nun sich einbilden, in der neuen Lage, am frischen Orte müsse Alles neu geworden sein, hier lasse sich ganz von vorne anfangen. Allein umsonst. Das

mißkannte Gesetz göttlicher Vergeltung verfolgt sie auch hier, bricht den alten, noch ungesühnten Schaden wieder auf, vergiftet und zerstört auch die neue Heimat, treibt weiter, unhirtig, heimatlos.

Darum selig Die, welche reinen Herzens sind und Gott schauen! Wo sie auch hinkommen auf Erden, überall finden sie den alten Gott, dieselbe heilige Ordnung, dieselbe ewige Gerechtigkeit, eine Zuflucht für und für, und fehlten sie selber, ein Mittel, zu sühnen und Gott wieder zu gewinnen.

II.

Meine lieben Zuhörer! Das ist aber bloß ein Erstes, dieses Gottschauen; die Menschenseele steht mit ihrem Ursprung, dem Geiste Gottes, in noch viel innigerer Verbindung, sie kann und zwar auf dieser Erde schon zu ihrem Ursprung zurückgehen, eindringen in ihn, da weilen und von da aus neue Gaben mit sich davon tragen — das Band zwischen Menschenseele und Gottesgeist ist nicht durchgerissen, es besteht, und jedes Mal, wenn deine Menschenseele in aufrichtigem Gebet vor Gott tritt, spürst du, wie es angezogen wird.

Mein Zuhörer! Wie wohl das thut! In deinem täglichen Leben so ganz auf dich selber angewiesen, wirst du in den lauter kleinen Dingen selber klein und ängstlich, eine Menge Verhältnisse, Widerwärtigkeiten, Reizungen erscheinen dir immer mächtiger, drohender, gefährlicher, du siehst rings am Himmel dunkle Wolken aufsteigen, du schaust den Weg nicht mehr, den du gehen sollst. Wenn du da aber dann betend in Gott eingehst, da weichen die hohen Wände rings um dich her, treten dir ferner, werden kleiner, wieder schaust du über sie hinweg und zum heller gewordenen Himmel, und was deine versinkende Seele neu emporgehoben hat, das ist das Vertrauen zu einer mächtigen und ewigen Gotteshülfe.

Ein anderes Mal fühlst du dich so schwach, so müde, so abgespannt, deine Kraft ist erlahmt, dürre dein Herz,

thränenlos dein Auge, stumpf und gleichgültig dein Blick. Sei getrost, wenn dir nur noch eine Kraft geblieben ist, die Kraft zu beten, diese Kraft bringt dir noch viel andere Kräfte, und bald kannst du dich nicht genug wundern, wie viel anders Leben und Welt dir erscheinen, nicht, weil sie anders geworden sind, sondern weil du als ein Anderer mitten drin stehst, jünger, frischer, muthiger, angriffiger und hoffnungsvoller.

Auch ein Drittes hast du schon erfahren. Du hast ein Gewissen, und dieses Gewissen machte dir Vorwürfe, und diese Vorwürfe lasteten und raubten dir das frohe Gefühl deiner Kindschaft Gottes; etwas war zwischen dich und ihn getreten, einsamer stundest du, kalt wehte es dich an von den Menschen her. Da betetest du abermal, diesmal um Vergebung und neue Gnade, und über deine Seele kam das Gefühl warmer Gottesliebe, du fühltest dich wieder am Herzen Gottes, ausgerüstet mit der Freudigkeit, zu sühnen und zu bessern. Wie theuer sind mir deine Gedanken, o Gott; wie groß ist ihre Summe.

III.

Doch es dürfen nicht bloß einzelne Augenblicke bleiben, in denen wir betend, sei's um Hülfe, sei's um Vergebung, sei's um Kraft, Gott nahen — nein, die Schrift redet von einem Gebet ohne Unterlaß, von einem ewigen Bund mit Gott. Erst wenn unsere Seele mit Gottes Geist in bleibender Verbindung lebt, spüren wir, wie er allmälig mehr und mehr unsern Willen läutert und unsern Weg uns immer klarer legt. Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erfahre meine Gedanken. Das ist nun einmal so, daß wenn wir bloß die Welt vor Augen haben und nur mit den andern Menschen leben, so werden wir listig, verstellt, tückisch, suchen sie zu übertölpeln, spielen eine Rolle, auch wo wir nicht

eigentlich heucheln. Lauter, aufrichtig, immer reinern Wohlwollens, offenen Willens werden wir nur dann, wenn unser Blick zugleich einwärts gekehrt ist, wenn ich mich vor Gott prüfe, eingedenk, daß er der Herzenskündiger ist und nur den Aufrichtigen es gelingen läßt. Vor Menschen habe ich bloß diese Menschen oder mich selbst im Auge; gestellt dagegen vor Den, der die Wahrheit selber ist, lerne ich allmälig nur die Sache selbst im Auge haben, die Menschen nicht fürchten, meine eigene Person vergessen. Ist aber lauter mein Herz, so wird grad mein Weg. Sieh', Gott, ob ich auf dem Wege des Verderbens bin und leite mich auf ewigem Wege. Keinen Tag darf ich meine Straße ziehn, ohne zuvor im Geiste diesen Weg mit Gott geschritten zu sein, ohne das Bewußtsein zu haben, daß man vor Gott wandle, und die Sicherheit, daß man an einem rechten Orte anlange.

Meine lieben Zuhörer! Darum vergesse eure Seele ihres Ursprungs ja nicht, Gott suche sie überall, ihm nahe sie betend, bei ihm bleibe sie allezeit, dann wird die Welt ihr zur Heimat und zum Vaterhaus, dann wird sie reich an Trost und Kraft, dann wird rein ihr Wollen, klar ihr Weg.

Die Wirkungen des heiligen Geistes

Pfingsten

1877

2 Tim. 1, 7. Gott gab uns den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.

Meine lieben Zuhörer! Wir haben auf den heutigen Tag schon tüchtig Vorarbeit gemacht. Ihr erinnert euch noch an unser Wort vom letzten Sonntag früh: durch den Hauch Gottes ward der Mensch eine lebendige Seele. Die Menschenseele aber — so fuhren wir dann Nachmittags fort — stehet nicht allein, ward nicht eine Waise gelassen auf Erden, nein über ihr und um sie her waltet Gottes Geist, ja noch mehr, da des Menschen Geist ausging aus Gottes Geist, da ward das Band, das sie bisher mit einander verbunden, nicht durchgerissen: der Geist des Menschen schaut und findet den Geist Gottes, seinen Ursprung, überall, kann betend neue Kraft aus ihm schöpfen und mit ihm fortwährende Gemeinschaft pflegen. Soweit letzten Sonntag.

Zu dieser Stunde möchte ich nun einen Schritt darüber hinaus thun und euch spürbar machen, wie dieser Geist Gottes nun auch seinerseits über die Menschen kommt, jetzt über einen Einzelnen, jetzt wieder über ganze Versammlungen und Völker, jetzt wie ein Wetterstrahl, jetzt wie ein stilles sanftes Säuseln, jetzt unerwartet, ein ander Mal heiß ersehnt,

geheimnißvoll aber gewaltig, scheinbar willkürlich, aber doch als Erfüllung von Gottes Plan und Rath. Von einem solchen Kommen des Gottesgeistes über den Menschengeist haben wir am Himmelfahrtstage andeutend gesprochen. Die Jünger Jesu, erst noch so furchtsam und planlos, fühlten sich erfaßt und getrieben, gegürtet und geführt, wo sie nicht hin wollten, entgegengeworfen einer ganzen Welt; und erfüllt von diesem Geiste begannen sie ein Werk, dessen Fortgang und Ende keiner von ihnen kannte.

Unsere Aufgabe wird es sein, euch zu zeigen, daß, was damals geschah, heute und allezeit sich wiederholt. Ja der Geist Gottes kommt auch über uns. Sprechen wir

von den Wirkungen des Gottesgeistes, des heiligen Geistes auf unsern Menschengeist.

I.

Seine erste Wirkung ist die Zucht, er nimmt uns in seine Zucht. Dafür rufe ich eure eigenen Erfahrungen an, meine lieben Zuhörer! Vielleicht tritt euch Gottes Geist zunächst gar nicht als solcher, unverhüllt und nackt, entgegen, sondern kündet sich bloß als Gemeingeist, als öffentliche Meinung. Da könnt ihr lange sagen: um das, was die Leute über uns reden und wofür sie uns halten, kümmern wir uns gar nichts — das ist einfach nicht wahr; ein wenig fürchtet ihr doch diese öffentliche Meinung mit ihren tausend auf euch gerichteten Augen, ein wenig horcht ihr doch hin, wie man über euch urtheile; um der öffentlichen Meinung willen verbergt ihr dieses, verrichtet ihr jenes, ungern zwar, widerwillig, mit Scham über euch selbst, aber dennoch, weil eben in Schranken gehalten, in Zucht genommen.

Oder der Geist Gottes kommt über euch als Volkswille. Ihr werdet nächsten Sonntag über zwei Gesetze abzustimmen haben. Der Entscheid über beide ist höchst ungewiß. So wie

er fallen wird, liegt's euch gar nicht recht und ihr braucht Stunden, ganze Tage, um euch zu fügen, allein in jedem Volksentscheid wohnt eine Majestät, eine Gewalt, der kein ächter Republikaner sich zu entziehen vermag: sie beugt ihn innerlich.

Oder ihr könnt ein Elternwort gar nicht mehr los werden; sie sprachen es, da ihr von ihnen Abschied nahmet und in die Ferne zoget, oder als ihre Lippen sterbend zum letzten Abschied sich öffneten; es ist eine einfache Warnung gewesen oder eine Erinnerung an Gott oder eine Weissagung; ihr sträubt euch dagegen, ihr möchtet lieber nicht daran glauben, doch es hilft euch nichts, es folgt euch überall hin, es bewährt und bestätigt sich, es zwingt euch und bringt euch herum, nur so ein einzig Wörtlein, ein Gebet, ein zum Himmel weisender Finger.

Ganz ähnlich geht es diesem oder jenem mit einem Bibelwort. Er weiß wenig solche, er hat das alte Buch schon lange nicht mehr aufgeschlagen. Aber ein „du sollst" oder ein „du sollst nicht" will ihm gar nicht aus dem Sinn; wohl rüttelt er daran, wohl meint er: „sollte Gott gesagt haben?" umsonst, das Wort steht ihm mit unauslöschlicher Flammenschrift in's Herz geschrieben, daran kommt er nicht vorbei, weder rechts noch links. Oder jenes Bibelwort ist ein Trost, eine Verheißung, eine Freudenbotschaft aus dem neuen Bund und erwacht in ihm, da er eben in tiefster Noth oder Verirrung sich befindet, in einem Augenblick, da seine ganze Lage diesem Worte Hohn spricht und er gar nicht mehr gerettet, ihm nicht mehr geholfen werden zu können scheint; er wird zornig über dieses, wie er meint, falsche Worte, er wirft es Gott vor die Füße; aber immer neu klingt es durch die Seele, unabläßig leuchtet es wie ein heller Stern, eine erste Hoffnung zuckt durch seine Seele, er gibt sich nicht mehr ganz verloren, er rafft sich empor, er klammert sich an das Wort und zieht daran aus dem Verderben sich empor. Es ward seines Fußes Leuchte.

Manchmal wirkt Gottes Geist noch unmittelbarer. Kaum

warest du admittirt, so starben dir die Eltern weg, und da standest du nun ein ältestes Geschwister neben einer Reihe noch unerzogener Brüder und Schwestern. Schöne Aussichten standen dir offen, ein gutes Fortkommen war dir gesichert, aber dir allein, ohne deine Geschwister. Erinnerst du dich noch, wie es damals in dir rang und kämpfte tagelang, nächtelang? Dich trieb es, deinen Aussichten und Herzenswünschen zu folgen, allein gleichzeitig vernahmst du eine Stimme, welche dich berief und beschwor, deiner Geschwister Beschützer und Versorger zu werden. Du bist endlich diesem Rufe gefolgt, du hast verzichtet, entbehrt, eine schwere Jugend durchgemacht; es sind jetzt vierzig Jahre seitdem — reut es dich heute, daß damals jener höhere Geist übermächtig wurde über deinen Geist?

Oder du gingest auf bösen Wegen abwärts. Hast du schon Nachts im Gebirge ein Gewitter durchgemacht? Zum gefährlichen Pfad nun noch die Finsterniß, der Sturm, der Regen! Da zuckt ein greller Blitz. Geblendet stehst du einen Augenblick, aber wie du wieder zu dir selber kommst, steigt ein Dankgebet zum Himmel empor, denn der Blitz enthüllte dir, daß du an einem Abgrund stehst, der beim nächsten Schritte weiter dich verschlungen hätte. Grad so zuckt auf bösem Weg auch der Geist Gottes blitzähnlich durch deine Seele und enthüllt dir auf einmal deine ganze Zukunft, falls du weiter wandelst. Du willst trotzen, aber dieses Bild bringst du nicht mehr weg, es hat dich gewarnt, erschreckt, aufgerüttelt.

Oder weißt du, mein lieber Zuhörer, was Sinnesänderung ist? Gestern sprachest du noch: das glaube ich nicht, nie und nimmer, aber heute sagst du: das glaube ich; gestern: das will ich um Alles nicht, heute: das will ich gerade. Und dieses Neue sagst du zuerst nicht etwa gern, sondern mit Widerstreben, mit Widerwillen, es zieht dir Spott und Verdrießlichkeiten zu, aber du kannst nicht anders, du mußt, es ist stärker als du.

Mein lieber Zuhörer! Hast du von alledem etwas erfahren, dann kennst du den heiligen Geist und seine Zucht; dann verstehst du auch jene alten Worte: Es wird dir schwer werden, wider den Stachel auszuschlagen; das andere: Da ich es wollte verschweigen, da verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Stöhnen; das dritte: Ach, Herr, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark geworden und hast mich überwunden. Fortan bist du wie ein edles Pferd, das zwar im Zügel knirscht, aber dennoch der leichten aber festen Hand des Reiters folgt, der auf ihm sitzt.

II.

Merkwürdig nun, in demselben Augenblicke, da die Zucht des heiligen Geistes den Menschen seine ganze Schwachheit fühlen läßt, macht sie ihn stark, stärker als er je zuvor gewesen. Der Geist der Zucht, der wird zum Geist der Kraft.

Auch hier wieder denkt an eure eigenen Erfahrungen. Ganz gewiß habt ihr zuweilen eine Zeit lang, vielleicht monatelang versucht, wider den Stachel auszuschlagen. Ihr wolltet euern eigenen Kopf haben und durchsetzen und stürmtet gegen etwas an, das sich euch immer deutlicher als ein euch entgegenstehender höherer Wille darstellte. Ihr meintet, es solle nicht sein, es dürfe nicht sein, daß ihr nicht am Ende doch noch durch Hartnäckigkeit das Glück zum Stehen, jenen höhern Willen zur Umkehr zwinget. Was waren das doch stets für traurige Tage der Schwäche und Rathlosigkeit, wo ihr hadertet mit eurem Schicksal, mit Gott, mit euch selbst und euch innerlich zerrissen fühltet. Dagegen wenn ihr euch nun von Gott überwinden ließet, seinem Willen euch fügtet und nicht nur fügtet, sondern nun für diesen Willen eintratet, wie früher gegen ihn, wie wuchsen da auf einmal eurer Seele Flügel an und wie stark fühltet ihr euch im Bewußtsein, daß nun Gott mit euch sei, wie früher gegen euch.

Ein anderes Beispiel: Ihr sahet euch auf einen Posten gestellt, der euch nicht behagte, er erschien euch viel zu unbedeutend und verächtlich, er bot der Schwierigkeiten und Dornen so viele; ihr sehntet euch zurück nach der Zeit, da ihr noch ein freies Leben geführt, ohne Pflicht und ohne Ziel. Euer Herz zog ganz andere Straßen und fand sich in den bestimmten äußern Verhältnissen wie in Fesseln hineingeschmiedet. Aber das ging auch nur so lange, als ihr des heiligen Geistes Zucht von euch abzuschütteln suchtet; wie ihr aber einmal den an euch ergangenen göttlichen Ruf, wie die Kreuzfahrer das Kreuz, auf euch nahmet und diesem Rufe folgtet, euer Ziel wohl in's Auge faßtet, eurer Aufgabe bis in die Tiefe nachginget, da ward euch erst viel leichter, dann geradezu fröhlich um's Herz; denn jetzt schautet ihr in eurem Posten eine Stätte Gottes bei den Menschen, auf eurer Arbeit lag ein Segen, an eure Füße heftete sich das Gedeihen.

Ein drittes Beispiel: Ihr waret einst sehr ernstgesinnte, besorgte, kummerhafte Menschen, meintet es herzlich gut, konntet nicht genug arbeiten, allein welche Last lag bei alledem auf eurer Seele. Ihr wolltet Alles machen und leiten, wie angst ward euch da in kranken Tagen oder beim Gedanken an's Sterben, wie sahet ihr da drohendes Unglück auf allen Seiten! Jetzt aber habt ihr euer ganzes irdisches Tagewerk aus des Herrn Hand genommen, seid selber in seinen Dienst getreten und euch bewußt, daß eure Arbeit zur Förderung seines Reiches dienen soll. Damit ist jener schwere Sorgenstein von eurem Herzen weggenommen: „die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ", Gottes Wille muß geschehen, umsonst ist gar nichts von all dem, was ihr in ihm thut.

III.

Meine lieben Zuhörer! Habe ich euch richtig ausgelegt, wie der heilige Geist uns in seine Zucht nimmt und Kraft

in uns wirkt, dann ergibt sich von selbst, wie er gleichzeitig der Geist der Liebe ist. Nun ist es ja Friede geworden in unserer Seele, wir sind eins mit Gott und eins mit uns selbst; Friede drinnen, Friede draußen. Prüfet alle Streitigkeiten, die ihr schon gehabt, so werdet ihr finden, daß ihr größter Theil daher rührt, daß ihr inneres Unbehagen, die Friedlosigkeit eurer Seele an Andern ausließet; sie mußten entgelten, was euch fehlte. Sodann habt ihr Andere vordem um ihr bischen Glück beneidet, sie stunden euch im Wege, ihr suchtet sie herunterzuziehen und zu schädigen. Jetzt aber habt ihr im Dienste Gottes eine Stätte und eine Aufgabe gefunden, die euch beide gleich sehr gefallen, ihr fühlt euch wohl auf eurem Posten, und darum ist euch Niemand mehr im Wege, ihr könnt auch über fremdes Glück euch freuen, Andere leben und gewähren lassen und euer Wohlgefallen an ihnen haben. Endlich aber seid ihr nun wohlerfahren; ihr habt an euch selbst jene tiefen und wunderbaren Wege, welche Gott die Menschenseelen führt, kennen gelernt, und darum verstehet ihr nun auch die andern Menschen, ihr Wesen und ihre innern Wege besser. Die Menschen verstehen, uns in sie hineinfühlen, das heißt sie lieben, sie lieben in freundlicher Anerkennung, freudiger Bewunderung oder herzlichem Erbarmen.

So, meine Zuhörer, ist der Geist Gottes ein Geist der Zucht, der Kraft, der Liebe. Bittet um ihn beim heiligen Abendmahl, daß er über euch komme, daß er das Herz euch fest mache, aber auch weit und weich zugleich — o, lieb, so lang du lieben kannst.

Der heilige Geist in uns

Pfingsten

1877

Ephes. 4, 30. Betrübet nicht den heiligen Geist, in welchem ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung.

Meine Zuhörer! Laßt uns jetzt noch einen letzten Schritt thun, vom Kommen des heiligen Geistes über uns zum Wohnen des heiligen Geistes in uns. Wie findest du wohl, ob ein Mensch von diesem heiligen Geist beseelt sei oder nicht, und wenn ja, worin er bestehe? Auf einem ganz eigenthümlichen Wege. Du hast, wenn du ein rechter Mensch bist, das Bedürfniß, deinem Mitmenschen zu vertrauen, und darum suchst du bei ihm etwas, auf das du dich verlassen kannst, eine Handhabe, um ihn dran zu fassen, etwas festes, das deiner tastenden Hand nicht nachgibt und entweicht, etwas, das ihm heilig ist und zu dem er steht. Mache dich gefaßt, hiebei sehr unliebsame und schmerzliche Erfahrungen zu machen, wegen deren schon Mancher sein Zutrauen zu dem Nächsten verlor und zum Menschenfeind wurde. Du beginnst gewöhnlich damit, einem Andern dein Zutrauen wegen seiner natürlichen Anlage zum Guten zu schenken und schaust dabei entweder mehr auf seine Gutmüthigkeit oder auf seine schönen Gefühle oder auf seine richtigen Einsichten. Erste Täuschung! Wenn du an einem schönen Sommertag über die spiegelglatte Fläche unseres See's hinausblickst, dann denkst du gewöhnlich

nicht daran, daß sein Blau oder sein lichtes Grün zuweilen in Grau mit weißem Gischt, in drohendes Dunkel sich verwandelt, daß da Wogen brausen und so manche Menschenleiche da unten gebettet liegt; desgleichen vergissest du gar zu leicht, wenn ein Mensch in guter Stunde friedlich und fröhlich dir naht, daß in andern Stunden Leidenschaft und Begierden sein Wesen bis zum Grunde aufwühlen und ihn zu einem ganz Andern machen, als wofür du ihn hältst und was er selber sein will; du vergissest, daß Gutmüthigkeit zumeist Unselbständigkeit ist oder gar zu gern in Aufbrausen umschlägt, daß schöne Gefühle nicht vorhalten, daß mit der richtigen Einsicht das Thun so selten in Einklang ist. Das vergissest du, und es kostet dich Lerngeld; das willst du nicht umsonst bezahlt haben und wirst nun vorsichtiger. Du achtest jetzt schon mehr auf die bleibende Gesinnung der Menschen, ihr Wollen und Streben, und über Gefühl und Einsicht setzest du nun den Willen zum Guten. Damit hast du schon festern Boden unter den Füßen, doch auch dieser vermag dich nicht zu tragen: des Menschen Wille ist schwach, veränderlich, oft launisch, gefällt sich in abwechselndem Ansprung und ermattetem Zurücksinken, in Eigensinn und unberechenbaren Seitensprüngen; der Wille, der bisher im Gleichschritt mit dem deinen sich bewegte, kehrt plötzlich, wenn dein Vortheil sein Nachtheil wird, sich feindlich gegen dich. So wartet deiner hier eine zweite Enttäuschung. Hoffentlich zu deinem eigenen Heil — weil du nun bei deinem Nächsten für dein Vertrauen ein noch festeres Fundament suchst. Welches wohl? Das, was wir kurzweg des Menschen besseres Wissen und Gewissen nennen, oder mit Paulus, das Gesetz in meinem Geiste. Damit wollen wir ausdrücken, es gebe im Menschen etwas noch über seinen Gefühlen und ihrem Sturm, seinen Einsichten und deren Machtlosigkeit, seinen Willen und dessen Irrgängen, ein Bewußtsein von dem, was in jedem einzelnen Augenblick das Rechte und Gute wäre, ein Sehnen danach. Zwar schlagen

die Menschen auch ihr besseres Wissen und Gewissen manchmal in den Wind und handeln kopflos oder nach ihrem Kopfe, aber jenes kommt wieder zum Vorschein oder obenauf. Wir rufen dasselbe im Menschen an oder wir warten ab, bis die Leidenschaft schweigt, die Augen aufgehn und seine Stimme wieder laut wird. Dieses bessere Wissen und Gewissen ist unser Verlaß, und es ist gleichzeitig auch der heilige Geist in uns. Von ihm sagt unser Text:

Betrübet nicht den heiligen Geist.

I.

Meine lieben Zuhörer! So glücklich fügt es sich, daß uns in unserm bessern Wissen und Gewissen ein Leitstern gegeben ist, der mitten in des Lebens Stürmen immer wieder zum Vorschein kommt, unserm Fuß eine Leuchte, auf unserm Wege ein inneres Licht. Da sollen wir doch wahrhaftig Sorge tragen, diese Laterne nicht zu verlöschen. Dennoch sinnen, reden, handeln wir gar nicht selten entgegen unserm eigenen bessern Wissen und Gewissen, wir betrüben den heiligen Geist in uns. So schon in unserer persönlichen Lebensführung. Wir thun da nicht, was jenes uns heißt; alltäglich spricht es zu uns: dieses schädigt dich schwer, jenes würde dir nützen, helfen — wir wollen es thun, wir setzen an, wir machen Anläufe, wir setzen wieder ab, wir lassen unsern heiligen Geist so lange reden und mahnen, bis seine Stimme uns ganz gleichgültig geworden ist. Oder wir haben die Wahl zwischen augenblicklichem Vortheil und nachträglichem Schaden und zwischen augenblicklichem Nachtheil und bleibendem Gewinn. Eindringlich warnt da unser besseres Wissen und Gewissen, aber wir geben nichts darauf, sondern machen statt seiner eine Lehre, nach welcher es thöricht wäre, den bleibenden Gewinn über den augenblicklichen Vortheil zu setzen, dagegen praktisch, stets

rasch zuzugreifen und das Nächstliegende zu erraffen. Oder wir hegen Wünsche. Zwar sagt uns die innere Stimme, sie seien nicht auf das Rechte gerichtet, aber wir ruhen nicht, bis wir diese Stimme übertäubt und uns eingeredet haben, was wir wünschen, müsse sein, es gehöre ganz nothwendig zu unserm Glücke. Oder wir haben gefehlt, und unser besseres Wissen und Gewissen deckt uns das auf und legt unerbittlich den Finger auf die eiternde Wunde. Wir aber machen uns aus Beweggründen, Entschuldigungen, Milderungen und Verdrehungen eine lange Vertheidigungsrede und beweisen, daß wir grad so haben handeln müssen und ganz recht hatten, so zu handeln.

Aehnliches findet sich in unserm Verkehr mit Anderen. Wir haben Einem Unrecht gethan und das sagt uns der heilige Geist, aber wollten wir jetzt zurücklesen, so läge dieses Unrecht offen da, darum zugefahren, entgegen unserm bessern Wissen und Gewissen. Entgegen demselben verharren wir zuweilen auch in einer falschen Meinung über irgendwen, wir verschließen absichtlich die Augen, sei's vor einer guten, sei's vor einer bösen Eigenschaft dieses Menschen. Wir sind gar nicht immer aufrichtig gegen unsern Nächsten, heucheln Wohlwollen, wo keines vorhanden ist; oder aus Eigennutz, Menschenfurcht, Falschheit verhüllen und verleugnen wir vor ihm unsere Herzensmeinung über ihn, er weiß nicht, woran er mit uns und sonst ist.

Ja wir folgen auch in den wichtigsten und heiligsten Entscheidungen unseres Lebens gar nicht immer unserm bessern Wissen und Gewissen. Wir machen unsere frommen Sitten mit und es ist uns nicht drum, oder wir sehnen uns nach denselben, aber wir unterdrücken dieses Sehnen. Auf Scheidewegen bestimmen uns menschliche Rücksichten und nicht unser Gewissen. Wir haben bestimmte religiöse Ueberzeugungen und wagen sie nicht geltend zu machen, uns fehlt der Muth

des Bekennens, lieber helfen wir mit nichtssagenden oder zweideutigen Worten uns durch.

Meine lieben Zuhörer! Ich schöpfe nur ganz oben ab Dinge, von denen wir alle Tage das eine oder andere uns zu schulden kommen lassen, wir nehmen es gar nicht schwer und doch, bei Lichte besehen, sündigen wir damit gegen unser besseres Wissen und Gewissen, wir betrüben den heiligen Geist in uns.

II.

Allerdings nicht sehr sichtbar, aber inwendig nur um so tiefer schneidend sind die Folgen davon. Es erfolgen vielleicht keine Schläge des Schicksals, aber wir sind gestraft genug. Meine Lieben! Trefflich sagt unser Text: betrübet nicht den heiligen Geist. Wir empfinden hier unsern Fehler als Wehmuth, als Betrübniß, Schmerz. So oft schon nahmen wir uns vor, stets ganz treu und wahr zu sein, unserer gewissenhaften Ueberzeugung zu folgen und auch Fehler wenigstens nicht abzuleugnen und zu verdecken, sondern frei offen einzugestehen; und nun haben wir doch wieder anders gehandelt, die innere Stimme unterdrückt und gefälscht; wir sinken in unserer Selbstachtung, uns dünkt, das Beste in uns weine und traure um uns, wir haben ein gedrücktes Herz.

Weiter heißt es: in dem heiligen Geiste Gottes seien wir versiegelt bis auf den Tag der Erlösung. Das will sagen: behalten wir nur unser gut Gewissen, lassen wir nur unser besseres Wissen stets wieder obenauf, so tragen wir stets etwas in uns, das uns nicht genommen werden kann, ein Mittel, um uns neu zurechtzufinden, um uns selber wiederzufinden, einen heimlichen Schatz, etwas, das uns unsere Last erträglicher macht, das uns hindurch hilft durch schwierige Lagen, uns innerlich beim Guten erhält und bis zum letzten Tag

den rechten Weg immer wieder gewinnen läßt. Meine Zuhörer! so groß dieses Gut, so schwer sein Verlust. Betrüben wir den heiligen Geist, sind wir nicht mehr wahr und klar, so freut uns doch kein Vortheil, den die Verleugnung unserer bessern Ueberzeugung uns einträgt; sind wir uneins mit uns selbst, haben wir uns selber verloren, dann schwindet die Freude am Leben, herbstlich fallen die Blätter vom Baume, es gibt nichts mehr, was uns unser Dasein erhellt, werth und glücklich macht.

Endlich noch die größte Strafe: Jesus sagt einmal, jede Sünde könne vergeben werden, nur eine nicht, vergeben werde auch die Lästerung des Menschensohnes, nicht aber die Sünde gegen den heiligen Geist. Man hat sich den Kopf zerbrochen, welche Sünde Jesus hier wohl verstanden habe, und doch liegt die richtige Antwort so nahe. Jesus lästert Einer wohl, weil er ihn nicht kennt, weil er es nicht besser weiß, weil er damit wohl gar noch etwas Rechtes zu thun meint; hier gibt's eine Umkehr, eine bessere Einsicht. Unterdrückt aber der Mensch seine innere Stimme, verleugnet er sein besseres Wissen und Gewissen, dann weiß er es besser, dann zerbricht er die Leuchte, die ihm Gott selber auf seinen Weg mitgab — ist einmal das Licht in dir Finsterniß, wie groß wird da die Finsterniß! Du täuschest nicht mehr bloß Andere, sondern du beginnst, dich auch selbst zu betrügen, du hast den Kompaß verloren, du siehst keinen Weg mehr vor dir. So lange du in diesem Zustande verharrst, gibt es für dich keine Rettung mehr, denn das innere Licht, das Gott dir angezündet, stießest du von dir.

Meine lieben Zuhörer! Darum betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, in welchem ihr versiegelt seid bis auf den Tag der Erlösung. Doch noch mehr: nicht bloß betrübet ihn nicht, indem ihr ihn auslöschet, sondern dämpfet ihn auch nicht, gebet ihm Raum, lasset ihn frei in euch schalten und walten, ihn wehen und brausen, ihn stoßen und treiben.

Dieser Geist der Wahrheit und der innern Durchläuterung ist eine Kraft, stärker als jede andere. So lange ihr mit ihm einig seid, kann nichts euch widerstehen.

Getrost sprecht ihr am Tage der Entscheidung, wie einst Luther, das sieghafte Wort: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.

Die Verjüngung der christlichen Religion

Zum Gedächtniß der Reformation

1877

Psalm 103, 1 und 5. Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen; der mit Gutem deinen Mund sättigt, daß du wieder jung wirst wie ein Adler.

Meine lieben Zuhörer! Ich spreche euch heute über die Reformation, ihr wißt, diese Erneuerung unserer christlichen Kirche vor fast dreihundertfünfzig Jahren, und zwar rede ich von dieser Reformation als von der Verjüngung der Kirche Christi — daß du wieder jung wirst wie ein Adler. Freilich geht unser Text zunächst bloß auf einen einzelnen Menschen und spielt auf eine jüdische Sage an, zufolge welcher die Adler in ihrem Alter eine Quelle hoch im Gebirge aufsuchten; durch sie und den Sonnenstrahl, der sie trocknete, seien sie wieder jung geworden, heißt es. So war es ja von jeher das Sehnen des alternden Menschen, wieder jung zu werden, und unser Text fügt bei, daß einzelnen Menschen dieser Wunsch in Erfüllung gehe, zwar nicht so, daß auf ihrer Lebensuhr der Zeiger sich rückwärts bewege, wohl aber so, daß im alternden Leibe das Herz neu ergrüne, die Seele muthvoll und sorgenlos, der Geist frisch sei. So haben auch ganze Völker z. B. in einem Kampf um ihr Dasein sich wieder jung gebadet; vor diesem Ringkampf auf Leben und Tod schien der Stamm verdorrt, nach demselben trieb er neue

Schosse. In ganz besonders hohem Maße aber wohnt die Kraft zur Selbstverjüngung der Religion inne. Auch wenn sie, wie oft schon, im Untergang begriffen scheint, so ist's immer nur die Nachtzeit zwischen dem Charfreitagabend und dem Ostermorgen, dann bricht sie neu hervor; und von der Mutter erbten die Töchter, die verschiedenen Religionen, diese Kraft der Selbstverjüngung, vor allem jene Lieblingstochter, unsere christliche Religion. Damals als sie sich verbreitete, da erschien vielen frommen Heiden in Italien und Griechenland und später unsern nordischen Vorfahren ihr Aufkommen als der Untergang aller Religion, und sie klagten: „Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt, trüb rinnen die heiligen Quellen: du götterumschwebter, du grünender Wald, schon blitzt die Axt, dich zu fällen." Doch was sie zuerst für den Untergang aller Religion hielten, erzeigte sich bald als der Aufgang eines noch stärkern und innigern, feineren Gottesglaubens. Aehnlich wieder im Mittelalter: fromme Seelen bangten und klagten schwer, sie fanden in der Kirche Christi den Geist Christi nicht, ihnen graute vor Allem, dem Alten, dem Neuen, ihnen war, als lebten sie in der Zeit eines großen Zusammensturzes, wo das Neue vom Alten keinen Stein auf dem andern lassen, doch ebensowenig etwas Neues, einen andern Bau aufführen würde. Und doch offenbarte auch hier wieder der vermeintliche Umsturz sich als Verjüngung und neues Leben.

Von dieser Seite betrachten wir heute

die Reformation als Erneuerung und Verjüngung unserer christlichen Religion.

I.

Meine lieben Zuhörer! Wir können Schritt für Schritt verfolgen, wie die Religion alt wird und in ihr Gesicht eine Runzel um die andere sich eingräbt. In den großen

Zeiten der Religion ist's immer, als sei irgendwo eine Quelle himmlischen Wassers neu aufgesprungen. Verborgenes wird offenbar, Gott scheint näher gekommen, Menschen treten auf, welche ihre Macht und Gewalt unmittelbar von Gott haben, ein Strom höhern Lebens geht durch die Welt und ergreift Viele. In diesen Zeiten wagen die Frömmsten ihren eigenen Glauben zu haben, zu bekennen und aus ihm heraus zu leben, zu sagen: ich glaube, darum rede ich; was ich selbst erfahren, sage ich euch. Allein gar bald fängt man an, zu glauben nicht mehr, wie jene ersten Glaubenszeugen geglaubt haben, so stark und feurig, sondern bloß noch, was sie einst glaubten, ihre Erfahrungen, ihre Worte, ihre Bekenntnisse. Der Gläubigste ist nicht mehr derjenige, welcher am mächtigsten von Gottes Geist ergriffen ist, sondern der am unterwürfigsten fremde Worte nachbetet. Die Begeisterung sinkt herab zur bloßen Rechtgläubigkeit; was einst Befreiung und Erlösung war, verwandelt sich in eine neue Fessel und Knechtschaft. Das ist die erste Stufe abwärts.

Eine zweite folgt unmittelbar. Diese neue Art von Glauben ist weit entfernt davon, einfach und leicht verständlich zu sein. Verschiedene Menschen haben aus ihren ungleichen persönlichen Erfahrungen heraus sich verschieden ausgesprochen, und es gilt nun, diese Aussprüche mit einander in Einklang zu bringen; kein Geschlecht fühlt gleich wie das frühere, und was es daher vom früheren her nicht versteht, wird nun als ein Geheimniß erklärt. Bald findet sich der Gläubige ohne Beistand in seinem eigenen Glauben nicht mehr zurecht, wie der Berner in den Gesetzen seiner Heimat nicht ohne Advokat, er braucht einen Vormund, der ihm die rechte Lehre vorkaut und zurechtlegt. So bildet sich aus begeisterten Aposteln und freien Zeugen allmälig ein geschlossener Priesterstand, sondert sich immer sichtbarer von den einfach Gläubigen ab, gliedert sich in sich selbst, verknöchert zur Kaste. Dieser Priesterstand pachtet die reine Lehre, nimmt das Seelenheil des

Menschen in seine Verwaltung und drängt sich zwischen den Menschen und seinen Gott immer mehr hinein.

Allmälig setzt sich dieser Priesterstand immer mehr an Gottes Statt und regiert in seinem Namen. Da er aber selbst vom allgemeinen Volksleben abgelöst ist, so scheidet er höchst einseitig Gott und Welt, Religion und Sittlichkeit, Heiliges und Unheiliges; er beurtheilt den innern Werth des Menschen, je nachdem sich dieser zum Priester stellt, entweder unterwürfig oder widerspenstig, kirchliches Treiben gilt ihm höher als christliche Gesinnung, Opfer höher als Barmherzigkeit, Buße und Bitte um Vergebung höher als ursprüngliches Rechtthun; Religion und Leben kommen immer weiter auseinander, die Religion nimmt in Volksleben und Menschenherz eine abgesonderte Stätte ein und wirkt nicht mehr auf's Leben ein; Glaube und Weltleben laufen neben einander her.

So ist die Religion, einst des Menschen Innerstes, der Pulsschlag seiner Seele, ihm immer mehr zu etwas Aeußerlichem geworden. Das spiegelt sich sofort auch in der religiösen Sitte wieder. Diese nimmt immer mehr Raum ein, wird ergötzlich, die Sinne ergreifend, prachtvoll; immer mehr geht im Mitmachen solcher Bräuche die ganze Religion auf; ursprünglich legte man noch seine Seele in sie hinein und so entstanden sie; auch das ist jetzt nicht mehr nöthig, es genügt, sie mitzumachen, zuzuschauen, sie zu üben, gedankenlos zu wiederholen.

Und doch sehet, wie seltsam! Trotz Allem, was gethan worden, um diesen Bau der Kirche recht fest zu machen, traut ihm Niemand so recht, der Geruch der Verwesung weht hindurch, daher ein unaufhörliches Bestreben, den Bau auf einem völlig sichern und ewigen Fundament abzustellen; daher der Anspruch, unfehlbar und alleinseligmachend zu sein, daher die Behauptung, die Versammlung der Kirchenhäupter besitze den heiligen Geist und in ihm die volle und letzte Wahrheit, und

der Papst trage die Schlüssel zum Himmelreich und könne die himmlische Seligkeit verbürgen und spenden.

Meine lieben Zuhörer! So fließt Eins aus dem Andern mit Nothwendigkeit; kein eigenes Glauben mehr — Entstehung einer Priesterschaft — Ablösung der Religion vom Leben — prunkende und doch todte Gottesverehrung — aus bösem Gewissen heraus Anspruch auf Unfehlbarkeit. Hier habt ihr die katholische Kirche des Mittelalters, wie sie leibte und lebte. Ihr sprecht gewöhnlich von ihren Mißbräuchen, Menschensatzungen und dunkeln Flecken; denkt ja nicht, das sei so von außen an sie herangekommen und da haften geblieben, sondern nehmt wahr, wie hier von einem falschen Ausgang aus Eins um's Andere so kommen mußte, wie es kam, eine Schuld immer neue Schuld aus sich gebar.

II.

Viel besser versteht ihr nun die Reformation. Wenn sie die Rechtfertigung durch den Glauben allein predigte, was war das Anderes, als daß der Mensch nicht von fremdem, sondern von seinem eigenen Glauben leben solle, daß er auf kein Bekenntniß und keine Kirche sich verlassen dürfe, sondern geradewegs zu Gott hingehen und in ihn sich einwurzeln solle. Wieder war die alte göttliche Quelle aufgesprungen und rauschte durch die Welt, und wer wollte, drängte sich heran und trank daraus. Damit war die Macht dessen, was das Mittelalter Kirche nannte, gebrochen, die Macht der geschlossenen Priesterschaft — nicht umsonst verkündeten die Reformatoren das allgemeine Priesterthum: da wo der einfache Gläubige für sich und die Seinigen wieder selbst verantwortlich geworden war, sollte kein anderer Mensch über seine Erkenntniß und sein Gewissen sich setzen mit Anmaßung. Und damit hatte sofort auch jene äußere Scheidung von Gott und Welt ein Ende: heilig oder unheilig waren die Dinge nicht mehr durch

das Machtwort des Priesters, sondern je nachdem der Geist Gottes drin lebte oder nicht; so ward heilig der Ehestand auch ohne Priesterwort, heilig die Obrigkeit, heilig die Arbeit, heilig der äußere Lebensberuf, überallher gingen nun Wege zum Himmel. Und umgekehrt ward dem, was sich eine besondere Heiligkeit angemaßt, dieselbe genommen: so manchem Sakrament, dem Kirchengebäude, dem Kloster, dem Mönch und ihren Gelübden. Und wie von selbst erklang nun der Ruf: hinweg mit dem Fasten, den Bildern, der Messe, hinweg mit allem todten Brauch ohne Gesinnung, hinweg mit allem bloßen Schaugepränge; die Menschenseele war wieder aufgewacht, die Menschenseele war hungrig, aber ihren Durst stillte keine Ceremonie, sondern nur das lebendige Gotteswort, durch das Ohr hinabklingend in's Herz. Und jetzt war's auch um die Unfehlbarkeit, das Alleinseligmachen der Kirche geschehen, und trat an ihre Stelle die Bezeugung Gottes im Menschen, die Selbstgewißheit des Glaubens. Verdammte das Gewissen, so löste kein Papst und keine Kirchenversammlung diesen Bann; sprach es frei, dann hatte Gott selbst gesprochen, und gegen diese Stimme kam keines Menschen Fluch mehr auf.

III.

Meine lieben Zuhörer! Das waren die Grundsätze der Reformation in ihrer reinsten Ausgestaltung, aber vergessen wir nicht, wie Rom nicht in einem Tag erbaut worden, so wird Rom auch nicht an einem Tage abgetragen. Unter neuem Gewand schlich sich das alte römische Wesen auch in unsere protestantisch-reformirte Glaubensgemeinschaft wieder ein. Die Reformatoren hatten noch ihren eigenen Glauben zu bekennen gewagt, die Spätern durften das nicht mehr, sondern wurden auf den Glauben der Reformatoren verpflichtet. Von wem verpflichtet? Von einer neuen Priesterschaft, welche sich aller-

dings mit weit geringerer Gewalt wie über die Lehre so auch über die Gewissen setzen wollte; dieses eintönige Priesterwort verdarb auch den Gottesdienst und begrub in Schlendrian den lebendigen Drang der Gottesverehrung. Je weniger aber die kirchliche Gemeinschaft innerlich ihren Gläubigen bot, desto lauter pochte sie auf ihre Unfehlbarkeit, aufgebaut auf ein paar Bibelworte, vielleicht verstanden, vielleicht nicht verstanden.

Darum begreift ihr, meine lieben Zuhörer, daß ich euch fort und fort wiederhole: die Religion bedarf der Verjüngung, aber nicht bloß jener einmaligen durch die Geburt der christlichen Religion; der Christenglaube bedarf der Verjüngung, doch auch er nicht bloß der einmaligen, welche er durch die Reformation erfuhr, sondern fort und fort wird die Religion, wird der Christenglaube wieder alt, zeigen sich Runzeln auf dem Antlitz der lieben, aber alternden Mutter. So besteht denn die wahre Christentreue nie darin, an einzelnen Vorstellungen, Lehren, Bräuchen ängstlich festzuhalten, einzig darum, weil sie alt sind, und wir sie von unsern Vätern überkommen haben, sondern gerade umgekehrt: allezeit sollen wir auf der Wacht stehen gegen Alles, was in dieser oder jener Gestalt uns wieder in das alte knechtische Joch fangen will; wir dürfen nichts zerstören, was noch Leben und Segen in sich trägt, aber was todt ist, sollen wir von uns abthun und begraben, sonst begräbt es uns. Darum, liebe Zuhörer, haltet ja nie das Bekennen eines fremden Glaubens für frömmer als das Aussprechen eures eigenen; duldet nie Vögte über eure Erkenntniß oder euer Gewissen; laßt nie den lebendigen Zug zu Gott erstarren im Mitmachen todter Bräuche; glaubt nie, in eurer kirchlichen Gemeinschaft die letzte Wahrheit bereits zu besitzen, sondern ruhet nicht, bis ihr eures Heiles innerlich sicher und gewiß geworden seid.

Vor Allem aber freut euch heute mit mir des Wortes: daß du wieder jung wirst wie ein Adler; freuet euch darüber,

daß unser Christenglaube nicht sterben kann, nicht untergeht, sondern durch jede Prüfung nur geläutert wird, daß er aus dem Feuer wie Vogel Phönix mit verjüngter Kraft sich erhebt, daß Bräuche und Kirchen vergehen können, nicht aber die Religion, sondern aus jedem Zusammensturz zwei Dinge sich wieder erheben: die Menschenseele, welche nach Gott fragt und dürstet nach Gerechtigkeit, und Gott, der dieser Menschenseele sich offenbart und gibt.

Der Schutz Gottes

1876

Psalm 91. Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet er. Ich spreche zu Gott: meine Zuflucht und meine Burg, mein Gott, dem ich vertraue. . . . .

Meine lieben Zuhörer! Auf den, welcher unsern Psalm allein mit dem Herzen liest, macht er stets einen gewaltigen Eindruck. In der ganzen heiligen Schrift gibt es meines Wissens nur noch eine Stelle, welche den mächtigen Schutz und die treue Hut Gottes so ergreifend schildert, und diese zweite Stelle steht bereits im neuen Testament, unter Jesu eigenen Worten: „Verkauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt deren keiner auf die Erde ohne den Willen eures Vaters. Es sind aber auch die Haare auf eurem Haupte alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht, ihr seid besser als viele Sperlinge!" Wie wohl und sicher wird Einem doch zu Muth, wenn man zu glauben vermag: ich ruhe unter dem Flügel Gottes, sein Auge wacht über mir und den Meinen, sein Arm ist über mich ausgestreckt, seine Hand trägt mich, „es kann mir nichts geschehen, als was Gott ausersehen und was mir selig ist", der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.

Ja wenn man das zu glauben vermag. — Allein in den jubelnden Dank des Herzens mischt sich gar oft und bei so Vielen der Gedanke, die zweifelnde Frage des Verstandes. Es ereignen sich eben alle Tage Fälle — wir haben sie vor Augen oder vernehmen durch Zeitungen Kunde davon — wo

Thiere und Menschen in höchste Gefahr gerathen und darin zu Grunde gehen, ohne daß von einem Schutze und einer Bewahrung durch Gott auch nur das Mindeste wahrnehmbar ist. Denkt an den Einsturz in Hellikon. Ja es vergeht fast kein Tag, ohne daß etwas geschieht, was dich irre macht in deinem Glauben, daß alle Geschöpfe also in Gottes Hand seien, daß sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen noch bewegen können.

Meine lieben Zuhörer! Ich würde es für eine Pflichtvergessenheit halten, wenn ich, unsern Psalm vor mich hin haltend, diese Zweifel einfach abweisen wollte; sind sie doch auch mir nicht fremd, und hat es ja für mich Augenblicke gegeben und können wieder welche kommen, da mich das Wort Jesu von den Sperlingen eher mit Bitterkeit als mit Trost erfüllte und mir der Zufall oder ein blindes und mitleidloses Naturgesetz ein besserer Erklärungsgrund schien, als die Berufung auf ein weises und gütiges Walten Gottes. Lasset uns daher zusammen ausziehn und gemeinsam ein Licht auf unserm Wege suchen. Darum stelle ich geradewegs die Frage auf:

Gibt es denn wirklich eine Hut Gottes, schützt und bewahrt Gott?

I.

Meine Zuhörer! Da thun wir denn wohl am besten, wenn wir uns erst darüber verständigen, was wir denn eigentlich für einen Schutz von Gott verlangen, in welchen Fällen, wofür? Nehmen wir gleich ein paar Beispiele. Da ist ein verzogener Knabe unaufhörlich darauf aus, Thiere oder andere Kinder zu necken und zu quälen. Niemand mag ihn leiden, und da er sich wieder einmal an einen Jungen macht, geräth er an den Unrechten; derselbe ist stärker als er, schlägt und verfolgt ihn. In der Nähe arbeitet der Vater des Knaben; hinter diesen flüchtet er sich und ruft seine Hülfe an. Wie nennst du nun den Vater, der ohne weitere Er-

kündigung seinen Jungen in Schutz nimmt und auf den verfolgenden Knaben in hellem Zorne einhaut? Doch gewiß unvernünftig. Mit Recht bemerkst du, der Vater hätte erst untersuchen und seinem Sohne eine wohlverdiente Strafe keineswegs ersparen sollen. So würde er ihn viel nachhaltiger schützen, als wenn er sofort für ihn Partei nimmt, er würde ihn zwar nicht gegen den starken Knaben, zwar nicht gegen Bestrafung schützen, wohl aber gegen sich selbst, gegen seine eigene Thorheit, seinen Uebermuth. Jetzt dagegen ist der dumme Junge ganz derselbe geblieben, ja noch anfechtiger als zuvor geworden und wird, wenn er einmal den Vater nicht in der Nähe hat, noch ganz andere Hiebe kriegen. So urtheilst du und mit vollem Rechte. Allein warum verargst du denn Gott, wenn er grad so handelt, wie du es von selbem Vater verlangst? Gott siehet, wie Menschen im Uebermuth Andere kränken, beleidigen, unterdrücken, schädigen, bekriegen; er läßt sie warnen, aber der Warner erhält schnöde Antwort: das geht dich nichts an, du hast mir nichts zu befehlen. Da kommt über den Starken ein noch Stärkerer und zahlt ihm sein Unrecht mit Zinsen heim. Jetzt auf einmal denkt der Geschlagene an Gott, flüchtet sich zu ihm, sucht seinen Schutz und ruft: warum lässest du das geschehn, warum hilfst du mir nicht? Doch Gott bleibt stumm. Was hülfe es dem Menschen, wenn er ihn schützte und die wohlverdiente Strafe von ihm abwendete, ehe er seinen Fehler eingesehen, seine Schuld anerkannt und sich gebessert hat? Gott weiß einen noch viel bessern Schutz: der Mensch soll sich selber schützen lernen dadurch, daß er dem Nächsten nichts anthut, davon er nicht möchte, daß es ihm geschähe.

Ein zweites Beispiel: ein Kind spielt mit einem Messer oder es streckt seine Hand nach einer Speise aus, die es nicht verträgt. Die Mutter warnt das Kind, allein es achtet nicht darauf, da läßt die Mutter es geschehen, daß es sich leicht verwundet oder sich mit einem Gewürz den Hals ein wenig

verbrennt, denn wer nicht hören will, muß fühlen; daran denkt das Kind dann wohl mehr als an seiner Mutter Warnung und nimmt nun auch hinter ihrem Rücken sich mehr in Acht. So ist auch hier die scheinbare Schutzlosigkeit Schutz. Ohne Bild: in der Natur finden sich eine Menge Kräfte ausgegossen; gewöhnlich stehen sie im Dienst des Menschen, allein sie wollen vorsichtig behandelt sein, denn noch immer wohnt ihrer Macht eine ungezähmte Wildheit inne, und kommen sie los, so schädigen sie den Menschen. Wüßte nun der Mensch sich jederzeit von Gott beschützt, so würde er diese Kräfte nie weise behandeln und fest regieren lernen. Er muß auch hier durch Schaden klug werden, und wohl ihm, wenn dazu ein kleiner Schaden hinreicht, denn sonst folgt dem kleinen ein großer auf dem Fuße nach.

Noch ein drittes Beispiel: verständige Eltern schützen ihr Kind auch deshalb nicht gegen jede Noth und Gefahr für Leib und Seele, um es nicht zu verweichlichen und zum Kampf des Lebens untauglich zu machen; es soll unter ihren liebenden Augen sich abhärten, dulden, etwas ertragen und sich selbst besiegen lernen. Würde ihm das Leben jetzt zu leicht gemacht, würde es ihm später um so schwerer fallen. Ein solcher Erzieher ist auch der liebe Gott; er schützt die Menschen gegen so manchen rauhen Wind durchaus nicht, er bewahrt sie selbst vor vielem unverschuldeten Uebel nicht, sie müssen da hindurch, um stark zu werden an Leib und Seele. Diese Stärke wird ihr späterer Schutz.

So ist es vollkommen wahr: wir finden Gottes Schutz gar nicht überall da, wo wir ihn suchen und anrufen: er schützt uns nicht gegen die Folgen unseres Unrechts, nicht gegen das Uebel, das aus der Verletzung seiner heiligen Ordnung hervorgeht, nicht gegen manche Noth und Gefahr, durch die wir geübt werden sollen. Wir sind eben nicht umsonst freie Wesen, wir sollen die Freiheit gebrauchen lernen — Gott schützt unsere Freiheit.

II.

Meine lieben Zuhörer! Wenn wir daher von einem Schutze Gottes sprechen, so rufen und zettern wir schon nicht mehr so in's Blaue hinaus, sondern wissen jetzt bereits viel genauer, was wir damit verlangen. Da ist es uns denn ein Bedürfniß, uns nicht willenlos, hülflos und rettungslos den Menschen und den Mächten dieser Welt preisgegeben zu wissen. In der Welt habt ihr Angst. Bange wird uns, wenn wir in das menschliche Treiben hinaus schauen, wo so selten Einer mit dem Andern es ganz treu meint, wo so viel Unrecht geschieht durch Gewalt oder Hinterlist und wo, wer gestern hoch oben stand, heute unten liegt; und bange wird uns nicht minder inmitten des Spieles gewaltiger Naturkräfte, in welchem jeden Augenblick tausend Gefahren und hundert Todesarten für uns liegen, so bange, als befänden wir uns in einem Raume voll Maschinen und als dringe jede Maschine auf uns ein, um uns in ihren langen, blitzschnell kreisenden Armen zu zermalmen. Inmitten dieser endlos vielen Menschen und Dinge möchten wir glauben können, daß auch uns von Gott ein Recht auf's Dasein und ein bestimmter fester Platz auf Erden gegeben sei und daß gegen Gottes Willen, ohne Gottes Willen auch vom mächtigsten Menschen und der gewaltigsten Naturkraft nichts geschehen, kein Haar auf unserem Haupte gekrümmt werden könne. Noch mehr, wir möchten so gerne uns sagen dürfen: über unserem Leben waltet ein höherer Rath und Willen, unser ganzes Leben ist in demselben aufgenommen, und was uns begegnet, es kommt nicht von ungefähr, es soll so sein, es muß so sein, es ist ein von Gott gebahnter Weg, ein Weg Gottes mit mir. Doch auch diese Nothwendigkeit genügt uns noch nicht, hinter dem Panzer hörten wir so gerne ein Herz schlagen, aus dem starren Felsen sähen wir gar zu gern erquickendes Wasser fließen oder, nüchtern gesprochen, es wäre für uns ein Glück, wenn wir glauben

dürften, nicht bloß, daß es so sein muß, sondern auch, daß es, so wie es ist, gut ist, daß ein Segen liegt in Allem, daß Gott nie Allzuschweres auferlegt, daß er mit seiner Durchhülfe stets nahe ist, daß nichts uns zu scheiden vermag von seiner Liebe, nein, daß wir vielmehr dieser Liebe alle Tage noch gewisser werden. Das möchten wir glauben können, danach verlangt unsere Seele, das ist unsers Herzens Bedürfniß.

Wir verlangen keinen besondern Schutz, kein Wunder zu unsern Gunsten, wohl aber den Hüter Israels zu unserm Hüter.

III.

Nun aber ist die große Frage diese: haben wir auch ein Recht, so zu glauben, ist dieser Glauben begründet? Und seht nun, auf diese Frage gibt unser Psalm eine frischweg bejahende Antwort. Er thut noch mehr, er zeigt uns auch, wie wir zu diesem kühnen und tröstlichen Glauben gelangen können; er verweist uns nämlich an unsere eigene persönliche Erfahrung und bedeutet uns: prüfe, durchforsche dein vergangenes Leben, so wirst du inne werden, wie dieses Leben unter Gottes Schutze stand. So thut der Sänger bei sich selbst und dieser Sänger lebte unter den furchtbaren Drangsalen und alltäglichen Gefahren der Makkabäerzeit, vielleicht war er selber ein Krieger und schlug ihre hundert Schlachten mit. So treffen wir auch noch heutzutage alte Soldaten, die in so manchem Feuer gestanden haben und deren bester Glaube nicht etwa der Zufall geworden ist und nicht das blinde Glück und nicht das Recht der Gewalt, sondern der Machtschutz Gottes: ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen; am Vorabend einer neuen Schlacht aber sind sie besonders ernst und weich und vertrauen einem Kameraden: morgen wird mein

letztes Stündlein schlagen; sie klagen nicht, sondern bereiten sich ruhig und ordnen Alles: der Glaube an Gottes Schutz hielt sie bisher aufrecht, die Ergebung abermals in diesen höhern Willen ist heute ihr Leitstern und Halt. Die Geschichte erzählt uns von einem König von England, einem halben Krüppel dem Leibe nach, aber von einem eisernen, unbeugsamen Muth der Seele, von Gefahren umgeben, in Schlachten und Niederlagen ergraut, oft von Meuchelmördern umdroht und dennoch ruhig und gelassen, das einzig in der Zuversicht, daß er in einem höhern Dienste stehe und daß ohne den Willen seines Herrn ihm nichts geschehen könne. Einst befand er sich in einem kleinen Kahn auf dem Meer durch Treibeis in Todesgefahr; seine Begleiter zitterten alle für ihn und für sich selbst; er einzig blieb unerschüttert, und stärker als je trat sein Verlaß auf Gottes Schutz und Rath hervor.

Meine Zuhörer! Unser Leben ist ein enges und kleines im Vergleich zu diesem, aber an ähnlichen Erfahrungen mangelt es uns gleichwohl nicht. Denken wir an die Vergangenheit, die wir durchgemacht, an unsere Kinderkrankheiten, da wir unsere Eltern rathlos an unserm Bette stehen sahen, an die Gefahren, in welche unsere Unerfahrenheit uns stürzte, an die unserer Seele verderbliche Gesellschaft, in die wir geriethen, an so manchen gefährlichen Abweg, den wir schon betreten haben, fürwahr, dann kommt uns unwillkürlich das Wort in den Mund: Gott rettete dich vor der Schlinge des Jägers und der verderbenvollen Pest; mit seinen Fittigen deckte er dich und unter seinen Flügeln fandest du Schutz; Schild und Panzer war seine Treue dir; hattest nicht zu fürchten das Schreckniß der Nacht, nicht den Pfeil, der am Tage fliegt. Und bist du schon älter, wenn du so wegblickst über deine Vergangenheit, dann geht es dir wunderbar: du hattest es so viel anders geplant, als es nun geworden ist, Alles gegen deinen Rath, gegen deinen Willen; nur Eines ist gleich geblieben, du hast etwas Rechtes werden wollen und etwas

Rechtes ist dein Leben geworden, du hast Gottes Willen gesucht, und nun offenbart sich auch in deiner Lebensführung ein Wille Gottes; es ist oft schwer genug gegangen, oft durch tiefes Dunkel, aber nun bist du doch dahin, wo du heute stehst, du weißt kaum wie gekommen, so daß du sprechen mußt: er gab seinen Engeln Befehl über mir, mich zu behüten auf allen meinen Wegen, auf den Händen mich zu tragen, daß mein Fuß an keinen Stein stoße. Und immer klarer erkenne ich jetzt, was ich sonst nicht glauben wollte: was sein mußte, war mir gut, mir heilsam, für mich endeten alle Wege Gottes, auch die schwersten, auch die verworrensten, sich in Liebe und Segen; er hat mich herausgezogen und zu Ehren gebracht, alle meine Tage mich gelabt und seine Hülfe mich lassen schauen.

Meine lieben Zuhörer! Ferne sei es von mir, zu meinen, mit dem Gesagten habe ich jedes Lebensräthsel befriedigend gelöst, im Gegentheil, draußen in der Welt bestehen für mich solcher Räthsel viele fort. Allein das ist mein Gewinn: in der kleinern Welt, die ich auskenne, in meinem persönlichen Leben und meiner Lebensführung gibt es kein solches Räthsel mehr: da ist so manches dunkle Schicksal zu einem hellen Willen Gottes, und was mich erst zu vernichten drohte, zu einem Schutze Gottes geworden. Das ist nun mein Halt und mein Glaube, auch da, wo ich noch nicht zu schauen vermag.

Die Propheten

1877

Amos 7, 10—17. Da sandte Amazia, der Priester von Bethel, zu Jerobeam, dem König Israels, und ließ ihm sagen: Amos stiftet Aufruhr wider dich im Hause Israels, das Land vermag seine Reden all' nicht zu ertragen. Denn Amos spricht also: Jerobeam wird durch's Schwert sterben, und Israel wird aus seinem Lande gefangen weggeführt werden. Und Amazia sprach zu Amos: Seher geh', flieh' in's Land Juda und iß dort dein Brod und dort prophezeie. Aber zu Bethel prophezeie nicht weiter, denn dieses ist des Königs Heiligthum und ein königliches Haus. Da antwortete Amos und sprach zu Amazia: Ich bin kein Prophet, auch keines Propheten Sohn, sondern ein Viehhirte bin ich, und der Maulbeerfeigen sammelt. Aber der Herr nahm mich von der Heerde weg und sprach zu mir: Geh', prophezeie meinem Volke Israel! Und nun höre das Wort des Herrn: Du sprichst: Prophezeie nicht wider Israel und weissage nicht wider das Haus Isaaks. Darum spricht der Herr also: Dein Weib wird in der Stadt geschändet, und deine Söhne und Töchter fallen durch's Schwert, und dein Land wird vertheilt mit der Meßschnur, und du wirst im unreinen Lande sterben, und weggeführt wird Israel aus seinem Lande.

Meine Zuhörer! Nichts Schöneres in einem Hause, kein besseres Zeugniß für dasselbe, als wenn in ihm die Bilder und die Worte derer, die nicht mehr sind, dennoch nicht sterben, sondern in der Erinnerung, im lieben Angedenken fortleben, wenn die Worte, die einst ihr Mund gesprochen, noch immer in den Seelen wiederklingen, wenn der Verstorbene in seinem Großvaterstuhl noch immer geschaut wird, wie er vormals die ganze Familie in Liebe und Friede um sich ver-

einigte, und die Großmutter, wie sie ihre Enkel arbeiten lehrte und segnend die zitternde Hand auf ihr Lockenhaupt legte. Das ist des Hauses Ehrenzeichen.

Gerade so soll es auch im großen Vaterhause Gottes sein. Und ist auch so. Immer wieder lebt auch da auf, wer längst gestorben ist, und wird nicht vergessen, erhält vielmehr immer neue Bedeutung, was er einst Ewiges ausgesprochen hat. In diesem Falle befinden sich die Propheten des alten Bundes, denen wir, wie vorigen Sommer den Psalmen, dieses Jahr einige Betrachtungen widmen.*

Meine Zuhörer! Einst, die Betagten in dieser Versammlung waren damals noch jung, sprach man in Unterweisung und Predigt von diesen Propheten mehr als heutzutage, doch viel weniger von ihren Personen als von ihren Worten, und diese Worte nannte man Weissagungen und wies nach, wie pünktlich diese Weissagungen in der Gefangenschaft Israels und seiner Rückkehr aus derselben, vor Allem in Jesus Christus in Erfüllung gegangen seien. Doch eben diese einzelnen Weissagungen traten in den letzten Jahrzehnden mehr und mehr in den Hintergrund, gleichzeitig mit all den übrigen mühsamen und bloß äußerlichen Beweisen dafür, daß Jesus der gottgesandte Weltheiland war.

Auch in unsern Betrachtungen werden diese Weissagungen der alttestamentlichen Propheten keine hervorragende Rolle spielen, um so mehr ihre Persönlichkeiten und das Werk, das sie in ihrer unmittelbaren Gegenwart an ihrem geliebten Volke ausrichteten. Nicht wenig von dem, was ich euch zu sagen habe, wird Manchem unter euch neu sein; laßt mich daher heute meine Betrachtungen über die Propheten mit

* Aus einer Reihe von neun Predigten über die Propheten geben wir bloß die erste. Die geschichtliche Darstellung ist dem „Handbuch der biblischen Geschichte und Literatur“ von Ed. Langhans, Bern 1875, entnommen.

einem einleitenden Ueberblick beginnen und in demselben eine Antwort suchen auf die beiden Fragen:

Wer und was wären denn die alten Propheten? Bist auch du, mein Zuhörer, ein Prophet des Allerhöchsten?

I.

Wollt ihr die Geschichte alt Israels von König Saul bis Jesus rasch überschauen, so theilt ihr sie am besten in drei Abschnitte und sagt: im ungetheilten Königreich traten die Könige am leuchtendsten hervor, im getheilten und theilweise noch in der Gefangenschaft die Propheten, nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft das letzte halbe Jahrtausend die Priester. Doch lange schon vor ihrer großen Zeit traten Propheten auf: in den Tagen Sauls sammeln sich Jünglinge und junge Männer um Samuel; sie pflegen in zwei Prophetenschulen eine gewisse Gemeinsamkeit des Lebens, wie in Klöstern und Seminarien, und halten im Volke den großen Gedanken des Mose aufrecht, daß Israel das Volk Gottes in ganz besonderem Sinne und Jehovah Israels Gott sei. Staunend sah das Volk zu, wenn die Thore sich öffneten und ein Prophetenschwarm hervorbrach, der unter laut schallender Musik von Pauken und Cymbeln, unter Gesang und begeisterten Rufen einen Umzug hielt durch Stadt und Dorf oder auf freiem Platze sich zum Tanze ordnete; mit feierlichen Geberden, in ernstem Schritte trat der Chor zum Tanze an, aber bald wurden die Bewegungen rascher, Musik und Gesang stürmischer, die Geberden wilder, bis schließlich Alles wie rasender Wahnsinn aussah, und erst die gänzliche Erschöpfung dem wilden Aufruhr ein Ende machte.

Eine ganz neue Seite des Prophetenthums erschließt uns Nathan. Frei von jeder Menschenfurcht tritt er vor den mächtigen König David und hält ihm zuerst im Bilde, dann

in unverdeckter scharfer Rede seine Schandthat gegen Uria vor. Noch tiefer fraß die Kluft zwischen König und Propheten unter Salomo — der Weltweise und der Eiferer für Jehovah gingen schlecht zusammen —, und als nach dem Tode Salomos die zehn nördlichen Stämme vom Reiche sich loslösten und ein besonderes Königthum bildeten, da waren hieran die Propheten nicht unschuldig. Von nun an finden wir sie im nördlichen Reiche tief in alle politischen Händel hinein verwickelt, sie scheuten selbst vor Gewaltthat und Blut nicht zurück, schon Elia schonte Menschenleben nicht, sondern vernichtete unbarmherzig, Elisa ließ gegen das Haus Ahabs den blutgierigen Tiger Jehu los. Die Propheten träumten eben in selben Tagen jenen alten und immer wieder jungen Traum des Gottes-Königthums, der unmittelbaren Herrschaft Gottes auf Erden, einen Traum, dem die größten und besten Menschen einmal nachgehangen haben, der aber stets zum Verderben ausschlug, weil der Name Gottes dann menschlicher Sünde zum Schilde ward, wilde Fanatiker sich als Gottes auserwählte Rüstzeuge ausgaben, und Gott Schuld gegeben wurde an Allem, was menschliche Ungeduld und Wildheit verdarb. Allerdings verhalfen die Propheten dem Jehovahdienst zum Sieg über die Abgötterei. Allein ihr anspruchvolles und gewaltthätiges Wesen brachte sie in Verruf. Dazu bemächtigte sich vieler der Schlendrian, der Beruf sank herab zum Broderwerb, der Broderwerb zum Handwerk, das Weissagen zum Wahrsagen, das Wahrsagen zur Schmeichelei und Lüge um Geld oder Menschengunst.

Eine Reformation war auch hier dringend nöthig geworden. Sie kam auch etwa zweihundert Jahre nach Trennung des Reiches unter den Propheten, deren Reden wir im alten Testamente aufgezeichnet finden und von denen die meisten im südlichen Reiche, in Juda, daheim waren.

Einer der ältesten unter diesen war Amos, dessen strengen Mahnungen wir unsern heutigen Text entnommen haben.

Noch weit südlich von Jerusalem, zu Thekoa, liegt seine Heimat. Hier führte er bei seiner Heerde ein stilles, einfaches Leben. Da kam Gott über ihn. Wenn er in der Nacht das Siebengestirn und den Orion ihre leuchtenden Bahnen wandeln, dann die Finsterniß in der Morgenröthe zerrinnen sah, wenn der schwere Wellenschlag des todten Meeres heraufrauschte und der Sturmwind über die Berge sauste, da erkannte er die Schritte Jehovahs und den Odem seines schaffenden Geistes. Von diesem Gotte fühlte er sich berufen und getrieben, zu Bethel, der Grenzstadt des nördlichen Reiches, als öffentlicher Redner aufzutreten. Da verklagte ihn der Oberpriester des dortigen Tempels beim König Jerobeam II. und sprach zu ihm: Seher, geh', flieh' in's Land Juda, dort iß dein Brod und prophezeie. Amos antwortet jedoch: ich bin kein Prophet noch eines Propheten Sohn; ein Hirte bin ich, der Maulbeerfeigen baut, aber Jehovah nahm mich hinter meiner Heerde weg und sprach zu mir: Geh', weissage meinem Volke Israel. In unsere Worte übersetzt heißt das: Amazia, du beurtheilst mich nach den frühern Propheten und siehst in mir einen unruhigen Kopf, der gefährliche Staatsumtriebe im Schilde führt und dabei zugleich sein Brod zu verdienen gedenkt — ich aber bin nicht um des Erwerbes willen hiehergekommen, habe vielmehr als Hirte ein genügendes Auskommen, Gott selber hat mich nach Bethel gesandt, um hier seinen Willen kund zu thun. Und davon läßt er sich nicht abhalten. Dem gewaltigen Reiche Jerobeams II., der das nördliche Reich aus tiefer Schwäche und Schmach emporgehoben und ihm neuen Glanz verliehen hat, verheißt er jetzt am guten Tag nahende schwere Zeiten, Verderben, Untergang.

Meine lieben Zuhörer! Grad so wie Amos waren diese spätern Propheten. Menschlich zu reden hätten sie für ihre Person zumeist ein recht angenehmes und liebliches Dasein führen können, allein inwendig war ihnen das unmöglich.

Sie brachten es nicht über sich, einfach unterthänige Bürger zu sein und mit ihrem Volke in seinem bisherigen Schlendrian sei's der Abgötterei, sei's des Jehovahdienstes fortzumachen. Es trieb sie vielmehr unmittelbar zu Gott hin, aus der Quelle wollten sie schöpfen, in persönlicher Gemeinschaft mit ihm leben. Die alten Offenbarungen dieses Gottes in der Geschichte ihres Volkes verkündeten auch sie und schrieben sie nieder, doch zu den alten Offenbarungen fügten sie noch neue aus Traum, Gesicht, Gebet, persönlicher Lebenserfahrung, sie selber waren die noch ungeschriebene Bibel, und wiewohl das, was sie verkündeten, mit den unmittelbarsten Verhältnissen im schärfsten Widerspruche stand, seine Erfüllung unmöglich schien, und die bloße Predigt alle geistlichen und weltlichen Größen, Priester und Könige gegen sie aufbrachte: sie konnten es nicht lassen, sie mußten reden, grad so reden, wie sie thaten, Priestern und Königen in's Gesicht, sonst wären sie untreu, stumme Hunde gewesen.

II.

Meine lieben Zuhörer! Ihr sagt mir vielleicht: das sind lauter alte Geschichten, bald nicht mehr wahr. Darauf antworte ich: ja, aber zugleich auch neu, ganz neu, von gestern und heute her; denn ohne solche Propheten kann kein Volk gedeihen, auch unser Schweizervolk nicht. Stets und immerdar muß es in ihm Menschen geben, denen das Leben und das Behagen in der Welt nicht genügt, eben so wenig Gesetz, Gewohnheit, Sitte, auch nicht der Gottesdienst und seine ständigen Formen und Weisen, ja nicht einmal das geschriebene Bibelwort, die vielmehr hungern und dürsten nach dem lebendigen Gott und einer viel innigern Gemeinschaft mit ihm als der gewöhnlichen durch den Priester oder das Bibelwort hindurch, die nach neuen Offenbarungen Gottes sich sehnen und wirklich auch solche haben und schauen in ihrem eigenen

und in ihres Volkes Leben, Menschen, von denen es heißt, ich glaube, darum rede ich, in deren Mund das Alte wieder auflebt, jung und frisch wird und das Neue wie eine altewige Wahrheit erscheint, Menschen des freien Wortes und der rücksichtslosen That in Wort und Schrift, Menschen m. e. W., die nicht an bloßen Kanälen leben und aus ihnen abgestandenes Wasser trinken, sondern im Frühroth aufsteigen zur allerersten Quelle und aus dieser, kalt und frisch wie sie hervorsprudelt, mit der hohlen Hand schöpfen. Diese Quelle aber ist Gott.

Ja mehr noch, zu diesen Propheten des Allerhöchsten solltet ihr eigentlich alle gehören, schweizerische Republikaner und Republikanerinnen, die ihr seid. Ihr lebet ja nicht von der Menschen, nicht von des Gesetzes und der Verfassung Gnade; in allen wichtigen und entscheidungsvollen Augenblicken eures Lebens tritt kein Anderer für euch ein, auf euch selber stehet ihr da ganz allein — fühlt ihr euch nun in Gott gewurzelt, wisset ihr euch von Gottes Gnaden das, was ihr seid, vermöget ihr zu sagen: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir?

Meine lieben Zuhörer! Dahin, so weit kann und soll jedes von euch es bringen so gut wie Amos, der Hirt von Thekoa. Merket wohl, nicht besondere Träume, Gesichte, Erscheinungen werden von euch verlangt, wohl aber, daß ihr in den Erfahrungen eures eigenen Lebens, in dieses Lebens Schmerzen und düstern Tagen, in dieses Lebens sonderbaren Führungen, in dieses Lebens wichtigen Entscheidungen euern Gott findet und gewinnet, daß ihr nicht bloß von alten, sondern auch von neuen Offenbarungen Gottes lebet, an der Quelle selber schöpft und durch die Kraft, die ihr von daher mitbringt, altem Schlendrian ein Ende macht und euer Volk erfrischt und verjüngt. Merket weiter: nicht besonders tiefe, schaurige prophetische Reden werden von euch gefordert, deren gibt es genug, wohl aber wird Treue von euch verlangt, und die be-

steht darin, daß ihr haarscharf eure Ueberzeugung aussprechet und dabei beharret. Ihr braucht nicht zu wahrsagen, wohl aber Wahres zu sagen, und dafür mit eurer ganzen Person einzustehen. Merket endlich: nicht wichtige Erfolge, große Thaten werden von euch gefordert, noch weniger Berühmtheit oder glänzender Name, wohl aber, daß ihr in eurer Gegenwart, in der euch gegebenen Frist furchtlos und unentwegt das verrichtet, was euch recht und nothwendig erscheint, den Erfolg aber völlig in Gottes Hand gebt, daß ihr nie durch gute Tage euch in falsche Sicherheit wiegen lasset, sondern in ihnen euch bereitet auf die schwierigen und schweren Zeiten, die nicht ausbleiben werden.

Meine lieben Zuhörer! Von Gott berufene, in starkem und innigem Bunde mit ihm lebende Menschen waren die Propheten — seid auch ihr solche Propheten des Allerhöchsten?

Frauentreue

1872

Ruth 1, 16. 17. Ruth sprach: Dringe nicht in mich, daß ich dich verlassen und von dir umkehren solle. Wo du hingehst, da will ich auch hingehn; wo du bleibst, da bleibe ich auch; dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein. Der Herr thue mir dies und das, wenn nicht der Tod allein uns scheiden muß.

Meine Lieben! Es wäre geradezu ein Unrecht, wollte ich als hervorragende Gestalten des alten Bundes immer nur Männer aufzählen und vorführen. Ich schließe daher heute die Reihe meiner Bilder mit einer Frau, mit Ruth*. Zwar handelt die Bibel alten und neuen Testamentes allerdings weit mehr von Männern als von Frauen, dies darum, weil sie mehr über öffentliche als über häusliche Angelegenheiten spricht, und weil in diesen öffentlichen Dingen die Männer eine viel größere, wenigstens sichtbarere Rolle spielen als die Frauen, und zwar war dies damals noch in höherm Grade der Fall als gegenwärtig. Gleichwohl begegnen wir weniger in zusammenhängenden Lebensbildern als in einzelnen Zügen auf Schritt und Tritt Spuren, daß das Buch der Bücher auch für die Frauenwelt ein weites und verständnißvolles Herz hat und in Frauenleben und Frauenherz tiefe Blicke thut. Dabei denke ich nicht bloß an die Sängerin Miriam und

* An sechs vorhergegangenen Sonntagen waren die alttestamentlichen Gestalten eines Abraham, Jakob, Samuel, David, Elia und Jesaia behandelt worden.

die Richterin Deborah, sondern auch an die Hausfrauen der Patriarchen, die weibliche Familie des Mose, die Mütter Samuels und Jesu, die ersten und treusten Jüngerinnen des Herrn, und vergesse auch nicht jenes namenlose israelitische Mägdlein, dessen großer Glauben den Syrer Naeman zu Elisa wies. Auch gedenke ich jener herrlichen Sprichwörter, die uns in so ergreifenden Bildern den Segen eines guten Weibes schildern. Immer auf's Neue freue ich mich, daß die Bibel am allerliebsten an der Frau das hervorhebt, was sie am meisten auszeichnet, nicht Großthaten, sondern jene Thaten treuen Glaubens, stillen Duldens, unverwüstlicher Liebe, welche wie die Erdbeeren im Verborgenen reifen, in Waldesnacht erquicken.

Grad diese Seite des Frauenherzens hebt auch das Büchlein Ruth hervor. Eine Moabitin, eine arme und junge Wittwe, ein allen Versuchungen preisgegebener Fremdling — und dennoch so sicher und fest, so treu in ihrer Anhänglichkeit, treu in ihrer Arbeit, ernst und treu und darum wohlbehütet in sehr schwierigen Verhältnissen. Anschließend an Ruth spreche ich euch, meine Zuhörer, daher heute

von der Frauentreue.

Von euch weiß wohl Keins, wie das Büchlein Ruth entstand. Es ist kein Geschichtsbuch. In der hebräischen Bibel steht es nicht zwischen dem Buch der Richter und den Büchern Samuels, vielmehr viel weiter hinten, mitten unter Schriften, welche alle erst entstanden sind, nachdem die Israeliten bereits aus der babylonischen Gefangenschaft wiederum in ihre Heimat zurückgekehrt waren, ein erster Zug unter dem Fürstensohn Serubabel und dem Priester Josua, ein zweiter an die sechzig Jahre später unter dem Schriftgelehrten Esra und dem Statthalter Nehemia etwas später. Jener erste Zug mag zumeist aus jungem ledigem Volk bestanden haben, und da ge-

schah es denn, daß nicht Wenige davon Mädchen aus den umliegenden heidnischen und halb heidnischen Völkerstämmen heirateten. Immer mehr kam diese Sitte auf in Israel und drohte der bisherigen ängstlichen Absonderung des Volkes ein Ende zu machen. Da kam der zweite Zug heran. Dessen Häupter huldigten weit strengern Grundsätzen; ja Esra und nach seinem Beispiel auch Nehemia setzten es, wiewohl unter heftigem Widerstand, bei dem vor Regen und Angst zitternden Volke durch, daß nicht bloß keine solchen nicht reinblütigen Ehen mehr geschlossen werden durften, sondern daß auch die bereits geschlossenen aufgelöst werden mußten und jene Frauen in's Elend und die Schande hinausgestoßen wurden. Dahin brachte es der Männer eiserner Wille. War's eine traurige Nothwendigkeit, war's eine einfache Grausamkeit — wer will das heute entscheiden? Doch so viel ist gewiß, daß es nicht umsonst an jenem Tag in Strömen vom Himmel herabregnete, denn damals drang ein Schwert durch viele Menschenseelen, Thränen flossen ungezählt, manch Familienglück ward gebrochen und zerstört. In jenen bittern Tagen schrieb ein schwer verwundetes Herz das Büchlein Ruth als Warnung, als Klage, als Anklage.

Jetzt erst begreifen wir die Schrift und warum sie uns von je so lieb, denn mit Herzblut ist sie geschrieben und Thränen flossen auf das Pergament. Sie greift zurück in jene weit entlegene Zeit, da noch kein König war in Israel, zu einer gar lieblichen Sage. Zur Zeit einer großen Theurung zog ein Ehepaar, Elimelech und Naemi, aus dem Stamme Juda mit seinen beiden Söhnen, Mahlon und Chiljon, in's Moabiterland; beide Söhne heirateten Moabitinnen, Eljon die Orza, Mahlon die Ruth. Da starb der Vater, da starben auch die Söhne kinderlos. Naemi kehrte heim nach Bethlehem. Orza und Ruth ließen es sich nicht nehmen, sie zu begleiten, und doch, ihr Frauen und ihr Männer, war Naemi ihre Schwiegermutter! Erst auf des Landes Grenze ließ Orza auf

Naemi's dringendes Zureden sich bewegen, zu ihrem Volk zurückzukehren. Nicht so Ruth. Sie hing sich an Naemi, sie folgte ihr nach Bethlehem, sie diente ihr als die beste der Töchter; vor ihr her ging der gute Namen von ihrer großen Treue und bewirkte, daß sie die Gattin des Boas ward, ein Weib gesegnet und selbst ein Segen, die Urgroßmutter von König David.

Meine Zuhörer! Faßt ihr nun die inhaltsschwere Lehre des Büchleins Ruth? Fühlt ihr, wie der Verfasser uns zuruft: König Davids Stammmutter war eine Moabitin, eine Moabitin die Frau, deren Treue und hoher Sinn noch jetzt in Israel gepriesen wird, eine Moabitin sie, deren Blutsverwandte wir heute verstoßen sollen! Fühlt ihr, wie er sagen will: ja verschiedene Abstammung und verschiedenes religiöses Bekenntniß bilden allerdings Schranken zwischen Mensch und Mensch, Gemeinde und Gemeinde, Volk und Volk, aber schließlich sind das alles nur menschliche Schranken; ein Herz, entbrannt in der Liebe, die stärker ist als der Tod, überspringt diese Schranken, ein treues Frauenherz bereitet sich auch jenseits derselben eine traute Heimat. Merkt ihr, meine Lieben, wie jener namenlose Verfasser uns einen Blick thun läßt in eine höhere, noch heute nicht verwirklichte Ordnung der Dinge, in der menschliche Vorurtheile und menschliche Engherzigkeit und hochmüthige Absonderung nicht mehr gelten, sondern einzig das eine Statt hat, was vor Gott gilt, die Liebe und die Treue bis in den Tod.

Ihr Frauen, ihr habt noch einen ganz besondern Grund, dem, der das Büchlein Ruth geschrieben, recht dankbar zu sein, denn in leuchtenden Worten hat er die Eigenschaft in euch, welche wohl euer bestes Theil ausmacht, in's Licht gesetzt. Seht, im gewöhnlichen Lauf der Dinge seid ihr wohl ängstlicher und besorgter um Aufrechterhaltung einer Menge von Schranken, Bräuchen und Formen als die Männer. Wenn aber wahre Liebe ein Frauenherz beseelt und in ihm jene feste

Treue wohnt, dann überwindet es der Vorurtheile mehr und überwindet sich leichter als der Mann und ist zu Größerem fähig. Noch immer ist Ruths Wort das Losungswort jeder ächten Frau: wo du hingehst, will ich auch hingehen und bleiben, wo du bleibst, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Eine Frau, aus einem stillen in ein bewegtes Leben hineingeworfen oder aus der lauten Welt in tiefe Stille geführt, findet sich in der neuen Lebenslage zurecht, zurecht auch im fremden Land, zurecht in einem Haus, dessen Anschauungen und Urtheile über Gott und Welt ihr ungewohnt, ihren bisherigen vielleicht sogar entgegengesetzt sind. Sie kann aufwärts steigen ohne das unerträgliche, hochmüthige und so fadenscheinige Wesen des Emporkömmlings, sie kann herunterkommen, ohne ihre Hoheit und Würde zu verlieren. Und wo die ächte Frau weilt, da siedelt sie sich an, da schafft sie eine Heimat, da ist ihr ganzer Sinn auf das Erhaltende gerichtet. Viel heimatloser steht der Mann im Leben drin, knüpft Bande, zerreißt sie und knüpft sie neu ohne Wahl. Die Frau dagegen, was sie von alten Beziehungen zu Menschen und Dingen erhalten kann, das hält sie fest in treuer Freundschaft, sie verknüpft alte und neue Heimat, ihre alte und ihre neue Familie und stiftet alle Tage neue Beziehungen, setzt neue Wurzeln in's Menschenleben ein, so daß der Mann sozusagen immer nur durch die Frau festen Grund und Boden im Leben hat. Und wird die Frau gar noch zur Mutter einer Familie, so ist sie viel mehr als der Mann ihrer Kinder Herzensheimat und Zuflucht, die Hüterin von des Hauses Sitte, das einigende Band des Friedens. Als ganz dieselbe finden wir die Frau auch in religiösen Dingen wieder. Aus dem Kampfe religiöser Lehrmeinungen zieht sie sich scheu zurück; nicht das Leuchtende, erst das Wärmende einer religiösen Wahrheit gewinnt ihr Herz. Deshalb sind denn auch die Frauen immer zuerst die heftigsten Gegnerinnen jedes neu auftauchenden religiösen Gedankens, sie besorgen von

ihm die Verwüstung des stillen Heiligthums in Familie und Volk, das zu erhalten und zu beschützen sie berufen sind, und erst wenn sie im Lauf der Zeit sich überzeugt haben, daß nichts von dem, auf das es für Seelenheil und Sitte etwas ankommt, geschädigt wird, verwandeln sie sich aus heftigen Gegnerinnen in feurige Priesterinnen des Neuen. Das Gericht der Frauen war stets und ist noch heute die Feuerprobe jeder religiösen Neuerung: so im Heidenthum, so zur Zeit Christi und in den Tagen der Reformation. So lange dieses Gericht nicht gesprochen hat oder sein Spruch ungünstig lautet, scheitert Alles an der Frauen stillem, unnahbarem Widerstand.

Nun denkt aber gar nicht, ihr Frauen, ich wolle euch höchst überflüssige und von dieser Stätte aus sogar sehr übel angebrachte Komplimente machen. Im Gegentheil, ich habe euch alles Bisherige nur gesagt, um desto dringender euch darauf aufmerksam zu machen, daß auch eure Treue ihre Klippen hat und noch gar sehr der Läuterung bedarf. Dadurch, daß ihr zumeist in den kleinen und feinen Beziehungen und Verhältnissen lebet und webet, werdet ihr gar oft selbst kleinlich, ängstlich, leicht gereizt, den Launen und Stimmungen unterthan und laufet Gefahr, in den kleinen Dingen des Lebens grad ebenso klein zu denken, wie groß an den großen Entscheidungstagen. Da pfleget ihr z. B. einen Kranken mit der hingebendsten Sorgfalt, um ihm dann sofort nach seiner Genesung das Leben durch eine Menge unnöthiger Quälereien recht schwer und euch selbst um Sachen willen Sorge zu machen, daran ihr nichts ändern könnt und die ganz allein in Gottes Hand liegen. Habt Acht auch mit euren Kindern. Je treuere Mütter ihr gewesen seid und noch seid, desto weniger könnt ihr euch daran gewöhnen, daß eure Kinder allmälig unter euren Flügeln hervorwachsen, flügge werden und ausfliegen, oder ohne Bild, daß sie auch innerlich selbständig werden und sich ihre eigenen Wege suchen. Habt Vertrauen auch da, Vertrauen in Gottes Bewahrung und die

Macht eurer stillen Liebe. Sorgt nur um das Große und Wichtige und legt das Gewicht nicht auf Aeußerlichkeiten und Nebensachen, sonst ruft ihr nur dem Lippengehorsam und der Augendienerei, der Heuchelei und der Lüge. Habt Acht auch in der Religion — wie so oft hat man bei Frauen das Gefühl, ihre ganze Religion sei ein bloßes Klagen über die Schlechtigkeit der Welt, ein Richten und Verdammen des Nächsten, ein Verdächtigen der Aufrichtigkeit und des sittlichen Charakters eines Jeden, der nicht gleich denkt wie sie selbst.

Ihr Frauen, weßhalb sage ich euch dies Alles? Um euch zu zeigen, wie auch die in euch gelegte große Gottesgabe der Treue eurer immerwährenden Pflege gar sehr bedarf. Die Frauentreue ist mir immer noch zu laut und zu ängstlich, zu regentisch und zu rechthaberisch. Immer denke ich da an Ruth und mehr wie eine kaum beachtete Frau seitdem, wie die so still ihren Weg gingen und doch um sie her alles sich machte wie von selbst. O ihr allerbesten Hausfrauen, daß ihr es doch bedenken wolltet, daß unter allen Menschen gerade ihr am allermeisten wirket und Gutes schaffet nicht durch das, was ihr leistet in Haus und Hof, sondern durch das, was ihr seid in eurem Herzen, durch euer Gebet, das alle Kraft aus Gott nimmt und alle Sorge auf ihn legt, durch Sanftmuth und Geduld, welche ohne Wort diejenigen gewinnen, die nicht glauben an das Wort, durch selbstvergessene Liebe, welche euch immer mehr zu Engeln Gottes macht, durch starken Glauben die Füße auf Erden, das Haupt im Himmel, und vor Allem aus durch jene Treue, welche nicht aufhört, nie sich genug thut und in ihrem stillen Ernst eine Macht ist, ein Verlaß, eine Stütze, eine Heimat, das Glück und die Freude Aller, die euch umgeben.

Bileam

1874

4 Mos., 23, 7—12. Da hob Bileam seinen Spruch an und sprach: Balak, der Moabiter König, hat mich aus Aram aus den Gebirgen des Ostens geführt: „Komm', verfluche mir Jakob, komm' und verwünsche Israel.“ Wie soll ich dem fluchen, dem Gott nicht flucht? Wie soll ich den verwünschen, den der Herr nicht verwünscht? Denn von der Höhe der Felsen seh' ich es und von den Hügeln schau' ich es, siehe, ein Volk, abgesondert wohnet es und unter die Heiden rechnet es sich nicht. Wer kann den Staub Jakobs zählen und die Zahl des vierten Theils Israels? O daß ich stürbe den Tod dieser Gerechten und mein Ende würde wie das ihre! Da sprach Balak zu Bileam: Was thust du mir? Ich habe dich holen lassen, meinen Feinden zu fluchen, und siehe, du segnest sie. Er antwortete und sprach: Muß ich nicht darauf achten, zu reden, was mir der Herr in den Mund gelegt hat?

Meine Lieben! Ehe ich mich mit meinen Bibelauslegungen* dem neuen Testamente zuwende, verweile ich heute noch bei einer andern Stelle des alten, welche mit dem Buche Jona sehr viel Aehnlichkeit hat und grad auch so oft verlacht wie selten gekannt ist. Ich meine den Abschnitt, welcher Bileam behandelt. Wie häufig habe ich doch schon über Bileams redende Eselin spotten hören, aber noch kein einziges Mal fand ich einen solchen Spötter, der auch genau gewußt hätte, was denn eigentlich die Bibel über diesen Mann erzählt. Mir hat das von jeher leid gethan, denn durch diese Oberflächlichkeit verlieren auch hier die Leute mehr, als sie nur denken,

* Vorstehende Predigt sowie die noch zwei nachfolgenden sind einer Reihe von sieben Predigten entnommen, die der Verfasser „Bibelauslegungen“ betitelt hat.

sie bringen sich selbst um den Genuß eines zarten, sinnigen und tiefen Bildes.

Laßt mich euch zuerst Bileams Geschichte erzählen, sodann sie deuten und endlich anwenden.

Israel, so wird uns im 22., 23. und 24. Kapitel vom 4. Buche Mose erzählt, hat soeben die Amoriter besiegt und rückt nun auf seinem langsamen Zuge Kanaan zu gegen die Moabiter vor und lagert sich schlachtbereit auf der Ebene zu ihren Füßen. Balak, der Moabiterkönig, verzweifelt daran, die Israeliten durch die bloße Gewalt der Waffen zu besiegen, und nimmt zu geistigen Mitteln, wie der Aberglaube selber Zeit sie an die Hand gab, seine Zuflucht. Er weiß von einem mächtigen Zauberer, Namens Bileam, fern im Osten am Strome Euphrat, dessen Wort man die Kraft zuschrieb, daß er Einzelnen und ganzen Völkern mit seinem Segen Heil bringen, mit seinem Fluche Unglück heraufbeschwören könne. Zu diesem Bileam sendet Balak, um ihn zu bitten und durch Geschenke zu vermögen, daß er komme und seinen Unglück bringenden Fluch über Israel ausspreche. Allein jener mächtige Zauberer ist zugleich ein frommer Mann und frägt zuerst Gott an, ob er den Boten Balaks folgen solle. Gott verbietet es ihm. Da sendet ihm Balak noch vornehmere Gesandte und reichere Geschenke. Abermals frägt Bileam Gott um Rath. Jetzt erlaubt ihm dieser zu gehen, doch mit der ausdrücklichen Weisung, nichts Anderes zu sagen, als was Gott im Augenblicke selbst ihm in den Mund legen werde. Freudvoll sattelt der Seher am andern Morgen seine Eselin und folgt den moabitischen Gesandten. Die Gier nach dem großen Lohn, den Balak ihm für seinen Fluch versprochen hat, erfüllt seine Seele ganz und gar. Gott aber warnt ihn auf seinem Wege. Zu dreien Malen sendet er seinen Engel ihm entgegen. Allein der Seher, ganz vertieft in seine Aussichten auf Ehre und Reichthum, die ihm entgegenwinken, merkt nichts von dem göttlichen Zeichen. Wohl aber sein treues Thier: das erste Mal weicht sie dem Engel

aus, indem sie vom Weg auf das freie Feld abspringt, das zweite Mal drückt sie Bileam gegen die Mauer am Weg und verletzt ihm den Fuß, zum dritten Mal sinkt sie unter ihm in die Kniee. Alle Male schilt und schlägt Bileam sie heftig und hart. Das letzte Mal nun beginnt sie zu reden und erinnert ihren Herrn an die bisherigen guten Dienste, die sie ihm geleistet habe; noch gar nie habe sie es ihm so gemacht wie heute, also müsse ein ganz besonderer Grund da vorliegen. Wirklich gehen in selbem Augenblick Bileam die Augen auf, er erblickt den Engel und wird beschämt. Nochmals schärft ihm dieser nun ein, ja nichts zu sagen, als was Gott ihm eingebe. Darauf gelangt er ungehindert zu Balak. Ausführlich wird nun berichtet, wie Balak den Bileam zu dreien Malen auf jede nur mögliche Weise bewegen wollte, Israel zu fluchen, wie aber dieser, vom Geiste Gottes getrieben, ebenso oft in Segnungen über Israel ausbrechen mußte. Die erste dieser Segnungen bildet unsern heutigen Text. Mit der dritten bricht die Erzählung plötzlich ab und bleibt ohne eigentlichen Schluß.

Meine Zuhörer! Schon aus dem Gesagten erkennt ihr, daß das Reden der Eselin bloß ein einzelner, nicht einmal hauptsächlicher Zug aus einem größeren Bilde ist und daß er zu dessen ganzer Färbung so gut paßt, daß er uns in dem Zusammenhang, in welchem wir ihn treffen, gar nicht mehr auffällt. Will uns aber ein eigentliches Reden seitens der Eselin nun einmal nicht in den Kopf, wie nahe liegt es, an die Sprache zu erinnern, welche für jedes fühlende Menschenherz im Auge des Thieres liegt, vor allem in dem stummen und doch so beredten Schmerze dieses Auges, wenn wir ein Thier quälen, es roh, hart und ungerecht behandeln. Warum sollte nicht auch statt des Mundes das Auge von Bileams Eselin jene Anklage wider ihn erhoben haben: war ich dir nicht stets ein gehorsames und treues Thier? was schlägst du mich? merkst du nicht, daß etwas Besonderes mir im Wege stand, so daß ich eben nicht weiter konnte? Ja, wollte

ich einmal eine Predigt wider die Thierquälerei halten — und hätte ich sämmtliche Fuhrleute vom Tessenberg und von noch näher her hier vor mir, so läge mir der Anlaß zu einer solchen Predigt wahrhaftig nahe genug — wollte ich also eine solche Predigt wider die Thierquälerei halten, so könnte ich mir dazu gar keinen gelegenern Text wählen als den vom Reden der Eselin Bileams, um zu zeigen, wie oft wir unsere lieben und treuen Hausthiere unsere Unvernunft, Rohheit und Pflichtversäumniß entgelten lassen, ja uns roher und unvernünftiger benehmen als die Thiere, dann aber auch in das Innere des Thierlebens einzudringen, zu erinnern an Schillers Alpenjäger, an die Gemse, die mit des Jammers stummen Blicken zu dem harten Manne fleht, aber auch an Gott, der das gequälte Thier mit seinen Händen schützt und uns straft für jede Härte und Versündigung gegen dasselbe. So würde ich thun.

Doch nun zur Hauptsache, zu der Gestalt von Bileam selbst. Auch hier wie bei Jona können wir uns des Gedankens nicht enthalten, daß wir nicht Geschichte, sondern ein Gedicht vor uns haben. Mag auch der Erzählung vielleicht eine geschichtliche Erinnerung zu Grunde liegen, so läßt sich diese doch ganz gewiß aus dem, was eines Dichters Geist aus Bileam gemacht hat, nicht mehr herausschälen. So viel ist ja ganz klar: in der Gestalt, wie uns die Kunde von Bileam vorliegt, ward sie nicht von den Moabitern den Israeliten überliefert, sondern diese Gestalt kann nur ein Israelite ihr gegeben haben: Bileam wird ja gar nicht als Heide geschildert; auch seine glückverheißenden Segnungen über Israel enthalten nicht das, was ein Fremder, sondern nur, was ein Israelite selbst Israel wünschen konnte. Ueberhaupt ist das Ganze ein Gedicht zur Verherrlichung Israels, und sein Zweck ist, darzuthun, wie Gott auch anfängliche Hindernisse, welche sowohl in den Herzen der Menschen wie in den äußern Verhältnissen Israel entgegenstanden, zum Besten des Volkes ausschlagen ließ, das Böse in Gutes, das Ungünstige in Vor-

theile, den Fluch in Segen verwandelte, oder wie ein biblisches Sprichwort so kurz und schlagend sagt: wem Gott wohl will, mit dem macht er auch seine Feinde zufrieden.

Meine Lieben! Nun ist mir wenigstens keine Schriftstelle bekannt, die diesem Gedanken einen schönern und farbenreichern Ausdruck verliehen hätte, als das Lied von Bileam. Zuerst der Kampf in seiner Seele zwischen Lust und Pflicht, sodann dieser Mann oben auf dem Hügel, Israel zu seinen Füßen, der ihm fluchen will und statt dessen es segnen muß, das gibt ein Bild, das dem, der einmal seine Seele in dasselbe versenkt hat, unvergeßlich bleibt und bei gewissen Gelegenheiten im eigenen Leben in alter Frische wieder vor ihm emporsteigt. Dem Dichter Bileams ist es eben gegangen, wie jedem ächten Dichter: er hat mehr gesagt, als er sagen wollte, in seinen Worten liegt mehr und Tieferes, als er in diese hineinzulegen sich bewußt war. Er wollte bloß Israel verherrlichen und hatte keine Ahnung davon, wie die Geschichte Israels und die Geschichte Bileams sich fort und fort wiederholt.

Mein Zuhörer! Stelle dich zuerst auf die Seite Israels, sodann auf die Seite Bileams; auf beiden Seiten wirst du sehr oft vor Gott gestellt. Nimm deine kleine Haushaltung, nimm deine Gemeinde, nimm das ganze Vaterland, gar nirgends bleibt Alles völlig beim Alten, Altes geht, Neues kommt immerfort, das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten, doch neues Leben blüht aus den Ruinen. Dabei ist jedoch ein Zwiefaches möglich: entweder gehörst du selbst zu den Bringern dieses Neuen, du bist Israel, oder zu Denen, denen das Neue gebracht wird, die dieses Neue aufrüttelt aus bisheriger Gewohnheit, die dieses Neue vielleicht sogar in ihrem bisherigen Besitzstand schädigt, du bist Bileam oder Balak.

Bist du nun ein Bringer des Neuen, so geht es dir wie Israel: du findest grimmigen, anhaltenden Widerstand; hast du ein Hinderniß überwunden, so wirft sich schon ein zweites dir entgegen: du glaubtest dich schon am Ziel und

siehst dich plötzlich von demselben weiter ab verschlagen, als je zuvor — du hast die Amoriter besiegt und dünkest dich schon im Geist in Kanaan drin, da wachsen zwischen dir und des Landes Grenze die Moabiter wie aus dem Boden hervor. Was hast du da zu thun? einfach zu warten und genau, aufrichtig zu prüfen, ob das, was du bringst, wirklich etwas Gutes, Nothwendiges, Gottgewolltes sei, ein Wille Gottes und nicht dein bloßer Eigenwille, deine bloße Zwängerei. Bist du aber einmal fest darin, daß deine Sache wahrhaft Gottes Sache, dann laß durch keinen Widerstand dich müde machen und entmuthigen; im Gegentheil, danke Gott für allen Widerstand, denn nur durch starke Gegnerschaft wirst du behutsam, ernst und geduldig, erst im heißen Kampfe läutert sich deine Sache und dein Gemüth. Verzage nie, denn so gewiß deine Sache gut ist und du sie nicht selbst durch Heftigkeit und rohe Gewalt verdirbst, wirst du am Ende siegreich mit ihr durchdringen. Sieh' dir nur deine Gegner an. Die lautersten und aufrichtigsten unter ihnen, und eben deshalb dir die gefährlichsten, lösen zuerst von ihrer Schaar sich ab und kommen zu dir herüber. Sie wollten einst fluchen, aber Gott heißt sie segnen, und nun schämen sie sich nicht, offen zu bekennen, daß sie geirrt, Vorurtheile gehegt, nun aber Meinung geändert haben und einer bessern Ueberzeugung geworden sind. Die Wahrheit bricht sich immer Bahn, erst in den Herzen, dann in den Verhältnissen, erst bei Bileam, dann auch über Balak hinweg. In deiner Haushaltung, in deiner Gemeinde, im Vaterland gibt es gar nichts, das dir und Allen heute als etwas Gutes, Heilsames und Wohlthätiges, ja geradezu Unentbehrliches erscheint, dem nicht, als es zuerst sich kündete, geflucht worden wäre, darin nicht die Allermeisten ein großes Unglück, eine bloße Zerstörung erblickt hätten.

Aber noch viel schwieriger ist deine Stellung, wenn du dich auf der andern Seite befindest und nicht zu den Bringern, sondern zu den Empfängern des Neuen gehörst. Du bist

vielleicht im Alten alt geworden, du hast Tüchtiges geleistet, du hast das Bewußtsein, daß im Alten viel Gutes sei, und Angst, auch dieses Gute werde nun umgestürzt, verdorben. Dazu sind die Menschen, die mit dem Neuen herankommen und immer wieder mit etwas Neuem, vielleicht an Erfahrung viel ärmer und auch sonst weniger brav als du. Auch macht in dir die Macht der Gewohnheit sich geltend, mit jedem Jahre mehr. Es ist gar nicht zu sagen, wie tief das Schwert nicht selten durch die Seelen gerade der edelsten Menschen dringt, wenn in ihrem Hause neue Bräuche aufkommen, über ihre Gemeinde neue Gesetze und Ordnungen regnen, im Vaterlande eine neue Zeit, die sie nicht verstehen können, sich Bahn bricht. Da ist es denn, wo Bileam vor ihnen aufsteigen und sie lehren sollte, das Neue nicht bloß mit dem Alten zu vergleichen, mit seinem Maßstab zu messen, nicht bloß nach dem Nachtheil, den es ihrer Person zufügt, zu beurtheilen, sondern zu fragen, ob in diesem Neuen nicht vielleicht ein Wille Gottes enthalten sei, ein Wille Gottes sehr lästig, unbequem allerdings, aber ein Wille Gottes immerhin, und nicht zu fluchen da, wo er nicht flucht, zu segnen da, wo er segnet. Heilsame Wege Gottes da finden, wo unser Verstand, unser Vortheil bisher nur Verderben geschaut hatte, und mit Dingen uns versöhnen, gegen die wir sonst unbedingt eingenommen waren, das lernen wir von Bileam.

Meine Lieben! Wir spüren Alle wohl: die Aufregung, welche uns in letzter Zeit ergriffen hat, die Spannung, in der sie uns hält, gelten auch so etwas Neuem von großer Tragweite. * Mögen diejenigen, welche es bringen, nie vergessen, daß sie nicht bloß die Fortschrittlichen, sondern daß sie Streiter Gottes sind, diejenigen aber, welche es empfangen, bedenken, daß auch das von Gott kommen kann, was sündige und unvollkommene Menschen ihnen bringen.

* Diese Predigt wurde am Tage der Abstimmung über das neue Kirchengesetz gehalten.

Die Krankenheilungen Jesu

1874

Matth. 4, 24. Und Jesu Ruf breitete sich aus über ganz Syrien, und sie brachten alle Kranken zu ihm, die mit mancherlei Krankheiten und Uebeln behaftet waren, und Besessene und Mondsüchtige und Schlagflüssige, und er heilte sie.

Meine Zuhörer! Ich gelange mit meinen Bibelauslegungen heute zum neuen Testament und stoße hier gleich zu Anfang auf eine schwierige Stelle, welche von den Heilungen Jesu handelt, von seiner Heilkraft und den Wirkungen derselben auf die Menschen. Vielleicht geht es den Meisten unter euch, wie mir früher; ihr entbehrt ebenfalls der festen und klaren Ueberzeugung in betreff der Heilungen Jesu. Nur Eins wird gewöhnlich ziemlich allgemein als sicher und gewiß angenommen: daß, was uns da von Jesu erzählt wird, heutzutage nicht mehr geschieht. Nur werden hieraus verschieden lautende, ja entgegengesetzte Schlüsse gezogen. Da heißt es noch vielfach: drum seht, was Jesus für ein außerordentliches Wesen und seine Zeit für eine außerordentliche Zeit war, so ganz anders, so viel wunderbarer als Alles zuvor und seither! Dagegen aber wird von anderer Seite her immer lauter und stärker eingewendet: unsere heutige Welt ist doch auch Gottes Welt, von ihm belebt, von ihm regiert, wenn aber in dieser heutigen Welt keine solchen Dinge mehr geschehen, wie sie von Jesus und seiner Zeit berichtet werden, so ist höchst wahrscheinlich, was von dazumal erzählt wird, Alles nicht wahr. Da haben wir also den Widerspruch:

schwer zu glaubende Behauptungen einerseits, schwer zu lösende Zweifel anderseits.

Um aus diesem Widerspruch herauszukommen und für die Heilungen Jesu eine Erklärung zu finden, welche man zugleich begreifen und glauben konnte, wurde zuerst von Einzelnen bestritten, daß Jesus auf leiblich und geistig Kranke außergewöhnliche Wirkungen hervorgebracht habe. Bald, bei leiblichen Krankheiten, schilderte man ihn als überaus geschickten Arzt. Handelte es sich um Besessene, dann hieß es: von eigentlichen Teufeln bewohnte Menschen gibt es ja nicht, daran hat auch Jesus nicht geglaubt, sondern bloß dem Aberglauben seines Volkes und dem Wahn jener sogenannten Besessenen sich anbequemt, ist darauf eingegangen und hat dann durch irgend eine List oder einen Handgriff den Glauben erweckt, daß nun die bösen Geister gewichen seien. Halfen diese beiden Erklärungsweisen nicht durch, so griff man noch zu einer dritten: was das Evangelium erzähle, sei wohl wahr, aber nicht alle Wahrheit; gewisse Züge und Bindeglieder seien dem Berichterstatter entgangen, und nur deshalb erscheine ein ganz gewöhnlicher Vorgang als übernatürlich; was dann der Berichterstatter angeblich nicht bemerkt hatte, suchte der Erklärer des neunzehnten Jahrhunderts zu ergänzen und dichtete irgend etwas hinzu. Allmälig aber wurde diese Art und Weise, das Evangelium, besonders die Heilungen Jesu, möglichst natürlich und platt zu erklären, einfach lächerlich, und, was noch weit schlimmer, sie gab uns von Jesu kein reines und hohes Bild, sondern verdunkelte dasselbe, er sank nach derselben herab zu einem bloßen Menschendoktor, wo nicht gar zu einem Wunderdoktor.

Deshalb sucht unsere Zeit jetzt einen neuen Weg, um die Heilungen Jesu zu begreifen. Zwar auch unsere Zeit geht von der Voraussetzung aus, daß nach ihrem äußern naturgesetzlichen Verlaufe die Welt in den Tagen Jesu keine andere gewesen sei als heute. Allein eben in dieser heutigen

Welt stößt sie auf gewisse Erscheinungen und Vorgänge, welche uns zu dem, was Jesus gethan hat, den Schlüssel in die Hand legen. Machen wir heute den

Versuch, die Heilungen Jesu zu deuten.

Wir werden finden, daß dieselben dadurch für uns und alle Zeiten einen ganz neuen Werth gewinnen.

I.

Meine Lieben! Vor Allem steht das fest, daß Jesus wirklich Heilungen vollbracht hat, welche dem Volke übernatürlich und wunderbar erschienen. Wäre das Alles bloß erdichtet, warum würde dann das Evangelium nur von Jesus solche Heilungen berichten und nicht eben so gut auch von Johannes dem Täufer? Weiter ist gewiß, daß zu Anfang von Jesu Wirksamkeit diese Kunde von seinen Heilungen mit dazu beitrug, ihm den großen Zulauf zu verschaffen. Das Volk war damals völlig dasselbe, wie heutzutage: allezeit strömt es denen zu, von denen es hofft, daß sie ihm etwas von der schweren Last, die ihm aufliegt, von den tausend Gebrechen, an denen es leidet, abnehmen werden.

Anderseits bezeugt uns das Evangelium aber auch, daß Jesus zwar allerdings den Menschen half, dabei aber auf die äußerlich sichtbaren Erfolge seiner Hülfe sehr wenig gab, ja im Gegentheil Alles that, damit diese nicht rings herum bekannt würden und die Menschen nicht zu dem Glauben verführten, er sei ein Arzt und wolle einer sein. Man darf wohl sagen: es wurde Jesu recht eigentlich angst, sobald seine Heilungen großes Aufsehen erregten, angst davor, es möchten die Menschen in ihm nicht mehr das erblicken, was er gekommen war, ihnen zu sein, der Erlöser ihrer Seelen, und bloß noch das von ihm verlangen, was ihnen viel weniger nützen konnte, Wohlthaten für ihren Körper.

Dazu gesellt sich nun noch eine dritte merkwürdige Thatsache. Es heißt einmal von Nazareth: er that allda nicht viele Wunder, um ihres Unglaubens willen. Er heilte also gar nicht alle Kranke, die zu ihm gebracht wurden, er wollte es nicht und er konnte es nicht. Damit er auf ihren Körper einen heilsamen Einfluß auszuüben vermochte, war eine gewisse Stimmung und Empfänglichkeit ihrer Seele vonnöthen. Die Seele des Menschen mußte ihm nahen und sich von ihm wollen helfen lassen.

Verbindet diese drei vom Evangelium euch an die Hand gegebenen Züge mit einander, dann begreift ihr, wie Jesus leiblich und geistig Kranke gesund machte: er wirkte nie auf ihren Körper ein, die Heilung von diesem war immer nur etwas Nebensächliches und Nachträgliches, sondern auf ihre Seele wirkte er, und so weit nun der Körper jedes Menschen unter dem Einfluß seiner Seele steht, gewann er durch die Seele der Menschen hindurch Macht auch über ihren Körper. Nun aber thun die Beobachtungen, die Erfahrungen und die Wissenschaft unserer Tage unwiderleglich dar, daß der Einfluß der Seele und ihres Zustandes auf den Körper und sein Befinden viel größer ist, als man gewöhnlich meint.

Viele körperliche Leiden haben in der Seele geradezu ihren tiefsten Sitz, in deren Trauer oder Verzweiflung, in deren Unruhe oder Unversöhntheit, in deren bösem Gewissen und Sündennoth. Diese Krankheiten bilden das Kreuz der Aerzte: nach ihren Voraussetzungen müßte der Körper jetzt gesund sein, allein von der Seite der Seele her nagt ein Wurm, zu dem sie nicht hinabzudringen vermögen, am Lebensmark. An einem solchen Seelenleiden habe ich einen riesenstarken Mann dahinsterben sehen. Aber eben für solche Seelenleiden war Jesus der rechte Arzt. Er wußte den besten Trost, und die Gewißheit göttlicher Vergebung und Gnade senkte er in die Nacht der Seele. So machte er gesund von da aus.

Andere Menschen fühlen ihre körperlichen Leiden darum so sehr, so immerwährend, weil sie Zeit haben, denselben nachzuhängen und über dieselben nachzudenken. Der Körper ist ihr Herr und Meister, die Seele liegt gebunden unter ihm. Auch solche hat Jesus gesund gemacht, indem er sie zu andern Menschen umschuf, dadurch, daß er ihrem Leben einen Inhalt, einen Zweck, eine Arbeit gab, das Gottesreich und seine Gerechtigkeit.

Wieder Andere leiden an Krankheiten, wie fallende Sucht oder Weh und Lähmung der Glieder, — Mondsüchtige und Schlagflüssige nennt sie unser Text. Diese Leute werden in einzelnen Fällen durch einen erschütternden, meist freudigen Eindruck auf die Seele auf einmal ihrer Krankheit los. Diesen mächtigen Eindruck brachte Jesus auf sie hervor, sein zündendes Wort, seine tiefe Liebe, seine himmlische Botschaft, kurz Alles an ihm, er selbst. Ihre Glieder regten sich zu neuer Kraft.

Bleiben noch die oft erwähnten Besessenen, unter denen wir uns in den meisten Fällen unsere Verrückten zu denken haben. Die furchtbare Zeit, welche Jesu Auftreten unmittelbar vorherging, diese Zeit voll wilder Hoffnungen und blutiger Enttäuschungen hatte manches Menschenbewußtsein in tiefe Geistesnacht hinabgestoßen, die unbarmherzige und verständnißlose Behandlung hielt sie darin zurück. Diesen nahte Jesus ohne Furcht, voll herzlichen Erbarmens, voll freundlicher Huld, er behandelte sie als Menschen; diese lange nicht mehr, vielleicht noch gar nie erfahrene Liebe schlug an ihr Herz und weckte ihr Zutrauen. Sodann gibt uns die Heilung des Besessenen von Gadara die Gewißheit, daß Jesus noch tiefer in diese umnachteten Geister hinabzudringen vermochte und ihr flackerndes Bewußtsein losrang aus den Banden, in denen es gefesselt lag; und wenn Jesu Heilkraft gerade bei den Besessenen ihre größten Triumphe feierte, also bei

den Geisteskranken, ist das nicht der beste Beweis, daß Jesus immer bei der Seele des Menschen anhob und erst von da aus auf seinen Körper wirkte?

II.

Meine Lieben! Wenn aber die Dinge sich wirklich so verhalten, wie ich euch dargelegt habe, so geht von den Heilungen Jesu eine Kraft aus, welche noch heute nicht erloschen ist, vielmehr in unverminderter Stärke auch auf uns zu wirken vermag. Was haben wir davon, wenn wir annehmen, durch Jesus seien zu seiner Zeit Wunderkräfte thätig gewesen, von denen heute nichts mehr zu spüren? Was gewinnen wir, wenn wir Alles, was wir nicht sofort begreifen, einfach wegwerfen und sagen, Jesus habe überhaupt keine Heilungen vollbracht? Wie gering ist auch die Freude, wenn wir einen geschickten Arzt aus ihm machen, etwa gar einen Magnetiseur, wie Viele wollen? Mit dem Allem ist das Evangelium todt und abgethan für uns.

Ganz anders dagegen, wenn wir Jesus eine mächtige Wirksamkeit auf die Seelen der Menschen zuschreiben und durch sie hindurch auch auf ihre Körper. Denn seine Macht über die Seelen, die ist geblieben. Zur Stunde noch ist die Menschenseele, die ihren Heiland lebendig in sich trägt, von ganz anderem Gusse, als diejenige, welcher dieses höhere Leben fehlt. Hier ist der Körper Meister, dort nicht mehr. Ich gebe hiefür stets ein und dasselbe Beispiel: ich kannte einmal eine Person, welche an einem Rückenmarksleiden siechte und eben aus einer Gebetsheilanstalt nicht ganz geheilt entlassen worden war. Allein vor diesem Aufenthalt war sie zu keiner Arbeit fähig gewesen und hatte ihr ganzes Vermögen verdoktert, nachher ging sie bereitwillig in einen Dienst. Woher diese Aenderung? Auch von innen her. In jener Anstalt hatte die Gemeinschaft mit einer glaubensstarken alten Frau

ihr ein höheres Leben aufgethan und ihre Seele über den Körper übermächtig gemacht.

Ferner ist es das Gericht Gottes über alle diejenigen, welche sich selbst leben, daß ihr Körper mit seinen Leiden und Gebrechen eine immer größere Stelle in ihrem Leben, ihren Gesprächen, ihrem Sinnen und Denken einnimmt; manchmal scheint es, als habe diese Seele auf Erden nur noch den Zweck, den immer empfindlicheren Leib zu pflegen. Wie ganz anders, wer nicht zunächst sich selber lebt, sondern einer hohen und heiligen Pflicht, für Gott und die andern Menschen, mit einem Worte der, in welchem Christus und sein Sinn Gestalt gewonnen hat! Der fühlt seinen Körper viel weniger, weil Anderes seine Seele füllt, das Leiden ist da, aber er ergibt sich nicht, in ihm lebt eine mächtige Kraft des Widerstandes.

Immer noch weiter: Beobachtet euch selbst in euern körperlichen Leiden und Krankheiten, so werdet ihr immer finden, daß deren schärfster Stachel aus der Seele herstammt und liegt entweder in eurer Ungeduld oder eurem menschlichen Sorgen, in eurem Unmuth oder Mangel an Ergebung, in eurer Todesangst oder eurer Furcht vor der Rechenschaft. Wenn aber eure Seele wahrhaft durch Christus ihren Frieden mit Gott gewonnen hat, wie ganz anders dann, wie manche irdische und himmlische Last ist damit von ihr hinweggenommen, wie viel ruhiger, gefaßter und vertrauensvoller erträgt sie, was ihr von Gott beschieden ist.

Endlich noch ein Letztes. Alles körperliche Leiden ist für uns etwas ganz anderes, je nachdem wir dafür halten, es müsse sein, oder aber, es sollte eigentlich nicht sein, es gehöre zum Leben oder aber nicht. Kommt es uns unerwartet, dann tragen wir daran viel schwerer. Sind wir dagegen Christen, dann ist der Weg Jesu Christi auch der unsrige; und ist's ein Leidensweg, so verwundert uns das nicht, der seinige führte so tief unten durch, und wir sollten uns beklagen?

Meine lieben Zuhörer! Diese grundsätzliche Lösung der Frage nach dem Thatbestand der Krankenheilungen Jesu, die ich euch da gegeben habe, ist durchaus diejenige der heutigen Wissenschaft, die man so gern eine ungläubige schilt. Ihr möget nun selber prüfen, ob sie euch nicht Christus größer erscheinen läßt und ihn euch näher bringt als jede andere.

Das Meerwandeln Jesu

1874

Matth. 14, 22—33. Und alsbald nöthigte Jesus seine Jünger in das Schiff zu steigen und vor ihm hinüber zu fahren, bis er das Volk entlassen hätte. Und als er das Volk entlassen, stieg er auf den Berg, um abseits zu beten; und als es Abend geworden, war er allein daselbst. Das Schiff aber war schon mitten auf dem Meer und litt Noth von den Wellen, denn der Wind war entgegen. Um die vierte Nachtwache nun ging Jesus zu ihnen, auf dem Meere wandelnd. Und da ihn die Jünger auf dem Meere wandeln sahen, erschracken sie und sagten: Es ist ein Gespenst! und schrieen vor Furcht. Jesus aber redete alsbald mit ihnen und sprach: Seid getrost! Ich bin es, fürchtet euch nicht! Da antwortete ihm Petrus und sprach: Herr, bist du es, so heiß' mich zu dir kommen über das Wasser hin. Und er sprach: Komm'! Und Petrus stieg aus dem Schiff und wandelte über das Wasser hin, um zu Jesu zu kommen. Als er aber den starken Wind sah, fürchtete er sich, und da er anfing zu sinken, schrie er und sprach: Herr, hilf mir! Und alsbald streckte Jesus die Hand aus, ergriff ihn und sprach zu ihm: du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Und als sie in das Schiff gestiegen waren, legte sich der Wind. Da kamen, die im Schiffe waren, fielen vor ihm nieder und sprachen: Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn.

Meine Lieben! Unser heutiger Text liegt euch nahe. Schon zu zweien Malen, während ich über den See fuhr, klang das Gespräch meiner Begleiter an diese Erzählung an — fragend, zweifelnd, spottend. Allein dabei drehte sich Alles bloß darum, ob wirklich Jesus einmal ohne unterzusinken auf dem See Genezareth gewandelt habe; das behaupteten die Einen und läugneten die Andern, und beide dünkten sich groß, jene mit ihrem Glauben, diese mit ihrem Unglauben. Still=

schweigend hörte ich zu, doch immer mußte ich denken: mein Gott, ist's denn möglich, daß biblische Erzählungen in dieser Weise mißverstanden werden können? und zwar mißverstanden auf beiden Seiten, indem man Alles darauf abstellt, ob Christus auf dem Wasser habe gehen können oder nicht. Wie dachten sich diese Leute doch den Herrn Jesus und mit welchen Augen schauten sie in die Bibel, wenn sie überhaupt hineinschauten! Aber wenn ich auch unwillig ward, so kehrte sich doch mein Unwille abermals nicht gegen diese Leute, sondern gegen uns Pfarrer, die wir unserm Volk die Bibel auslegen, ihren Sinn aufschließen sollten, doch statt dessen ein Buch mit sieben Siegeln daraus machen.

Drum, meine lieben Zuhörer, möchte ich euch zeigen, wie ich unsere heutige Texterzählung deute und was ich mir denke, wenn ich rede

von Jesu Gang über die tiefen Wasser und die hohen Wellen.

I.

Meine Zuhörer! Was sucht ihr in den vier Evangelien, mit denen das neue Testament beginnt? Ihr antwortet: nun ja, doch gewiß die Lebensgeschichte Jesu; und ihr nehmt an, wenn man die einzelnen und die verschiedenen Angaben jener vier Schriften ordentlich zusammensetzte und in einander fügte, so ließe sich über Jesus von Schicksalen und Ereignissen genug auftreiben, um daraus von ihm, so gut wie von manchem längst verstorbenen Menschen, die Lebensgeschichte herzustellen. Nun müßt ihr aber wissen, daß man dies viele, viele Jahre lang mit eisernem Fleiße versucht hat, ohne daß es ein einziges Mal völlig befriedigend gelungen wäre. Erst sehr allmälig begann man einzusehen, daß sämmtliche vier Evangelien uns zunächst gar keine Beschreibungen seines äußern Lebensganges, sondern Schilderungen seiner Persön-

lichkeit geben wollen und den Eindruck wiederspiegeln, den Jesu Erscheinung und inneres Wesen auf seine Schüler machten. Die Evangelien geben uns so weit mehr, als wir in ihnen zu suchen pflegen: nicht bloß Jesu äußere Schicksale, sondern ihn selbst, seinen Herzschlag. Allerdings enthalten die Evangelien vielfach Geschichte und eine Menge geschichtlicher Worte Jesu, aber sie enthalten noch viel mehr, nämlich Darstellungen seines Charakters und seiner Gesinnung in lebensvollen Bildern. Sie reden nicht in nüchternen Worten, wie wir thäten, sie sagen z. B. nicht: Jesus hatte viele innere Kämpfe zu bestehen, diese und jene Versuchungen zu überwinden, sondern zeigen ihn uns in der Wüste vom Teufel versucht.

Grad so ein Bild von der Eigenart Jesu haben wir heute vor uns, ja fast läßt sich Schritt für Schritt nachweisen, wie es immer deutlicher, farbenvoller und reicher an Zügen dem Gemüth der ersten christlichen Zeit aufgegangen ist. So leutselig Jesus auch mit seinen Jüngern umging, so sehr er sie als seine Brüder hielt und behandelte, das Gefühl hatten sie doch stets: er ist ein Anderer als wir, ein Geheimnißvoller, ein Uebermächtiger. Was sie aber an ihm am wenigsten begreifen konnten, das war seine Furchtlosigkeit, seine gewaltige Kühnheit. In einer sehr schweren Stunde hat der greise Krieger Frundsberg einmal zu Luther gesagt: Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen Gang, wie ich und mancher Feldoberst in der heißesten Schlacht ihn nicht gegangen sind — und doch, wie verhältnißmäßig sicher war Luthers Gang vor den Kaiser im Vergleich zu dem Gang, den Jesus dahinschritt, von Kapernaum hinauf nach Jerusalem, diesem Gang, von Gefahr und Tod rings umgeben. Und doch schritt Jesus diesen Gang dahin unverzagt und ruhig; etwas schien rein unmöglich, er wagte es, er schien die Gefahr gar nicht zu sehen, er schlief mitten im Sturm, als könne ihm nichts geschehen, als sei er fest.

Und wenn sie nun, nachdem Jesus vollendet hatte, auf sein Leben zurückschauten, dann kam ihnen das Alles, was sie doch selbst mit erlebt hatten, vor wie ein Traum. Das war ein Heldengang gewesen. Sie hatten ihn alle umringt und ihn gebeten: ziehe nicht hinauf nach Jerusalem, du weißt es ja, es ist dein Tod; aber er hatte sich losgemacht und voran, voran war er gegangen. Seine Feinde vermochten nichts über ihn; auch da sie seinen Leib gefangen genommen, hatten sie dennoch keine Gewalt über seine Seele. Einen Weg war er gegangen, den bisher noch keines Menschen Fuß betreten hatte, aus tiefster Schmach und Qual hinauf zu Gott. Drum stand er fortan vor seiner Jünger Seele als Einer, über den die Mächte der Erde, über den die Elemente keine Gewalt hatten, und wenn sie das so ausdrückten: auch über die empörten Wasserfluthen wandelt er daher, so sagten sie damit nicht zu viel, sondern zu wenig.

Noch deutlicher aber ward ihnen dieses Bild von Jesus, wenn sie dabei an sich selber dachten, an ihr Zusammenleben mit ihm, wenn sie sich selbst mit ihrem Meister verglichen. Wie weit waren sie doch stets hinter ihm zurückgeblieben! Wie sehr war er doch allezeit ihr Halt, ihre Kraft und ihr Muth gewesen! Ohne ihn zagten sie; er in ihrer Mitte, an ihrer Spitze, und die Angst war von ihnen genommen! Wie kläglich endete es, wenn Einer von ihnen es ihm gleichthun wollte; so als Petrus gesprochen: ich bin bereit, mit dir in Gefängniß und Tod zu gehen, wie bald hatte ihn da nach einem ersten Aufbrausen Furcht umfangen, so daß er an gar nichts mehr denken konnte, als an die ihn umgebende Gefahr, wie rasch hatte er Jesus verläugnet, und wie konnte einzig Jesu vergebende Liebe ihn wieder emporheben!

Und nun verwoben sich in dieses Bild vom meerwandelnden Christus immer neue Züge, entnommen den Erfahrungen, die seine Jünger nach seinem Tode von ihm und seiner lebendigen Gegenwart machten. Noch immer trieb ja ihr Schifflein

auf wildem Meer, einen neuen Weg sollten sie bahnen durch dunkle Nacht, durch Gefahren rings; so manches Unternehmen trat an sie heran, das sie erschreckte, so manches Wagniß, vor dessen Tollkühnheit sie erbebten wie vor einem Gespenst. Da haben sie aber oftmals mitten im Sturm ihres Meisters Stimme vernommen: seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht! Das ist mein Wille, das müßt ihr thun und könnet es auch, denn ich bin bei euch und helfe euch. Und dann legte sich die wogende Angst in den Seelen, und kam neuer Muth.

Doch ein Tag brach für sie an, wo sie dennoch an ihm fast irre wurden: das Evangelium wandelte über das Meer zu den Heiden. Da draußen wurden immer neue Schaaren zu der Gemeinde Gottes hinzugethan, während der Jünger Arbeit am eigenen Volke immer unfruchtbarer und erfolgloser wurde. Daß das Heil von Israel dem Gottesvolke hinweggenommen und den Heiden gegeben ward, das ging wie ein Schwert durch der Jünger Seele und lastete auf ihrem Gemüthe jahrelang wie ein dunkles Verhängniß, aus dem sie keinen Willen Gottes herauszufinden vermochten. Aber auch hier vernahmen sie jenes Wort: seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht! Sie lernten einsehen, daß das Evangelium ihres Herrn nicht das Vorrecht des Gottesvolkes bleiben durfte, sondern zur Religion der ganzen Menschheit bestimmt war. Und auch hier war es wieder der feurige, aber innerlich nicht feste Petrus, welcher es allen übrigen Jüngern zuvorthun wollte. Er eilte nach Antiochien hinab, brach das Gesetz seines Volkes und verkehrte mit den dortigen Heidenchristen so unbefangen und rückhaltlos wie mit Genossen seines eigenen Volkes. Allein er hatte sich zu viel zugetraut, er hatte nicht es hinauszuführen. Mitten in seinem Unternehmen überfiel ihn Angst und Schrecken, die Furcht vor Abgesandten aus Jerusalem. Sein Glaube wankte, der Muth entsank. Abermal mußte der über die Wogen Wan=

delnde zu seinem kleingläubigen Jünger sich herniederneigen und ihn emporheben zu neuem Wandeln an seiner Hand.

So liegt in diesem Bilde von dem über das Meer wandelnden Christus eine ganze reiche Geschichte, und so oft unser Text uns vor Augen kommt, ist's nicht die darin enthaltene einzelne Erzählung, welche uns beschäftigt, sondern hinter ihr steigt Jesus selbst empor, seine Furchtlosigkeit, sein Heldengang, seine Jünger, welche sinkend seine treue Hand ergreifen, seine Kirche, welche durch nächtiges Dunkel, durch Sturm und Wellen ihren Weg zu ihm hin sucht. O in dieser kurzen Erzählung liegt so viel, unendlich mehr und Geistigeres, als die ihr ansehen, welche sie auf ein einzelnes, buchstäblich aufgefaßtes Ereigniß beziehen.

II.

Meine lieben Zuhörer! Viel leichter findet sich nun auch ihre Anwendung auf die heutige Zeit und den einzelnen Menschen. Ob ihr auch euer Leben in einfachen und stillen Verhältnissen hinbringt, eine Ahnung von dem über die Wogen wandelnden Christus bekommt ihr doch. Ganz sicher habt ihr gar nichts auf Erden, Alles ist von Gefahren für Leib und Seele umringt, kein Weg führt überwärts, unter dem nicht pochte die Hölle unterwärts. Und erst, wenn ihr das Ziel eures Lebens euch noch höher steckt, wenn euch darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu leisten und selbst etwas Rechtes zu werden, an Andern und euch selbst einen Willen Gottes zu vollziehen, dann mehrt sich die Unsicherheit und das Wagniß, dann wachsen die Schwierigkeiten und Gefahren, Freunde werden zu Feinden, tief unten durch führt der Weg, es lastet die Verantwortung, Dinge werden von uns gefordert, welche zu vollbringen uns unmöglich erscheint. Da ist es denn gewöhnlich das erste Mal, wo der über das Meer wandelnde Christus so recht lebendig vor unsrer Seele aufsteigt,

und wir zu fassen beginnen, mit welcher Kühnheit und Furchtlosigkeit, wie gefaßt und fest in Gott Christus seinen Weg bis zum Ende schritt, diesen unsichern und gefahrvollen Weg über Abgründe hin. Hier ist mehr als Ergebung und Geduld, hier ist Muth, Glauben, Tapferkeit, Heldenthum.

Immer auch ist der erste Eindruck, den diese Furchtlosigkeit Christi auf uns macht, ein erhebender, stärkender. Herr, bist du es, so heiß' mich zu dir kommen auf dem Wasser, rufen wir. Meine Lieben! Ich will nicht von unserm Admissionstag reden, da wir mit so frischem, fröhlichem Muth in die Schaar der Christen uns einreihten und unser Leben der Nachfolge Christi weihten. Nein, gar Viele wußten an jenem Tage noch nicht, was sie thaten und wie viel sie versprachen. Aber auch seither noch, da ist gewiß kein rechter Mensch in dieser Versammlung, der nicht schon neue und schwere Pflichten willig und freudig angetreten, der nicht schon zu Gott gesprochen hätte: Herr, lege mir Schweres auf, erprobe meine Treue, laß mich Thaten thun! Und mehr noch, auf unserm Weg, auf unserm Thun lag ein Segen. So lange wir einzig und allein unser Ziel, unsere Pflicht, den Willen Gottes im Auge behielten, uns selbst und Alles um uns her vergaßen, gläubig, kühn voranschritten und keiner Sache achteten, gelang uns, was wir unternahmen.

Allein auf diese großen und schönen Tage folgten immer auch andere. Als aber Petrus den starken Wind sah, fürchtete er sich. Ja wenn wir nur das könnten: nie weder rechts noch links, sondern immer nur grad vor uns hinschauen, unserm Meister zu Ehren Alles wagen, kein Kreuz mehr achten, weder Schmach noch Plagen, nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen nehmen zu Herzen! Allein so sind wir eben nicht, so thun wir eben nicht. Wir werden müde, wir blicken in Gefahren hinein, Sorge um uns selbst ergreift uns, der Muth ist erloschen, unser Gelübde vergessen. Wir mögen nicht mehr, wir werden schlecht.

Meine Lieben! Wer darf sagen, er sei durch solche dunkle Stunden nicht schon hindurchgegangen? Ja wohl dir, wenn du hindurch bist und nicht noch mitten drin stehst. Wohl dir, weil du alsdann um die größte und schönste Erfahrung reicher bist, um die Erfahrung, daß es auch aus der tiefsten innern Noth und Schwäche immer noch einen Aufblick gibt zu Christus und von ihm hinauf zu Gott, daß die kleine, zagende Menschenhand von ganz unten herauf doch noch die Hand Gottes von oben her zu fassen vermag. Klein ist alsdann dein Verlust, doch groß wird dein Gewinn. Was du verlierst, ist dein bischen Selbstvertrauen und voreilige Siegesgewißheit; was du gewinnst, das ist Gottes helfende Kraft. Du verlierst dich selbst, du gewinnst Gott, deinen Halt in ihm und die Ruhe dessen, der sich ganz auf ihn geworfen und in seine Hand gegeben hat.

Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Zweifle nur, aber an dir selbst, nicht an Gott. An ihn kannst du nie zu viel, sondern nie genug glauben, und je mehr du von ihm verlangst, desto mehr wird er dir sein.

Feuersbrunst und Gebet

(Nach einer Feuersbrunst)

1874

2. Mos. 17, 8—13. Da kam Amalek und stritt mit Israel in Raphidim. Und Mose sprach zu Josua: Erwähle uns Männer und ziehe aus, streite mit Amalek; morgen will ich auf der Spitze des Hügels stehen, den Stab Gottes in meiner Hand. Und Josua that, wie Mose ihm sagte, daß er mit Amalek stritt. Und so lange Mose seine Hände aufhob, hatte Israel die Oberhand; wenn er aber seine Hände sinken ließ, hatte Amalek die Oberhand. Aber die Hände Moses wurden schwer, darum nahmen sie einen Stein und legten denselben unter ihn, daß er sich darauf setzte, Aaron aber und Hur unterstützten ihm seine Hände, auf jeder Seite Einer. Also blieben seine Hände fest, bis die Sonne unterging. Und Josua besiegte den Amalek und sein Volk durch die Schärfe des Schwertes.

Meine Lieben! Ich wende mich heute dem Gegenstande zu, der euch in diesen letzten Tagen erst lebhaft erregt, dann vollauf beschäftigt hat und auch heute noch erfüllt, der Feuersbrunst vom vergangenen Sonntag Abend. Mit euch beklage ich, daß über einzelne unserer Mitbürger ein so schwerer Schlag hereingebrochen ist; Schrecken ging vor ihm her, und Leiden folgen. Wie euch, so freut auch mich mitten im Unglück wenigstens das, daß es an treuer Hülfeleistung von nah und fern nicht fehlte, und daß, auch als die eigentliche Gefahr vorüber war, das Gefühl in den Gemeindegenossen, daß sie nur eine große Familie bilden, lebendig blieb und sich in Thaten kündete.

Ich will aber heute von dem Ereigniß nicht im All=

gemeinen sprechen, sondern von etwas Besonderem, das mit demselben in einem viel innigern Zusammenhange steht, als im ersten Augenblicke scheinen möchte. Nämlich während es noch brannte, ward ein hingeworfenes, an sich durchaus nicht bös gemeintes Wort laut, das ich heute wieder aufhebe. Es wurde gesagt, wenn es einmal brenne, helfe alles Beten nichts mehr; anderes müsse herzu, Arbeit, Arbeit. Ich antwortete damals schon, ich verspare meine Meinung in dieser Sache zu äußern auf eine gelegenere Zeit, und diese gelegenere Zeit halte ich jetzt für gekommen. Natürlich fällt mir gar nicht von ferne ein, über jenes gefallene Wort hier, wo mir Niemand widersprechen kann, herzufallen und es zu zerzausen. Im Gegentheil, ich lasse es gelten, ja ich füge hinzu: so muß jeder sprechen, welchem das Gebet nichts Anderes, nicht mehr ist, als das, wofür die Meisten in unserm Volke es zu dieser Stunde noch halten und ansehn. Ja gewiß, will Einer mit seinem Gebet das Feuer beschwören, Gott zwingen, daß er ihm Einhalt thue, es auslösche, dann hilft dieses Gebet nichts und ist die Arbeit unten am See, in der Strecke, an der Spritze, auf der Leiter unendlich viel nützlicher. Ganz gewiß, plärrt Einer, wenn er betet, nur fromme Worte und legt dazu die Hände in den Schooß, dann wäre ihm besser, er arbeitete und betete gar nicht.

Allein was die heilige Schrift beten nennt, ist etwas weit Anderes, viel Höheres. Gebet ist jeder Gedanke an Gott, vor der Arbeit, nach der Arbeit, vor Allem mitten in der Arbeit, Gebet ist das Beziehen aller Dinge, aller Ereignisse wie der eigenen Thaten auf Gott, Gebet das Gefühl seiner Nähe in eigener Rathlosigkeit, seiner Macht in eigener Schwäche, seiner ausharrenden Treue in eigener Erschöpfung. Durchgeht unsern heutigen Text. Wohl schafft, wirkt, kämpft Mose, doch die Seele von all' seiner Arbeit ist das Gebet. Wohl ist Josua ein tapferer und siegreicher Feldherr, aber Mose ist und bleibt dennoch viel größer als er, denn das Werk, das

Josua vollführt mit des Schwertes Gewalt, das knüpft Mose an Gott mit seinem stillen Gebet, auf daß darin Alles sei von Gott, durch Gott, zu Gott, und deshalb auch Gottes Segen darauf ruhe. Und in den Augenblicken, wo auch Mose selbst müde und schwach werden und in den Sorgen dieser Welt fast untersinken will, da stützen ihn Einzelne aus dem Volke und thun ihm, was er ihnen so oft that: sie richten seinen Sinn wieder auf zum Himmel.

Dies wende ich an auf unsere Lage und zeige:

was das Beten hilft vor, während und nach einer Feuersbrunst.

I.

Vor einer Feuersbrunst. Ihr Hausväter und Hausmütter, euer Haus ist vielleicht gar nicht eins von den am schlechtesten und sorglosesten gebauten, aber es hat einen Anbau, der weniger gut geschützt ist, oder hölzerne Treppen oder viele leicht brennbare Stoffe oben oder es liegt von feuersgefährlichen Häusern umgeben. Dazu gibt es ja in der Natur, in der Leichtfertigkeit oder dem Uebelwollen anderer Menschen so viele von eurem Willen unabhängige Ursachen, welche bewirken, daß die Feuerflamme in dunkler Nacht in die Häuser fährt, wenn Niemand wacht. Da weiß ich denn ganz bestimmt, es gibt unter euch welche, die von der Angst vor Feuersgefahr nicht bloß unmittelbar nach einem Brande, sondern fort und fort verfolgt werden, deren Blick des Abends sorgenvoll über die Bettchen der lieben Kindlein hinschweift, deren Haupt zuweilen aus tiefem Schlafe plötzlich auffährt und ängstlich, athemlos lauscht nach dem Feuerruf oder dem Geknister der Flamme. Ob nicht Beten da gut wäre? Ob nicht der Gedanke an einen Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, sondern Tag und Nacht über uns Wacht hält, beruhigend zu wirken vermöchte? O so ein Abendgebet, wo

Hausvater und Hausmutter sich und die Ihrigen, Haus, Stall und Hof in Gottes treue Hut befehlen, wahrhaftig, es ist das allerbeste Mittel zu einem ruhigen und stärkenden Schlaf. So ein Morgengebet, da man Gott dankt für seine treue Hut, es wärmt den innern Menschen stärker, dauernder, als Manches, das wir — oft zu unserm eignen großen Schaden — für nöthig halten.

Weiter, meine lieben Zuhörer! Wenn mehr an Gott gedacht, mehr gebetet würde mitten in der Arbeit, manche Feuersbrunst wäre nie entstanden, nie ausgebrochen; denn alsdann thäten wir unsere Arbeiten nicht so gedankenlos ab, nie so widerwillig und bloß halb, nie so unvorsichtig, sprechend: o das macht nichts, hat noch nie etwas gemacht. Vielmehr wäre uns Alles, was wir thun, auch das Geringfügigste, ein Dienst Gottes, heilig, ernst, wichtig. Und auch das wäre kein Schaden, wenn unsere Dienstboten beteten, wenn dem Knechte, der beim Futterrüsten die Pfeife hervorzieht und zu sich selbst sagt, der Meister sieht es nicht und riecht es nicht, plötzlich der Gedanke käme: aber ein Anderer sieht es, Gott siehet es, und er scheu seine Pfeife wieder einsteckte. Wenn wir doch unsern Dienstboten das Vertrauen schenken könnten, daß sie uns nicht bloß in die Augen dienen, sondern Gott vor Augen haben und ihm wohlgefallen möchten in stiller Treue und Gebet.

II.

Gleichwohl bricht Feuer aus, von Minute zu Minute wächst die Gefahr, die Glocken wimmern, es scheint eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis die erste Spritze herangerasselt kommt. Ist's nun vorbei mit dem Beten, dasselbe unnütz geworden? Nicht von ferne. Denn was verlangt ihr selbst von Einem, der mitten in der Verwirrung seine Pflicht treu erfüllen will? Drei Dinge: erstens Ruhe, kaltes Blut, Besonnenheit; zweitens

Muth; drittens feste Einordnung des Einzelnen unter die Andern und Gehorsam unter die ertheilten Befehle.

Mir aber scheint, nichts vermöge dem Menschenherzen furchtlose Ruhe so gut zu bewahren, als der Gedanke, daß das entfesselte Element nicht allmächtig sei, sondern hoch über ihm walte Der, welcher einst zur Meerfluth gesprochen: bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen, Der, dessen bloße Diener auch die Feuerflammen sind. Das Element in seiner Urgewalt ist losgebrochen — das schreckt mein Herz; aber auch dieses Element ist in Gottes Hand — das stärkt es wieder, macht es besonnen und gelassen. Dieses Schauen Gottes über dem Element aber ist ein Gebet.

Weiter will ich euch durchaus nicht abstreiten, daß es einen naturwüchsigen Muth gibt, der gleichsam angeboren ist, im Blute liegt. Unter euren jungen Leuten sind nicht wenige, welche letzten Sonntag der Gefahr nicht ausgewichen, sondern ihr getrotzt, ja sie recht eigentlich gesucht haben. Wir wollen ihnen dieses Lob um keinen Zoll verkürzen. Aber mehr wie ein Wagehals erinnert sich an Lebenslagen, wo durch seine Seele der Gedanke zuckte: du bist verloren, aber gleichzeitig aus dieser Seele ein Stoßgebet zu Gott empordrang: Herr hilf! Und mancher graubärtige Held hat sich nicht geschämt, einzugestehen, daß in einzelnen Augenblicken sein natürlicher Muth ihm entsunken sei, Angst durch sein Gebein gerieselt, sein Knie gebebt habe, und daß in diesen Augenblicken einzig das Bewußtsein ihn aufrecht hielt: du stehst auch hier in Gottes Hand, auch so von Gefahr umringt, kann dir doch nichts geschehen, als was sein Wille ist. Dieser Gedanke, ja auch ein Gebet, habe das Herz ihm wieder fest gemacht.

Und noch ein Zweites sei euch zugegeben: gewiß ist es immer ein erhabener Anblick, zuzuschauen, wie gegen des Elementes entfesselte Gewalt die Menschenkraft sich aufmacht, gesammelt, vereint; wie sie es nicht leiden will, daß das Element

Meister sei, es eindämmt, es niederzwingt und es in seine alten Fesseln schlägt. Unverkennbar aber trägt zu diesem Sieg der Menschenkraft das das Meiste bei, daß der Einzelne sich selbst vergessen kann und für eine Weile nur noch dem großen Ganzen lebt. Allein eben dieses ist ja der wahre Dienst Gottes. Der Hülfreiche fühlt sich durch das, was er geleistet, innerlich gehoben. Er hat eben gebetet mit der That, sein Leben war ein Gebet.

III.

Das Feuer vom letzten Sonntag ist gedämpft, die Gefahr vorbei. So ist doch jetzt wenigstens das Beten überflüssig geworden! Meint ihr? Ich glaube nicht. Im Gegentheil, sage ich und rufe gerade diejenigen zu Zeugen auf, welche in solchen Dingen die erfahrensten sind und sich ganz besonders hervorgethan haben. Sie werden frei bekennen, daß ganz besonders günstige Umstände ihnen zu Hülfe gekommen sind und zu dem glücklichen Erfolge mindestens eben so viel beitrugen, als sie selbst: die Tagesstunde, das Nachlassen des Windes, der Schnee, der Glücksfall, daß keine einzige der vielen tausend Flammen auf der andern Seite der Straße hinter den Häusern zündete. Daß wir das Gott verdanken, daß wir ihm dafür auch danken sollen, wer möchte das läugnen! Ja ihr habt es bereits gethan. In dem Augenblicke, als sichtbar ward, daß man mit ziemlicher Sicherheit hoffen dürfe, das Feuer lasse sich auf bloß ein Haus eindämmen, da entrang sich ein „Gottlob“ der Brust von manchem Menschen, dessen Lippen dieses Wort, dieses kurze innige Gebet, schon lange nicht mehr ausgesprochen haben.

Doch ich gehe noch weiter. Eine so deutlich sichtbare göttliche Bewahrung tritt nicht immer ein. Große Dörfer, wie Glarus, ganze Städte, wie Hamburg, Chicago, haben unendlich Schrecklicheres erlebt. Tagelang war da jede mensch-

liche Anstrengung rein umsonst. Was aber in jenen schwergeprüften Menschen alle Prüfung überlebte, war das Gebet, war der alte Glaube an den alten Gott. Zu Glarus werden sie nach Jahrzehnten noch gedenken an den ersten Gottesdienst auf der Brandstätte. So viel war dahin, unwiederbringlich verloren, so viel Liebes den Menschen vom Herzen gerissen, allein was kein Feuer zu zerstören vermocht hatte, das war ihre Hoffnung, ihr Gebet, Gott wolle ihnen helfen von vorn anfangen und ein neues, noch blühenderes Gemeinwesen gründen. Ist diese Hoffnung etwa zu Schanden, ist dieses Gebet nicht erhört worden? Geht nach Burgdorf und fragt selber nach: es gibt etwas, über was das Feuer keine Macht hat, das ist das Gebet, welches aus dem Tod neues Leben ruft, das Gebet zu Gott um neue Kraft, um die alte Liebe.

Meine Zuhörer! So lange Mose seine Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hände sinken ließ, siegte Amalek. Das ist für mich keine Fabel, sondern tiefste Wahrheit. Alle Menschenkraft hat ein Ende, Gottes Hülfe hat kein Ende. Drum freut euch der überstandenen Gefahr, aber noch mehr freuet euch dessen, daß in den Feuerflammen des letzten Sonntags Gott selbst euch erschienen ist als euer Hort, als eure Kraft, als der, welcher mitten im Unglück große gute Gaben euch darstreckt. Betet zu ihm, es ist nicht umsonst, nie umsonst, es liegt stets ein Segen drin.

Sünde unser einziges Unglück

(Bei Anlaß eines Selbstmordes)

1874

Psalm 32, 1—7. Selig ist der, dem die Uebertretung vergeben, die Sünde bedeckt ist. Selig ist der Mensch, dem der Herr die Missethat nicht anrechnet und in dessen Geist kein Betrug ist. Denn da ich es verschweigen wollte, verschmachteten meine Gebeine durch mein Stöhnen den ganzen Tag. Denn Tag und Nacht lag deine Hand schwer auf mir; mein Lebenssaft vertrocknete wie in der Sommerdürre. Da bekannte ich dir meine Sünde und verbarg meine Missethat nicht. Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen: da vergabest du mir die Schuld meiner Sünde. Darum sollen alle Frommen zu dir beten zu gelegener Zeit; gewiß, die Fluthen der großen Wasser werden sie nicht erreichen. Du bist mein Schirm: vor Drangsal wahrest du mich, mit Rettungsjubel umgibst du mich.

Meine lieben Zuhörer! Ein Ereigniß beschäftigte euch in der vergangenen Woche lebhaft und schaurig: das Verschwundensein und dann die Auffindung von einem unserer Brüder, der Hand an sich selbst gelegt und sich um's Leben gebracht hatte. Also ein Selbstmord! Schon wieder ein Selbstmord — füge ich hinzu. Noch sind ja keine vier Jahre verflossen, und bereits ist das der dritte Fall, wo in unserer Gemeinde ein Mensch bei gesunden Sinnen und mit klarem Entschluß diese That begeht. Drei Personen sind es, darunter sogar eine Frau. Die erste endete durch Pulver und Blei, die zweite durch Gift, die dritte durch den Strick, sterben wollten sie alle, an sich selbst, an ihrer Zukunft und an ihrer Rettung verzweifelten sie alle drei.

Nun wißt ihr bereits, meine Zuhörer, daß ich mir nicht anmaße, diese Unglücklichen zu richten, daß ich dieses Gericht völlig Gott anheim gebe und euch warne, Steine gegen sie aufzuheben, da ja wir selber auch Sünder sind, da ja keines von uns bereits überwunden hat und jedem von uns des Ausgangs schwere Stunde erst noch bevorsteht. Nein, nicht richten wollen wir und nicht verdammen — wohl aber lernen. Jedes Menschenleben, das abgeschlossen vor uns da liegt, ist eine Offenbarung, ein Leben mit solchem Abschluß noch ein ganz besonderer Fingerzeig, ein Zeichen Gottes. So nehme ich denn zu dieser Stunde diese drei Menschenleben, die da grauenvoll abgedeckt und mehr oder minder aufgeschlossen vor uns liegen, zusammen und sage: sie lehren mit tief eingegrabenen Buchstaben uns wieder einmal Eins, was wir so ungern glauben und so gern wieder vergessen:

daß die Sünde unser größtes, ja einziges Unglück ist.

I.

Meine Zuhörer! Es geschieht so oft und, sobald es uns übel geht, fast immer, daß wir an unserer Lage die Umstände und äußern Verhältnisse schuld geben. Wir gewöhnen uns immer mehr, von diesen zu sprechen als von einer ganz gewaltigen, sozusagen unwiderstehlichen Macht, deren bloßer Spielball der Einzelne sei, und für alle möglichen Verirrungen finden wir in der Menschen sogenannten unglücklichen Verhältnissen eine Entschuldigung. Meine Zuhörer! dieses Gerede von der sozusagen unwiderstehlichen Macht der äußern Verhältnisse ist eine einfache Lüge und noch dazu eine höchst verderbliche Lüge, denn sie entnervt den Menschen, sie macht ihn schwach, stumpf, gleichgültig und hinläßig im Gedanken: ich vermag doch nichts dawider, ich bin doch nicht schuld!

Blickt einmal auf jene drei Menschenleben zurück —

mußten sie wirklich so enden, wie sie geendet haben? Im Gegentheil, wenn ich auf Einzelheiten, die euch ja auch bekannt sind, eintreten wollte, könnte ich unschwer zeigen, wie da die Verhältnisse gar nicht so unglücklich lagen und ihnen, so viel an ihnen, eher eine ganz andere Zukunft zu verheißen schienen. Vielleicht entfuhr uns sogar einmal das Wort: wer hätte vor zwanzig Jahren geglaubt, daß dieser oder jener so enden würde! So viel wenigstens ist gewiß, daß für Unzählige die Verhältnisse viel ungünstiger lagen, und diese sich doch emporgearbeitet haben, ja daß ihnen gerade das Joch, das sie in ihrer Jugend tragen, die Schwierigkeiten, die sie überwinden mußten, ein Nutzen waren und für ihr späteres Leben in ganz besonderer Weise Kraft und Schwung einhauchten. Umgekehrt, wo es mit Einem niederwärts geht, immer bergab, da läßt sich immer auch eine Schuld desselben nachweisen, und wenn nun Unglück noch hinzutritt und ihn trifft, so ist auch dieses in vielen Fällen nicht unverschuldet. Durchgeht desgleichen im Geiste die Häuser dieses Dorfes: es leben da nicht wenige Familien, welche besser gestellt sind und von denen ihr vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung annehmet, die müssen glücklich sein. Bei genauerer Bekanntschaft nehmt ihr aber wahr, wie auch da ein Wurm nagt und das Glück des Hauses gefährdet, ja theilweise schon angefressen und untergraben hat — dieser Wurm aber ist nie bloß ein äußeres Verhältniß, sondern immer eine Sünde, die Schuld sei's eines einzelnen Familiengliedes, sei's aller.

Nehmt die Sache statt im Einzelnen und Kleinen einen Augenblick im Großen. Man spricht so gerne von einer guten alten Zeit — wo liegt diese denn? Wenn du die Geschichte kennst, so verfolgst du diese gute alte Zeit durch alle Jahrhunderte zurück und findest sie nirgends, denn durch alle Jahrhunderte zieht sich auch die Sünde und Schuld der Menschen und verdirbt immer und immer wieder, was Gott gut gemacht hat. Du blickst vorwärts und erwartest von den auf

allen Gebieten angestrebten und durchgeführten Verbesserungen ein immer höheres und einst ein vollkommenes Glück. Aber wenn du älter wirst, so betrübt dich keine Wahrnehmung so tief als diese, daß immer wieder sündige Menschen in diesen Tempel Gottes treten und durch ihre Leidenschaften und Laster, durch ihre Sünde in ihrer tausendfältigen Gestalt und deren Folgen seine Herrlichkeit wieder zerstören.

So liegt unser Unglück nicht in den äußern Verhältnissen, es liegt in der Sünde.

II.

Wenn der Mensch in reiferem Alter nicht mehr so selig, so unbedingt glücklich ist, wie in den Tagen seiner Jugend, wenigstens auf Augenblicke und Stunden, so ist's, weil eine längere Vergangenheit auf ihm liegt und er in diese nie hineinblicken kann, ohne sich über dieses oder jenes Vorwürfe zu machen und sich zu sagen: ich wollte, das wäre nicht oder das wäre anders. Aber es ist nun eben so und nicht anders, seine Vergangenheit hat ihn zu dem gemacht, was er nun ist, er hat nicht mehr so die freie Wahl von ehemals, sondern muß in viel engeren Bahnen gehen, seine Bürde auf dem Rücken. Jetzt erst erfährt er auch so recht deutlich, worauf man ihn immer aufmerksam gemacht hat, was er aber nie recht glauben wollte, somit in den Wind schlug: daß seine Sünde Folgen hat, schwere Folgen, daß alles Böse sich straft und rächt. Zu den Vorwürfen des Gewissens, zu der enger gewordenen Lebensbahn muß er diese Folgen nun noch hinzunehmen, sie tragen und schleppen, manche bis an sein Ende.

Das ist jedoch das Geringste. Ganz rein und lauter schlägt sich Keiner durch das Leben durch, Fehler setzen sich an seinem Wesen, vielleicht sogar an seinem Charakter an, Ecken, Absonderlichkeiten, Eigenheiten, Wunderlichkeiten, vielleicht sogar Laster machen einen Theil seines Selbst aus. Mit diesem

seinem eigenthümlichen Wesen zieht er sich viel Leid selber zu durch Mißtrauen, Leidenschaft, Gereiztheit und Verbitterung, Härte und Bosheit. Aber auch wo ein Unglück ihn ganz unverschuldet trifft, wäre der Schlag nicht halb so groß, wenn nicht sein unglückliches Wesen wäre; dieses erst macht das Unglück zu einer Qual, einem Elend: seine Unzufriedenheit und Ungeduld, sein Mangel an Ergebung, sein Zorn, sein Trotz.

Die Sünde ist aber zugleich auch ein Betrüger, ein großer Lügner von allem Anfang an. Den Trinker macht gar nichts geistig so sehr herunter, wie der fortwährende Selbstbetrug, in dem er lebt. Im Taumel, da sieht er sich so, wie er gerne sein möchte, und Alles scheint ihm federleicht; ist der Rausch verflogen, dann tritt einen Augenblick die nackte Wahrheit ihm vor die Seele, er schaut sich wie er ist, er spürt sich in seiner ganzen elenden Schwachheit; das erträgt er nicht; um zu vergessen, um sich zu betrügen, um sich künstliche Flügel anzuheften, mit denen er doch stets wieder elendiglich zur Erde fällt, stürzt er sich in neuen Taumel. Im Grunde aber finden wir bei aller Sünde denselben Selbstbetrug, der beim Trunke bloß am deutlichsten hervortritt. Nie ist der Sünder wahrhaftig gegen sich selbst; er läßt sich von seiner bösen Lust gefangen führen und täuscht sich drüber, will sich täuschen, bis es zu spät ist, und kaum ist er gefallen, so hat er hiefür wieder hundert Entschuldigungen bei der Hand. Darum ist ihm so schwer zu helfen.

Während er aber so mit aller Macht die Augen zuschließt, wächst die Gewalt der Sünde über ihn fort und fort. Hierüber, meine Zuhörer, brauche ich hier in Twann nicht viele Worte zu machen. Das Hauptlaster, das hier umgeht und so manches Opfer fordert, das auch jene drei Menschenleben vergiftet und zu ihrer grausen That getrieben hat, versinnbildlicht uns diese ganze grause Gewalt der Sünde auf das deutlichste. Da sehen wir Menschen reich begabt, edel denkend, einst ge-

achtet und geliebt, Menschen, die gut und glücklich sein möchten, die Frau und Kinder haben und diese von Herzen lieben, aber sie geben einer Sünde, gleichviel welcher, nach und immer mehr nach, ungern zwar doch, so daß ihr ganzes Wesen sich dagegen aufbäumt, aber immer wieder, unter bittern Reuethränen, aber handkehrum wieder und wieder — und nun seht, was aus ihnen wird! Wie gehen die Gaben und Talente und Kräfte eine nach der andern zu Grund und wie zittert nun die Hand, welche einst so schöne Arbeit schuf! Wie verdirbt der Charakter des Menschen, wie wird er so bösartig und heimtückisch und war einst so edel und wohlgesinnt, und das Alles aus Neid, getrieben vom bösen Gewissen! Und erst die Familienliebe, was wird aus dieser, wo die grenzenlose Selbstsucht dessen, welcher der Sünde fröhnt, einmal ihr Wesen hat, jede Rücksicht bei Seite wirft und, die ihm sonst die Liebsten waren, so entsetzlich quält!

Und nun naht der letzte Fluch der Sünde, ihre Einsamkeit, der Sünder ist mit ihr allein. Sie hat ihm die Liebe und Achtung, die er sonst genoß, geraubt, sie hat ihn Stufe für Stufe in immer schlechtere Gesellschaft hinab und endlich aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, sie hat ihn zum Spott der Leute gemacht, so daß nun alle die Gerechten — und es gibt deren so viele — dankend zum Himmel aufblicken und sagen: wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie dieser! Jetzt ist sie einzig ihm übrig geblieben, sein größter Feind und doch sein unabtreiblicher Gefährte, sein Abscheu und doch sein Herr und Meister. Der Sünder spricht: weiche von mir, so bin ich nicht, ich will los von dir. Die Sünde antwortet: nimmermehr, wenn dein Körper dir den Dienst versagt, dann sitze ich noch in deiner Seele fest und bin dein letzter Gedanke. Meine Zuhörer! Wer von uns das auszudenken vermag, der weiß, was Strafe und Qual und Elend ist.

III.

Meine Lieben! Sollte es keine Hülfe geben? Wenn doch, so ist dieselbe jedenfalls nicht da zu finden, wo sie gewöhnlich gesucht wird. Würfet ihr in das Leben eines Sünders tausende von Franken hinein, es ist bloß Holz in den Ofen, Oel in's Feuer. Denkt nochmals an jene Unglücklichen; was sie von ihrem letzten Schritte noch hätte zurückhalten können, das war jedenfalls nicht Geld, im Gegentheil. Nein, da muß etwas Anderes her.

Unser großer Dichter Göthe zeigt uns seinen Faust in dem Augenblicke, da er, an Gott und Welt verzweifelnd, eben den Giftbecher zum Munde führen will; da hallt aus der nahen Kirche der Ostergesang zu ihm herüber, feucht wird sein Auge, weich sein Herz, in der Seele steigt der alte Kinderhimmel wieder empor und die Erde hat ihn wieder. Ich sage darum: gegen die Sünde gibt es nur eine Hülfe und das ist die Religion. Das ist für mich keine bloße Redensart. Da ist ein Mensch, seine Brüder haben ihn aufgegeben, was kann ihn einzig noch retten? Der Glaube, daß Gott ihn noch nicht aufgegeben hat, daß, so lange er noch lebt und athmet, noch nichts verloren ist, daß bei Gott nichts unmöglich, daß er nicht den Tod des Sünders will, sondern als guter Hirte ihm nachgeht bis hinab in die Tiefen der Versunkenheit. Was kann ihn noch retten? Einzig der Glaube, daß er nicht verstoßen ist von Gottes Angesicht, sondern noch immer zu seinem Kinde berufen, daß es für ihn noch eine Vergebung gibt und eine geleitende Gnade und eine Kraft, im Schwachen mächtig.

So ist, wie die Sünde das größte und einzige Unglück, so dieser gläubige Aufblick zu Gott die letzte Rettung. Und nun, meine Lieben, wenn ihr nach Hause kommt, lest nochmals den vorgelesenen Text, Psalm 32, 1—7, dann werdet ihr sehen, daß ich zwar nichts über ihn gesagt, aber dennoch

über ihn gepredigt habe, denn Alles, was ich jetzt dargelegt habe, hat der Sänger an sich selbst erlebt und verkündet es nun jubelnd; er kennt es aus Erfahrung, jenes Elend der Gottesferne, aber auch das Bekenntniß und die Vergebung und die Rettung und den Schirm Gottes und den Dank. Jetzt werdet ihr ihn begreifen.

Des Bruders Hüter

(Bei Anlaß eines Selbstmordes)

1876

1. Mos. 4, 9. 10. Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er aber sprach: Ich weiß es nicht. Soll ich meines Bruders Hüter sein? Gott aber sprach: Was hast du gethan? Die Stimme von deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde.

Meine Zuhörer! Wir sind noch alle voll davon: dieser Tage nahm ein älterer Mann aus unserer Gemeinde sich das Leben, und heute bestatten wir ihn. Ihr alle wißt, wie gleichgültig, ja wie verhaßt ihm das Leben geworden war, und daß die That, durch die er dasselbe zu Ende brachte, nicht aus einem plötzlichen Anfall von Schwermuth, sondern aus einem längst vorbedachten, oft ausgesprochenen, einmal sogar schon halb ausgeführten Vorsatz hervorging; sein trauriges und verfehltes Dasein war ihm eben werthlos geworden, und mit soldatischem Ingrimm, aber noch mehr in trostloser Verzweiflung an jeder Besserung warf er es weit weg von sich. So jener Unglückliche.

Meine Zuhörer! An solchem Grabe rechtfertigen wir nie die grause That, die einen Menschen dahin gebracht; in dem vorliegenden Falle entschuldigen wir sie nicht einmal, sondern sprechen unsere vollste Ueberzeugung dahin aus, daß selbst dieser Mensch mit Gottes Hülfe, durch sein Erbarmen, durch starken Glauben und christliche Hoffnung noch zu retten gewesen wäre. Doch so wenig wir die That entschuldigen, so

wenig verdammen wir den Thäter. Wir legen diesen so weit fehlgegangenen Bruder in Gottes Hände, wir richten ihn nicht, sondern überlassen ihn Gottes Spruch. Ja wir gehen noch viel weiter und sagen: wohl war er der Schuldige, ist er der Hauptschuldige, aber er ist nicht der einzig Schuldige. An den Thaten des einzelnen Menschen, bösen wie guten, wirkt immer auch seine Umgebung, die große menschliche Gemeinschaft näher oder ferner mit. Der, welchen wir heute begraben, ist ja nicht der Einzige, der so dunkle Wege ging und Gottes Gnadenfrist muthwillig abkürzte. Auch gibt es düstere Menschenwege, die zwar nicht in Selbstmord endigen und dennoch zum Verderben führen. In unserer eigensten Mitte leben viele, die auf bösen Wegen wandeln. Da fragen wir: muß das wirklich so sein? gibt's da keine Hülfe, noch Bewahrung? und wir selbst, thun wir solchen Menschen gegenüber denn unsere Pflicht, und das wenn es noch Zeit und nicht schon zu spät ist? Könnten wir einander nicht überhaupt viel mehr nützen und sein? Ist es nicht denkbar, daß es mit selbem Unglücklichen nie so weit gekommen wäre, wenn ihm in früherer Zeit mehr Menschenliebe zu Theil geworden wäre, von jener Menschenliebe, von der man gegenwärtig so viel redet und so wenig merkt? Was waren jenem Manne die Menschen? Helfer und Freunde, oder erst Verderber, dann Verächter?

Meine Zuhörer! Bedenken wir Alles das, dann werden wir wohl mehr als bisher unserer Pflicht eingedenk,

daß Jeder seines Bruders Hüter sein soll.

I.

Meine Lieben! Ihr merket sofort, daß ich unsern Text in einem weitern als seinem ursprünglichen Sinne auf unsere Verhältnisse anwende. Bei uns handelt es sich ja nicht, wie

bei Kain, um Mord und Todtschlag. Wohl aber tritt in der Antwort Kains an Gott die Gesinnung scharf zu Tage, welche er schon vor begangenem Morde gegen seinen Bruder Abel hegte, die Gesinnung liebeleerer, liebeloser Gleichgültigkeit, welche beim ersten feindlichen Zusammentreffen in Zorn aufflammt oder zum Hasse sich versäuert. Von dieser Gesinnung behaupte ich, sie sei noch zu dieser Stunde und unter uns sehr weit verbreitet, wie die Ausdrücke zeigen: was geht mich der an? was frage ich dem nach? er ist mir durchaus gleichgültig, er kann mir gestohlen werden. Da muß Jeder zu sich selber sehen, Jeder für sich und Gott für Alle, das Hemd ist Einem näher als der Rock, man hat eine Familie, nähere Pflichten oder ganz und gar keine Zeit. Nun will ich gar nicht sagen, daß wir im Allgemeinen uns um einander nicht kümmern, im Gegentheil, es gibt in jedem Dorfe Personen, die in allen übrigen Häusern fast besser bekannt sind, als in ihrem eigenen; aber was gerade diesen Leuten bei uns immer zuerst in's Auge fällt, ist das Mangelhafte und Böse in unserm Hause, und es gibt auf Erden unendlich mehr Schadenfreude als aufrichtiges Wohlwollen und Gutmeinen, ja selber wo du Theilnahme und Mitgefühl findest, ist's vermischt mit Vorwürfen, Hochmuth, unliebsamen Vergleichen, übel angebrachten Predigten.

Wenn aber unsere Menschenliebe darüber noch hinausgeht, so bleibt sie in sehr vielen Fällen beim Körper des Nächsten stehen. Man läßt keinen Menschen verhungern. Man schafft arme Kranke mehr oder minder gut gebettet in den Spital. Aber schon da, wenn das Uebel nun lange währt und die erste Gefahr beseitigt ist, ermüden Viele bereits, erlahmen in ihrer Theilnahme und verfallen wieder ihrer alten theilnahmlosen oder zerstreuten Gleichgültigkeit, was eine längere und gleichmäßige Hülfeleistung so sehr erschwert.

Noch schlimmer aber als der Leib ist die Seele unseres Bruders dran: diese geht ja auch diese oder jene Wege, es

ist ihr vielleicht trübe und schwer zu Muthe, aber in ihren wichtigsten und entscheidenden Augenblicken stehet sie zumeist allein; entweder blickt man einander überhaupt nicht in's Herz und versteht sich nicht und ist dann verwundert, wenn scheinbar plötzlich Unerwartetes zu Tage tritt, oder man hat ganz klar vor Augen, daß der Andere Wege des Verderbens geht, man fragt auch nachher: habe ich das nicht immer gesagt? Aber im rechten Augenblick, wo es noch etwas nützen würde, ist man stumm wie ein Fisch und wehret nicht. Im Allgemeinen haben wir überhaupt nicht Sinn und Gefühl genug für das ganze Weh, das in einem verfehlten Leben, einer verlornen Seele liegt; wir sind, wie an anderes Unglück, daran so gewöhnt, daß Viele ihr Bestes unwiderbringlich verlieren und nun traurig gehen, und wir denken nicht daran, daß das nicht hätte sein müssen, daß das zu ändern gewesen wäre.

Zu dem Allem tritt noch ein schlimmer Zug. Von den Störchen und andern Zugvögeln wird uns erzählt, daß sie vor ihrem Abzug diejenigen aus ihrer Mitte tödten, von denen sie fürchten, daß sie aus irgend einem Gebrechen nicht werden zu folgen vermögen und die übrigen aufhalten würden. Das ist grausam, aber es hat doch wenigstens einen Zweck. Zwecklos grausam dagegen sind wir zumeist gegen die Gefallenen aus unserer Mitte: unbarmherzig, wie unsere Kinder gegen die Gebrechen des Leibes, sind wir gegen die Gebrechen der Seele und überhäufen alle Menschen, falls sie unter uns stehen und irgend sich offenbar vergangen haben, mit Vorwürfen, mit Spott, mit Verachtung, wir wollen an ihre Besserung nicht glauben, nicht einmal an ihren guten Willen dazu, und stand die nun gefallene Person früher über uns an Tugend oder äußerer Lebensstellung, dann ist es uns doppelte Lust, sie recht deutlich fühlen zu lassen, wer sie ist und was wir sind, und daß sich das dann noch lange nicht zusammenzählt.

II.

Fragen wir, woher es komme, daß wir so selten unserer Brüder wahre Hüter sind, so gibt es hiefür drei Gründe, zwei alte und einen neuen.

Der erste ist unsere grenzenlose Trägheit und selbstsüchtige Bequemlichkeit. Es ist gar nicht zu sagen, wie viele Mühe es kostet, die Menschen bloß zu dem zu bringen, was doch ihr äußerer oder innerer Vortheil ist; wie viel schwerer hält es, sie zu etwas zu bewegen, wovon sie selber vielleicht nichts haben als Unmuße und Verdruß, was schwere Arbeit und mancherlei Sorge kostet und doch möglicherweise nichts hilft. Da kann man von dem, welchem man helfen will, hart angefahren werden. Manchmal, wenn man ihn nun gegen sich und Andere in Schutz nehmen will, geräth man darüber in Streit mit Andern. Oder man warnt, hütet, hilft eine Zeit lang, macht aber dabei schlimme Erfahrungen und verliert nun allen Glauben, daß das irgend etwas helfe, und kommt schließlich mit diesem neuen Unglauben der alten Bequemlichkeit zu Hülfe und unterstützt sie.

Noch schlimmer ist der zweite Grund zu unserer Gleichgültigkeit gegen das leibliche und geistige Wohl unserer Brüder: das ist der Eigennutz, ihr Nachtheil erscheint als unser Vortheil. Ihr wehrt euch vielleicht gegen diese Zumuthung, allein bis zu einem gewissen Grade ist unser augenblicklicher äußerer Vortheil dadurch bedingt, daß die Dinge grad so bleiben, wie sie gegenwärtig sind, und ja nicht besser werden. Hat man gern Leute, die von Einem recht abhängig seien, so drückt man ein Auge zu, wenn sie durch Hingabe an diesen Fehler und jenes Laster sich selbst in Armuth und Verlegenheit erhalten. Ist man selbst nicht unbescholten, so hat man die Unbescholtenen nicht gerne, man zieht sie herunter, man erhält sie drunten bei sich, man mag nicht, daß Andere besser seien, als man selber ist.

Dazu gesellt sich neuerdings nun das, daß das Menschenleben gegenwärtig weit weniger eingeschranket ist als vordem, die persönliche Freiheit des Einzelnen ist weit ausgedehnter geworden; eine Menge Gesetze und Ordnungen, welche sonst der Gemeinschaft über den Einzelnen eine gewisse Vormundschaft ausüben halfen, haben dem Geiste unserer Zeit weichen müssen. Darob wurden diejenigen, welche die frühere Ordnung der Dinge aufrecht hatten erhalten helfen, völlig muthlos, sie legten verdrossen die Hände in den Schooß und gaben dem Geist der Zeit auch da nach, wo es nicht nöthig war, wo er zu weit griff und hier Eins und dort Eins in's Verderben riß. Aengstlich will man nun die Freiheit des Andern schonen und siehet darum ruhig zu, wie er in die Knechtschaft der Menschen und der Sünde verfällt. Grad umgekehrt gibt die heutige Zeit allen wohlgesinnten Menschen noch mehr Gelegenheit, ihre Brüder zu behüten, und erhöht ihre Pflicht dazu; denn an die Stelle jener aufgehobenen Gesetze sollen nun die Personen treten, an die Stelle des gesetzlichen Mechanismus das lebendige persönliche Beispiel, an die Stelle der äußern Strafe die innerlich richtende öffentliche Meinung, an die Stelle der frühern Vormundschaft die wachsame Menschenliebe, welche Schwaches schützt, Verlornes sucht und nie mehr frägt: Soll ich meines Bruders Hüter sein?

III.

Denn noch immer gilt Gottes Antwort: die Stimme von deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. Schwer rächt sich diese liebelose Gleichgültigkeit von Mensch zu Mensch. Was du heute damit versäumst, wird dir morgen schon viel schwerer nachzuholen. Gebricht es dir heute am Muthe, für das Rechte und Gute einzustehen, nützest du sogar fremdes Verderben zu deinem Vortheil aus, dann klage morgen nicht, wenn du dem wachsenden Uebel schon nicht mehr Ein-

halt zu thun vermagst, wenn es dir über den Kopf wächst, in deine eigene Familie eingreift und auch hier sein Opfer fordert.

Und beachtet wohl, jedes verfehlte Leben, gleichviel ob es bereits einen üblen Ausgang genommen oder nicht, lastet schwer auf dem Gemeinwesen, ist bald ein Hemmschuh, bald eine eiternde Wunde. Sind deren wenige, so vermag die Gemeinschaft und deren Liebe ihnen zu helfen, sie zu retten und emporzutragen, sind aber derselben viele, so ziehen sie die Gemeinschaft herunter und lösen sie auf.

Und auch das vergesset nicht: in die Gemeinschaft, wie sie sei's durch eure Liebe, sei's durch eure Lieblosigkeit geworden ist, müsset ihr eure eignen Kinder hinausziehen lassen. Habt ihr nun durch Gleichgültigkeit gegen den Bruder gesündigt, so werden sie es zu entgelten haben: viel kälter wird die sie umgebende Welt geworden sein und gefährlicher dazu.

Darum, meine lieben Zuhörer, ihr alle, die ihr in unserer christlichen Gemeinschaft etwas zu sagen und ein Beispiel zu geben habt, erblicket in jedem verfehlten und verunglückten Menschenleben aus unserer Mitte eine gemeinsame Schuld, trachtet danach, euern Brüdern noch bessere Hüter zu werden, traget einander, wie ihr wollt, daß Gott euch trage.

Die neue Thurmuhr

1876

Psalm 90, 12. Lehre uns unsere Tage zählen, daß wir Weisheit in's Herz bringen.

Meine lieben Zuhörer! Schon länger verlangte mich, über einen bestimmten, scheinbar sehr weltlichen Gegenstand mit euch zu reden, und wäre die Festzeit nicht dazwischen gekommen, ich hätte es schon früher gethan. Dieser Gegenstand ist unsere neue Thurmuhr. Mich freute es sehr, als euch weder die alte Thurmuhr noch die neue Eisenbahnzeit länger mehr zu genügen vermochten, wieder als ihr den Beschluß faßtet, die ausgediente Dorfuhr gleich durch ein dauerhaftes und tüchtiges Kunstwerk zu ersetzen, am meisten aber, als nun die neue Uhr zu gehen und sogar alle Viertel zu schlagen begann. Der ganze Gang dieser Angelegenheit that deutlich dar, daß eine gemeinsame Dorfuhr ein wirkliches und allgemein gefühltes Bedürfniß jeder nicht ganz kleinen Ortschaft ist und zwar hier auch derjenigen, welche daheim eine Wanduhr haben, eine Sackuhr in der Tasche tragen und sich auch draußen auf der Station Raths erholen können. Freilich ist es zunächst eure Arbeit und euer Geschäft, was euch nach einer neuen Thurmuhr verlangen ließ, aber während der langen Zeit, da die alte nicht mehr schlug, da hat nicht bloß eure Arbeit, euer Geschäft sie vermißt, sondern auch ein wenig euer Herz; es hat euch etwas gefehlt, ihr wußtet selbst kaum was und hättet ihm kaum einen Namen geben können, aber als die neue Uhr zu schlagen begann, da sprach etwas in

euch: das war's! Alte Erinnerungen tauchten in euch auf, der Ton schien euch so heimelig.

Meine lieben Zuhörer! Diesen letztern Faden laßt uns heute weiter verfolgen und sehen, was die neue Thurmuhr eurem Herzen Alles zu sagen hat oder mit andern Worten,

was sie für unser geistiges und geistliches Leben werden kann.

I.

Nehmt nur schon das Nächstliegende und Einfachste: jede Uhr ist ein Zeitmesser. Die Zeitmessung aber war nicht von allem Anfang her da, sondern hat eine lange und mühselige Geschichte hinter sich; auf unzähligen Stufen klomm sie zu ihrer jetzigen Höhe empor und ist noch lange nicht oben angelangt. Lange, lange gab es überhaupt noch gar keine Messung der Zeit; während dessen lag Nacht über dem Menschengeschlecht, und es wird kaum je herausgebracht werden, wie lange selbe dauerte, die Einen reden von zweitausend, Andere von hunderttausend und mehr Jahren. In einer ähnlichen Zeitlosigkeit lebt noch heute dieser oder jener Mensch: so mancher weiß nie, welche Stunde es ist, welcher Tag in der Woche; er vermag den laufenden Monat oder Jahrgang nie sofort zu nennen, sondern muß sich immer erst besinnen und trifft's auch so nicht jedes Mal. Er weiß nicht, wann er geboren ist, wann er geheiratet hat, und noch viel weniger, wann seine Kinder auf die Welt gekommen sind oder wie seine Schwiegermutter hieß. Meine Zuhörer! Ein solches zeitloses Dasein ist stets ein halbes Traumleben; viel fruchtloser und vergeblicher enteilen die Stunden, welche nicht gemessen, die Tage, welche nicht gezählt werden. Die Zeit rinnt wie Sand durch die Finger.

Es suchte daher das Menschengeschlecht der Zeit dadurch Herr zu werden, daß es sie maß und eintheilte. Der erste

Zeitabschnitt war wohl der Monat, von einem Neumond zum andern; dann entstand das Jahr, so und so viel Neumonde, die Tage immer kürzer, die Nächte länger; da auf einmal geht's umgekehrt, kürzer wird die Nacht, länger der Tag, ein Jahr ist vorbei, von einer Wintersonnenwende bis zur andern hat es gedauert. Aus dem Großen ging man in's Kleinere: man zählte die Tage oder besser die Nächte, denn diese machten mehr Eindruck. So und so viele Nächte sind seit jenem großen Opfer verflossen, pflegte man zu sagen, ganz ähnlich, wie man hier und dort im Volke noch heute redet. Dann theilte man die düstere Nacht, um sie zu kürzen, in drei Nachtwachen ein. Dann erst kam der Tag an die Reihe und entstand als sein Messer die Stunde. Sie ward gemessen durch das Sonnenzeit oder die Sanduhr und ausgerufen durch Sklaven, welche gleichzeitig an metallene Platten oder Becken schlugen. Endlich trat auch unsere Uhr in's Dasein und verfeinerte sich vom ungestalteten Nürnberger-Ei bis zum feinsten Chronometer von Genf. Ihr seht, welche reiche Entwicklung. Zugleich damit trat die Menschheit in den hellen Tag der Geschichte. Sie hat zwar zuvor schon gelebt und gewirkt und gewiß nicht umsonst, aber erst jetzt kommt uns genauere Kunde von ihrer Arbeit und dient uns zur Belehrung. Jene Vergangenheit wird fruchtbar für die Gegenwart. Gleich also auch der einzelne Mensch: er muß lernen sein Leben abtheilen, dann wird er um so viel reicher an Erfahrung, muß lernen seine Stunden eintheilen, dann geben sie um so besser aus. Wir lachen über das Kind, das mit seiner soeben erhaltenen Sackuhr nicht dumm genug thun kann, sie alle zwei Minuten hervorzieht und beguckt; allein wenn es dabei vom hohen Werth der Zeit nur eine Ahnung bekommt, so ist jenes kindische Spiel weniger unnütz, als es scheint.

Es gibt aber noch eine höhere Stufe: über dem Eintheilen der Zeit steht immer das Eindingen der Zeit in Alles, das Saugen von Weisheit aus der Vergangenheit, die

kecke Benutzung des gegenwärtigen Augenblickes, die kluge Berechnung der Zukunft. In dieser Beziehung sind wir Schweizer im Allgemeinen noch weit zurück. Die großen Gedenktage unserer vaterländischen Geschichte werfen nicht genugsam hellen Schein in das Leben des Einzelnen hinein; die Rücksicht auf die eigene Zukunft, Berufung und Bestimmung wirkt zu wenig mächtig; Geld gilt noch immer höher als Zeit, während es doch gerade umgekehrt sein sollte nach jenem schönen Sprüchwort, daß die Zeit das wahre Geld, der Nerv der Dinge und der eignen Arbeit sei.

Meine lieben Zuhörer! Drum wäre es ein Glück, wenn der Stundenschlag unseres neuen Zeitmessers hier am Thurm euch recht oft an den hohen Werth der unwiederbringlichen Zeit erinnern und mahnen würde, doch eure Tage und Stunden wohl abzutheilen und einzutheilen und damit gut Haus zu halten; wenn er euch oft in stillen Stunden zum Nachdenken darüber brächte, wie viel man doch mit der Zeit, die so unaufhaltsam über uns hinwegzieht, machen könnte und wie viel besser sie nutzen, als wir thun.

II.

Meine Lieben! Der Glockenschlag hat euch aber noch weit mehr zu sagen. In gar verschiedener Stimmung bei Tag und bei Nacht werdet ihr ihn vernehmen, und indem ihr eures Herzens Gedanken in denselben hineinlegt, wird er euch bald dieses bald jenes zu sagen scheinen. Er ruft euch rasch und unerbittlich des Morgens zur Arbeit auf, kündet euch gar lieblich die ersehnte Unterbrechung in derselben an; dann ist's, als flögen die Viertelstunden immer schneller dahin, endlich ist der Feierabend da. Ganz besonders rasch schlagen die Stunden — die Viertelstunden hört ihr gar nicht mehr — am Tag der Freude. Der Schall klingt euch nicht angenehm, wie ein Freudenstörer, ein Freudenräuber. Doch heil-

sam ist dieser Schall: er erinnert an die Vergänglichkeit jeder äußern Freude, er mahnt an die nahende Pflicht, er warnt, die kurze Freude nicht ausgehen zu lassen in ein langes Leid. Umgekehrt, wenn Leid dein Herz bedrückt, da schleichen die Stunden ganz unerträglich langsam dahin, es währt eine halbe Ewigkeit bis zu einem Viertel, eine ganze bis zu einem Stundenschlag; so schon bei Tage, aber erst bei Nacht in Krankheit oder auf Krankenwacht! In der Geisterstunde will dir vielleicht sogar dein Herz erbeben und anfangen sich zu fürchten. Und doch klingt's aus den Schlägen der Glocke wieder hervor wie eine Stimme von oben, wie eine Predigt voll Trost. Es schlägt elf: Alles schläft, aber wie es zu schlagen beginnt, ist man nicht mehr so ganz allein, es gibt ja noch Einen über uns, einen Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert. Jetzt hallt die Glocke Mitternacht, das schlägt so fest und sicher in die Finsterniß hinaus, und aus Furcht und Sorge und Schmerz zieht es dein Herz überwärts zu Gott, da drunten ist nichts sicher und fest, aber er ist der Fels, da ruhest du sicher, wirfst deine Sorge ab und vergissest dein Leid. Horch, ein Schlag — schon Eins — du hast lange gebetet, es wird wohl gehen, mit dem Herrn fang Alles an. Zwei — es geht dem Tag entgegen, schöpfe frischen Muth. Drei — da senkt ein milder Schlaf sich auf deine brennenden Lider, löst deine Glieder, hüllt dich in süßes Vergessen ein und führt neue Kraft dir zu. Wenn du so eine Nacht durchgemacht, dann weißt du erst, wie es vom Thurme schlägt und was Alles drin liegt.

Aber noch mehr lehrt dich die Glocke: bald hörst du deutlich, wie sie sagt: zur Zeit, zur Zeit, thue Alles zur rechten Zeit, und wenn du ihr nicht gehorchst, dann hallt sie: zu spät, zu spät. Oder du hastest, du machst deine Sache nur halb und ungenau, in der Angst, du werdest sonst nicht fertig, da hallt sie dir: sei treu, sei treu! Thue recht sorgfältig, was dir obliegt, angste nicht, haste nicht, thue dein Bestes, so gibt

dir Gott Zeit genug. Und wenn du älter wirst, da denkst du zurück an deine Jugend. Damals schlug dir die Glocke nie rasch genug, du vermochtest zuweilen das Ende einer Schulstunde kaum zu erleben; jetzt dagegen schlägt sie dir immer zu schnell, und im Flug enteilen Stunden, Tage und Jahre. Jetzt kennst du die beiden großen Eigenschaften der Zeit: langsam aber unaufhaltsam; einst quälte dich ihre Langsamkeit, jetzt da du alt und zaghaft bist, ihre Unaufhaltsamkeit. Mußt dir auch sagen: das ist ja nicht bloß die Zeit, die leere Zeit, sondern das ist der Wille Gottes. Einst machte er mir Alles zu langsam, da war mein Herz in seiner Ungeduld ihm stets weit voraus und riß die Früchte unreif von den Bäumen. Jetzt geht er mir zu schnell, ich mag ihm kaum mehr nach und klage über menschliche Unvernunft und Hast, wo doch ein Wille Gottes vorliegt und waltet. Einst schlug mein Herz in rascheren Schlägen als die Uhr am Thurm, jetzt langsamer, einst war mein Wille dem Willen Gottes voraus, jetzt hinkt er ihm hinten nach. Die Uhr, der Wille Gottes gehen stets den gleichen Gang, mein Herz muß sich drein schicken lernen, muß in der Jugend seine Ungeduld zügeln, muß im Alter seine Zaghaftigkeit bemeistern und Schritt halten mit Gottes Willen.

III.

Der Glocken Stimme sagt mir aber noch ein Letztes, das Wichtigste. Wenn es so schlägt und unaufhörlich schlägt und während dem die Dinge kommen und gehen und ich selber mit muß, ich mag wollen oder nicht, dann wird mir oft eng um's Herz und angst und ich frage: gibt es denn gar nichts im Himmel und auf Erden, das von der rastlosen Zeit nicht mitgerissen werden kann, sondern geborgen von ihrer Fluth auf einem Felsen ruht, gibt es nichts Ewiges? Meine Zuhörer! So weist die Zeit über sich hinaus empor zur Ewig-

keit. Nur wer den Jammer der Zeitlichkeit, ihre ruhelose Hast, ihre Veränderlichkeit und Vergänglichkeit recht tief empfunden und erfahren hat, daß die Zeit noch immer jenem alten Gotte gleicht, der seine eigenen Kinder wieder verschlingt, der sehnt sich so recht innig nach etwas Festem, nach Beständigkeit. Aus den Viertelstunden heraus, die wir fort und fort vom Thurme schlagen hören, rufen wir nach etwas, das bleibt Tag und Nacht, im Wechsel der Jahre und Zeiten.

Meine Zuhörer! Gibt es so etwas? O gewiß. Schon hier auf Erden. Das ist des Menschen Treue. Wenn er bei dem stehen blieb und unentwegt, unverbrüchlich ausharrte bei dem, was er Gott gelobte, was er den Menschen versprach, wenn seine Gesinnung im Alter noch immer dieselbe ist wie in den Tagen seiner Jugend, nur durchläutert, erprobt und bewährt, fest geworden, dann trägt er damit etwas in sich, das keine Zeit ihm gegeben hat und darum auch keine Zeit ihm wieder nehmen kann.

Doch fester noch, beständiger und zuverläßiger als jede menschliche Treue ist die treue Liebe Gottes. Sein Wille schreitet rastlos durch jedes Menschenleben, durch jede Dorfschaft, durch die Jahrhunderte, seine Liebe bleibt dieselbe, ist immer wieder zu finden, dringt aus Allem hervor. Du warst jung und wirst alt, sie hat dein Herz gewärmt damals und wärmt es noch heute, hat damals dir die Verheißungen gegeben, deren Erfüllung du heute schaust. Da wurdest du einzig nie betrogen, nie zu Schanden.

Mein Zuhörer! Manches sagt dir der Glocke Schlag. Dein Herz legt's hinein, dein Ohr hört's heraus. Doch Besseres sagt dir die Glocke nie, als wenn es aus den zwölf mitternächtlichen Schlägen dir entgegentönt: Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

Das ächte Volksfest

(Am Sängertag)

1875

Luc. 5. 28. Levi machte Jesu ein großes Mahl in seinem Hause. Und es war eine große Schaar von Zöllnern und Andern, die mit ihm zu Tische saßen.

Meine Zuhörer! Was uns in diesem Augenblick wohl am lebhaftesten beschäftigt, unsere Gedanken erfüllt und gefangen nimmt, ist das Fest, das wir heute in unserer Mitte feiern, das Volksfest, der Sängertag. Nun stehen wir zu allen derartigen Festen in einem ganz besondern Verhältniß: wir wissen nämlich bloß, was wir da nicht mögen, nicht aber, was wir eigentlich wollen. Wir mögen uns nicht davon abschließen, wir können schon nicht, durch irgend ein Glied unserer Familie hangen wir doch damit zusammen; wir mögen, wenn wir keine Kinder mehr sind, auch nicht so bloß mitlaufen und uns ein paar Stunden gut amüsiren lassen, sondern wir suchen mehr, Bleibenderes. Aber was? Wir vermögen das nicht so recht zu sagen. Wir haben uns auf so ein Fest gefreut und viel davon erwartet; ist es nun vorbei, so sind wir mit diesem und jenem doch nicht zufrieden, es verdarb uns den Genuß ganz oder zum Theil, es ließ einen bittern Nachgeschmack zurück. Das hätte sein sollen, jenes nicht. Jetzt wissen wir oder glauben doch zu wissen, was gefehlt hat. Allein das wußten wir schon oft, und doch ging es uns dann ein späteres Mal abermals wie früher. Wir

suchten und fanden nicht; wir fanden gar oft der Freude mehr und reinere, wo wir sie nicht gesucht.

Da ist es denn gewiß naheliegend und einer religiösen Betrachtung würdig, wenn wir uns darüber aufzuklären suchen, wie denn eigentlich solche Feste beschaffen sein müssen, damit sie auch für Herz und Seele ächte Feste werden. Die Antwort auf diese Frage wird uns mehr beschäftigen, als der Text, den ich für die vorliegende Gelegenheit auswählte. Ich hob gerade diesen heraus, um euch an diesem Bilde von Jesus am Gastmahl mitten unter dem Volke darzustellen, wie der Christ seine Feste feiern soll. Jesus nahm und feierte sie unbefangen mitten aus seiner Arbeit drin, treu zuvor und treu nachher, er hielt sie frei mit allem Volke ohne Ansehen und Unterschied der Person, er verwandelte auf jedem solchen Feste das Wasser des gewöhnlichen Gespräches und Klatsches in den Wein innigerer Geistesgemeinschaft und höheren Lebens, er schenkte statt des Weines, der je länger desto schlechter wird, von der Freude, die der Menschenseele unvergeßlich eingegraben bleibt; Jesus ging endlich rein auch da hindurch, mitten im Fest durfte er seine Augen zum Vater im Himmel aufheben, beten für Alles und danken für Alles.

Sehen wir also zu dieser Stunde:

was es braucht, damit auch wir Feste feiern wie Jesus, die für unsere Seele zu wirklichen Feiertagen werden.

I.

Da meine ich denn allem Andern voran: jedes Fest, das wir feiern, muß zu unserm irdischen Tagewerk, zu unserer Arbeit, sowohl der Arbeit vor dem Fest wie der Arbeit nach dem Fest in einer Beziehung stehen.

Zur Arbeit vor dem Fest: das Fest soll gleichsam aus der Arbeit herauswachsen als ein Lohn für dieselbe, eine

Krone derselben, eine dringend nothwendige und labende Erholung von ihr. Wohl können wir die Müßiggänger nicht hindern, ihren Müßiggang durch Feste zu unterbrechen und hiedurch weniger langweilig, weniger lästig zu machen, allein solch ein Tag des Jubilirens ist für den Müßiggänger wohl ein Zeitvertreib, aber noch lange kein Fest. Was ein Fest ist, weiß nur der Fleißige. Längst hat er sich auf diesen schönen Tag gefreut. Zuvor mußte aber im Schweiß des Angesichts noch das und das, dieses und jenes besorgt und abgethan werden. Nun ist's geschehen. Gestern, als es nachtete, brachte der Fleißige fertig, was er sich vorgesetzt. Jetzt ist eine Last ab, das Gewissen ganz frei und leicht. Er schaut nach dem Himmel und freut sich der guten Wetterzeichen. Alles verheißt einen guten Tag. Das beste Wetterzeichen aber ist der frohe Sinn des Fleißigen; unverdrossen hat er seiner Arbeit obgelegen, freudig nimmt er nun das Fest, es ist ihm eine Erquickung, ein Feierabend, ein Sonntag, ein Bad für seine Seele. Alle Sorgen schüttelt er von sich ab, all seine jugendliche Fröhlichkeit nimmt er hervor. Er gönnt es sich. Das Leben, es hat auch Lust nach Leid.

II.

Ein Fest sei für die Seele ein Bad, Erfrischung für den abgearbeiteten, staubbedeckten Menschen. Mit dem Bad hat das Fest noch ein Anderes gemein: man darf nie zu lange drin verweilen, sonst zieht ein Frösteln durch die Glieder, die wohlthätige Wirkung schlägt in's Gegentheil um, Schlaffheit tritt ein und macht die Arbeit schwer. So ist auch nichts so entnervend, verderblich, als länger dauernde Feste — nichts ist so schwer zu tragen, als eine Reihe von guten Tagen — oder als Feste, die schon zu ihrer Vorbereitung mehrere Tage brauchen und abermals mehrere Tage, bis diese Vorbereitungen wieder hinweggeschafft sind. Drum haltet darauf, daß eure

Feste einfach und leicht geschürzt bleiben und immer noch mehr werden, auf daß ihr aus aller Arbeit heraus an's Fest und vom Fest sofort wieder an die Arbeit könnet.

Mehr noch: wie ihr, wenn ihr besonnen seid, beim Weintrinken auf den Augenblick sorgfältig achtet, wo des Weines wohlthätige Wirkung aufhört und in ihr Gegentheil umzuschlagen droht, so gebet auch bei jedem Fest Obacht, daß es euch zu neuer Arbeit stärker, nicht schwächer mache, merket auf den Augenblick, wo ihr euch auf die Arbeit des folgenden Tages nicht mehr freut, sondern davor zu fürchten beginnt, und sofort brechet ab, und ginge es auch soeben am lustigsten, brechet ab und stehlet euch davon. Man soll nie essen, bis man übersatt ist, man darf nie den Becher der Freude bis auf die Hefe austrinken. Der Tag nach dem Fest soll euch wieder auf euern Posten finden, das Uebermaß von Festen, das zumal Sommerszeit über unser Volk hereinbricht, darf nicht allmälig unseres Volkes Arbeitskraft und Arbeitslust untergraben. Was an unserm heutigen Fest und an unsern Festen überhaupt diese Folge hätte, muß unerbittlich bei Seite gelassen, nicht mitgemacht werden. Dies sei euer Maßstab.

III.

Weiter, meine Lieben, haltet fest daran, daß alle Feste, welche über unsere Familienfeste hinausgehen, um so gesunder und heilsamer sind, je mehr sie sich zu eigentlichen und wirklichen Volksfesten gestalten. Volksfest — so nenne ich jedoch noch lange nicht alle Feste, die diesen Namen tragen, sondern dazu gehört mir ein Zwiefaches: daß es öffentlich sei, das will sagen, unter den Augen Aller vor sich gehe, und daß es möglichst einfach sei, so daß jedes Alter, jeder Stand und Beruf, Reich und Arm daran gleich theilnehmen kann; denn in der Oeffentlichkeit, die ja auch ein Auge Gottes ist, liegt

eine Schranke gegen manchen Uebermuth, gegen manche Ausschweifung und Unsittlichkeit, und die Einfachheit läßt die hochmüthige Ausschließlichkeit und Absonderung einerseits, den boshaften Neid anderseits nicht aufkommen.

Seht, eben darum freut mich dieser heutige Sängertag so hoch, weil er den Versuch macht, wieder ein ächtes Volksfest zu werden, von sich zu schütteln allen überflüssigen Luxus, all' den Flitterstaat, der sich allgemach und von Jahr zu Jahr immer mehr an diese Feste gehängt und sie zu Festen bloß für gewisse Klassen und besondere Zwecke gemacht, aber damit zugleich das eigentliche Landvolk ihnen entfremdet hat.

IV.

Wenn ich aber sage Volksfest, so liegt hierin nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht, denn ein Volksfest ist nicht nur ein Fest für Alle, sondern zugleich eins, das zu seinem Gelingen erfordert, daß Alle ihr Theil dazu beitragen. Es ist stets eine Verirrung, wenn ein engeres Komite die ausschließliche Festleitung übernimmt und ein engerer Kreis der Gesellschaft ebenso ausschließlich für das Vergnügen des weitern Kreises sorgt, oder wenn einzelne Lustigmacher oder Possenreißer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wissen. Vielmehr, soll die Freude eine allgemeine und gleichmäßige werden, muß Jeder sein Schärflein dazu beisteuern sei's zur Vorbereitung, sei's zur Ordnung, sei's zum Gesang, sei's zur allgemeinen Festfreude, sei's zum gesellschaftlichen Frohsinn, sei's zu des Festes höherer Weihe. Vielleicht ist's nicht viel, was du zu geben hast, und achtet Niemand darauf; laß dich das nicht kümmern, sondern dir gesagt sein, daß von der Freude, die du andern bereitest, etwas wieder auf dich zurückströmt. Und mehr noch: suchst du bei einem solchen Feste, auch bei deinen Leistungen für dieses Fest doch nur dich selbst, deine Ehre, deinen Gewinn, deinen Genuß, so sei sicher,

du findest nicht was du suchst, etwas gehet dir quer, verdirbt dir den Tag, hat bittere oder schmerzende Nachgedanken zur Folge. Bringst du es dagegen an einem solchen Tage über dich, dich selber zu vergessen, anspruchslos dem Ganzen zu leben und zu dienen und deine eigne kleine Person unter diese Majestät des Ganzen zu beugen, dann machst du dich nicht bloß lustig, sondern du fühlst dich wieder als ein Glied an einem großen Leib, nicht mehr als einen Menschen, auch einen Menschen, und größer wird wieder zu deinen Brüdern dein Vertrauen.

V.

Endlich noch ein Letztes: vergiß auch deine Seele nicht und deiner Seele Heil; denn siehe, bei solchen Festen, ja auch bei ihnen, ist Nahrung zu finden für sie. Es ist ein Gewinn, wenn du es allgemach über dich bringst, rein und unnahbar auch durch die Versuchungen solcher Tage mitten hindurch zu schreiten, wenn alles Rohe, Gemeine und Schmutzige, das sich zuweilen an solche Feste anhängt, über dich keine Gewalt hat, du es kaum mehr gewahrst und es sich nicht mehr an dich wagt. Es ist ein Gewinn, wenn es dir gelingt, an solchen Tagen nicht bloß rein zu bleiben, sondern besser zu werden; denn wenn du schon öfter größere Feste mitgemacht hast, dann weißt du, daß noch andere Versuchungen zu bestehen sind an solchen Tagen, als diejenigen der Sinnenlust; Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und Mißgunst haben ebenfalls ihre Hand im Spiel und wollen überwunden sein, und glücklich der, welcher auch diese Art von Festschwindel hinter sich hat und dagegen gefestigt ist. Und ein Gewinn ist es schließlich, wenn das Herz so sinnig und dankbar geworden ist, daß in demselben jede vergängliche und flüchtige Freude eines Tages eine unvergängliche und bleibende wirkt, wenn jedes solche Fest zu einer lieblichen Erinnerung sich gestaltet und unsere Gedanken fröhlich

und gern zu ihm zurückkehren als zu einer Blume, die Gott selbst auf unsern Lebensweg gestreut hat.

Mein Zuhörer! Drum, alles Gesagte zusammenfassend, meine ich: dann ist so ein volkreicher und fröhlicher Tag auch für deine Seele eine Erhebung und ein wirkliches Fest, wenn du an solchen Tagen ein doppeltes Leben führst, ein Leben von ganzem Herzen mit deiner Ortschaft und deinem ganzen Volk, aber mitten in diesem Gewühl doch zugleich auch wieder mit dir allein, in stiller Heiligung, frei von Menschenknechtschaft, in deinem Gott verborgen.

Die göttliche Vergebung

1873

Matth. 6, 12a. Vergib uns unsere Schulden.

Meine Zuhörer! Ich rede nicht oft von der Gnade und der Vergebung Gottes, gar nie bloß beiläufig, unter Anderem; wenn ich aber darauf zu sprechen komme, dann halte ich sofort eine ganze Predigt drüber, vielleicht gar zwei. So heute. Das thue ich mit gutem Bedacht. So herrlich nämlich die vergebende Gnade Gottes selber ist, so groß, so gefährlich, so allgemein verbreitet ist der Mißbrauch, der im Schooß unserer christlichen Kirche mit dieser Freudenkunde getrieben wird. Nach Gnade schreit das Gewissen des Menschen, durch die gewöhnliche Verwaltung der Gnade wird dieses Gewissen abgestumpft und verdorben.

Keinen schönern Beruf gibt es auf Erden, als ein Verkündiger der göttlichen Gnade sein zu dürfen, dem gewaltigsten Menschen zu sagen: du bist ein armer Sünder und bedarfst der Gnade Gottes so gut wie der geringste, dann aber auch zu dem Menschen sich herniederzuneigen, welcher in der Leute Augen unbedingt verloren ist, und zu ihm zu sprechen: verzage nicht, auch für dich gibt es noch eine Zuflucht, einen neuen Anfang, eine Aussicht auf Besserung und ein höheres Leben, bei Menschen zwar ist's unmöglich, aber bei Gott ist's möglich, in seiner Gnade liegt's. Allein zu derselben Gottesgnade wallfahrtet auch der italienische Bandit mit blutbefleckten Händen, mit leichtfertigem Herzen, mit seiner Beute

angethan; er spricht Gebetsworte, er opfert etwas von seinem Raub, dann empfängt er aus Priestermund feierlich Lossprechung für seine Sünde und zieht wieder hin auf sein Gewerb, die Plünderung, den Mord. Dasselbe vollzieht sich im Kleinen bei unserm heiligen Abendmahl. Dem reuigen Menschen stellt es in lebendigem Bilde die unverdiente, ewig junge, immer neue Liebe Gottes dar, ihm gibt es die Gewißheit in's Herz, daß Gottes Bund von ihm nicht gewichen sei, Gottes Gnade noch immer über ihm walte. Doch ach! ihrer Viele nehmen von hier nichts weg als den leichtfertigen Glauben, jetzt hätten sie wieder einmal auf wohlfeile Weise mit Gott für ihre Sünden abgemacht und dürfen sich wieder gehen lassen bis zum nächsten Abendmahl.

An diesem traurigen Mißbrauch der göttlichen Gnade tragen zwei Dinge Schuld, das Menschenherz und die Priesterschaft. Das natürliche Menschenherz. Dieses nimmt das äußere Leben so schwer, es sorgt und angstet und müht sich so viel und hat darum so wenig Zeit für Gott, macht sich's möglichst leicht mit der Religion und eilt, mit seinen religiösen Pflichten recht bald fertig zu sein, hat deshalb auch den am liebsten, der es die bequemste Straße zum Himmel zu führen verspricht. Noch immer faßt es nicht die tiefe Wahrheit von jenem Wort Christi, daß, wo wir nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachteten, uns solches Alles zufallen würde, oder mit andern Worten, daß je ernster und schwerer wir es mit der Religion nehmen, je mühevoller wir gerungen nach dem Frieden mit Gott, je heller er in unsere Seelen eingezogen sei, desto leichter, kummerloser und sorgenfreier auch unser äußeres Leben werde. Diese Leichtfertigkeit und religiöse Untiefe des natürlichen Menschenherzens aber hat die Priesterschaft aller Zeiten sich zu Nutzen gemacht, hat zur Verwalterin der Gnade Gottes sich aufgeworfen und zwischen Gott und Menschen sich hineingedrängt. Das, was wir gewöhnlich Sündenvergebung nennen, ist nicht mehr etwas, das

zwischen Gott und der Menschenseele unmittelbar und allein vor sich geht, sondern der katholische Priester sagt: thue dieses, dann spreche ich dich deiner Sünden ledig, und der protestantische Geistliche spricht: sei so gesinnt, dann erkläre ich dir, deine Sünden sind dir vergeben. Weder jener noch dieser weisen den Menschen geradewegs zu Gott hin und lassen ihn dann seinen Weg ziehen, die letzten Schritte selber thun, sondern sie pflanzen sich hin vor Gott, vergeben oder behalten den Menschen ihre Sünden, und da sie keine Herzenskündiger sind, erfolgt dort die Vergebung auf eine einzelne gute That, hier auf ein frommes Wort hin.

Geliebte Zuhörer! Wir wollen uns dieses Mißbrauchs der göttlichen Gnade nicht schuldig machen, weder mit unserm Herzen, noch mit unserer Lehre; wir sichern Keinem göttliche Vergebung zu, sondern überlassen es ihm, sie sich selbst von Gott zu erbitten. Wir zeigen bloß, was Christus verstand unter

göttlicher Gnade und Vergebung.

I.

Meine Lieben! Wir sprechen gewöhnlich von Sündenvergebung. Es gibt aber gar keinen mißverständlicheren Ausdruck als diesen. Stets liegt ihm der durchaus falsche Gedanke zu Grund, so vergebe Gott, daß er die von uns in Wort und That begangenen Sünden gleichsam durchstreiche, daß es sei, als wären sie nie begangen worden; er vergesse, was geschehen sei, und deshalb dürften auch wir es vergessen; vor Allem erlasse Gott, indem er vergebe, die angedrohte und sonst gewiß eintretende Strafe für die Sünde, und eben um dieser Strafe zu entgehen, um sich vor Zukünftigem weniger fürchten, unter Gegenwärtigem nicht mehr leiden zu müssen, flehen Viele Gott um seine Vergebung an.

Allein in Wahrheit ist die göttliche Vergebung etwas

Anderes. Das, was wir Sünde nennen, das bleibt, das wird von Gott gar nicht hinweggenommen. Es bleibt vor Allem die Thatsache, daß wir gefehlt haben; aus der ewig stille stehenden Vergangenheit wird gar nichts nachträglich mehr ausgestrichen weder von der Hand eines Menschen, noch von der Hand Gottes. Und diese Thatsache, daß wir uns verfehlt haben, die soll auch bleiben, damit zugleich die Erinnerung an unsere Irrwege und Uebelthaten in uns nie erlösche. Nicht erlöschen soll diese Erinnerung, damit wir aus unsern frühern Irrwegen Erfahrung und immer neue Belehrung schöpfen, damit auch eine stille Wehmuth über unsere Vergangenheit, unsere dort bewiesene Schwachheit, verlorene Zeit, vergeudete Kraft nie von uns weiche, uns demüthig und wachsam erhalte und vor neuem Fall bewahre.

Ja es bleibt noch mehr, auch wo Gott wirklich vergibt: es bleiben auch die natürlichen Folgen unserer Sünden; ein verarmter Verschwender wird durch die göttliche Vergebung nicht wieder vermöglich, ein durch Ausschweifung siech gewordener Körper nicht wieder stark und ungebrochen. Und deshalb sollen sie bleiben, diese bösen Folgen unserer Sünden, damit sie uns eine heilsame Zucht seien und uns, die wir im Größern untreu gewesen sind, die Treue im Kleinern lehren, damit wir auch, wenn wir um die Vergebung Gottes bitten, Anderes wollen und suchen als bloße Straflosigkeit.

Aber was denn? Wenn so die Sünde bleibt, die Erinnerung daran bleibt, die Wehmuth darüber bleibt, ihre böse Folge bleibt, worin besteht denn am Ende noch Gottes Vergebung, was nimmt sie hinweg? Das sagt unser Text so schön: vergib uns unsere Schulden. Schulden — in diesem einzigen Worte liegt's, die Schuld nimmt die göttliche Vergebung hinweg. Vergeben wird überhaupt nur die Sünde, welche als eine wirkliche Schuld auf uns lastet, als ein Druck auf unserm Gewissen, als das Gefühl der Gottesferne, als das Bewußtsein, nicht mehr ein Kind Gottes zu sein, nicht

mehr so fröhlich zu ihm emporschauen zu dürfen, auf uns lastet als die bange Frage: was wird aus mir so allein und ohne Gott? Dieses Schuldbewußtsein mit seinen Qualen nimmt Gott hinweg, indem er uns neu seiner Kindschaft versichert, darin besteht seine Vergebung.

Ein Beispiel. Unsere Kinder kommen ja wohl oft zu uns mit der Bitte, wir möchten ihnen dieses und jenes verzeihen. Nun machet ihr gewiß mit mir unter zehn solchen Fällen in neun die Erfahrung, daß den Kindern mit ihrem: es ist mir leid, ich will es nie wieder thun! vor Allem das am Herzen liegt, der für ihre Verfehlung verdienten Strafe zu entgehen und möglichst ungeschlagen davon zu kommen. Allein eben weil das zumeist ihr höchster Wunsch ist, macht ihr so oft die weitere Erfahrung, daß eure leichthin ihnen ertheilte Vergebung ihnen eher schadet als nützt, und daß sie schon in der nächsten Stunde alles Vorgegangene, ihren Fehler und eure Vergebung, reinweg vergessen und in den Wind geschlagen haben und eher kecker als vorsichtiger geworden sind. Zuweilen aber begegnet es bei einem besonders weichen Gemüth oder bei einem besonders schweren Fehler, daß ein Kind kommt und zu euch spricht: liebe Eltern, das und das habe ich gethan, ich habe mich sehr verfehlt, ich weiß es, ich habe Strafe verdient, aber mehr als Alles ist mir leid, daß ich mich eures Vertrauens unwürdig gezeigt habe und daß ihr mich nicht mehr so lieben könnt wie vordem. Straft mich nur, aber nicht wahr, ihr behaltet mich doch ein klein wenig lieb, und wenn ich mich gut halte, vertrauet ihr mir auch wieder. Wenn ein Kind also zu euch redet und ihr ihm nun nicht etwa aus Freude über seine Herzensgüte die Sache gar zu leicht macht, Ernst braucht, aber dann es auch eure Liebe wieder fühlen lasset, dann erst wird eure Vergebung ihm zum Segen, zu einer Wohlthat. Beides hat es dann erfahren, den Schmerz, seine Eltern betrübt zu haben, aber auch die Wonne, als eure Liebe ihm wieder zuströmte. Jetzt erst weiß

es, was Elternliebe ist, wie unverdient, wie reich, wie geduldig. Das haftet in seinem Gemüth.

Ganz dasselbe ist's mit der göttlichen Vergebung. Von dieser weiß nur der zu berichten, der einmal erfahren hat, was es heißt, eine Waise zu sein auf Erden, ohne Gott und ohne Hoffnung zu leben in dieser Welt und alle Tage mit sich zu schleppen, einer Kette gleich, sein sündliches Wesen, erfahren aber auch, was das für ein Glück ist, wenn man seinen Vater im Himmel wieder findet, eine unverdiente Liebe und ewige Gnade, wie es da ist, als gehe im eigenen Herzen die Sonne auf und mache licht Alles um uns her.

II.

Meine Zuhörer! Wenn aber die Sündenvergebung darin besteht, daß die Sündenschuld von Einem hinweggenommen wird, dann ist klar, daß es nicht genügt, wenn bloß ein Mensch zum andern sagt: Gott hat dir deine Sünden jetzt vergeben. Ich sagte vorhin: die letzten Schritte zu Gott hin müsse jeder einzelne Mensch immer selber thun; grad so muß er auch in sich selbst gewiß werden, daß ihm wirklich vergeben ist. Erst diese innere Gewißheit hat jenen Schwermüthigen wiederum gesund gemacht. Menschenwort kann auf Gott hinweisen, trösten, Muth machen, aufrichten, aber die innere Gewißheit: jetzt ist mir vergeben, die stammt unmittelbar aus Gott.

Meine Lieben! Es gehört das zu unsern innersten christlichen Erfahrungen und lassen sich darüber nicht viele Worte machen. Nur so viel kann ich sagen: Nur derjenige hat göttliche Vergebung empfangen, der dieselbe als eine neue, frische und fröhliche Kraft in seinem ganzen Wesen empfindet, der sich wieder muthiger und stärker, bereiter zum Handeln wie zum Leiden fühlt. Es brennt in ihm wie eine heimliche stille Freude, er weiß ihr gar keinen rechten Namen, er kann bloß

sagen: ich habe Gott, ich bin trotz Allem und Allem noch immer sein Kind, seiner Gnade gewiß, getröstet durch sie, selig in ihr. Ein solch warmes Herz in der Brust schaut er auch mit ganz anderem, viel hellerem Blick hinaus in die Welt. Es ist zwar noch die alte Welt, und auch die Menschen, die ihn umgeben, sind noch dieselben, aber aus Allem, was er erschaut, aus Allem, was ihm begegnet, ist etwas hinweggenommen, der Fluch, die Gottesferne, das böse Gewissen; das hatte ihm bisher das Widerwärtige noch unerträglicher gemacht, ihm jede Freude getrübt und vergällt; das ist nun weg. Nun entströmt für ihn wieder Alles, Alles der Liebe Gottes, welche er soeben erfahren hat, Alles ist ihm ein Zeichen von Gott, auch durch das Widerwärtige fühlt er seine Liebe, den hineingelegten göttlichen Segen durch, alles Gute ist ihm eine stets neue Versicherung, daß ihm wirklich vergeben sei.

Und nun noch ein Letztes. Es geschieht wohl nicht selten, daß du Gott um seine Vergebung anflehest, aber die Gewißheit, daß dir vergeben sei, wird dir gleichwohl nicht zu Theil. Dann darfst du nicht irre werden, weder an Gott, noch an dir. Gott verziehet nur darum zu kommen, weil du nicht die rechte Vergebung bei ihm suchst, vielleicht Vergessenheit, vielleicht Straflosigkeit, aber nicht seine Liebe, seine Liebe ganz allein, und er verziehet so lange, bis du jenem Kinde gleich zu ihm sprichst: strafe mich, Gott, nur liebe mich, nur sei wieder mein Vater im Himmel. Betest du also um Vergebung, dann kommt Gott unverweilt und mit ihm das Gefühl seiner ewigen Liebe und Treue.

Das menschliche Verzeihen

1873

Matth. 6, 12 b. Wie auch wir vergeben unsern Schuldnern.

Meine Zuhörer! Dieser zweite Theil der fünften Bitte des Unservaters: wie auch wir vergeben unsern Schuldnern, gehört natürlich unzertrennlich zum ersten: vergib uns, Vater, unsere Schulden; er fügt zur Bitte ein Gelübde hinzu: Vater, so wie du uns vergibst, die wir gegen dich gefehlt haben, so wollen wir auch den Menschen wieder vergeben, die wider uns gefehlt haben; Vater, wir versprechen dir, deine Gnade, die wir so sehr bedürfen, dazu anzuwenden, um auch unsern Nebenmenschen wieder gnädig zu sein und ihnen wieder zu thun, was du an uns gethan.

Nun habe ich euch, meine Lieben, vergangenen Frühling an dem Text: selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen — gezeigt, wie unendlich folgenreich es geworden sei, daß Jesus mit der göttlichen Vergebung das gegenseitige sich Verzeihen der Menschen unter einander so innig verbunden habe, denn seitdem sei nun Religion und Menschenleben unzerreißbar in einander verschlungen, alle Religion müsse sich im Leben bewähren, die göttliche Vergebung in menschlicher Versöhnlichkeit sich künden; umgekehrt könne aber auch kein wahres Menschenleben mehr sein ohne Kraft aus Gott, keine menschliche Vergebung und Geduld ohne den Gedanken, wie sehr wir selber der göttlichen Liebe, Gnade und Geduld bedürfen, wie wenig wir sein können ohne dieselbe.

Doch auf diesen Gedanken will ich heute nicht zurückkommen. Etwas Anderes liegt mir im Sinne. Ich sage mir nämlich, dieses „wie auch wir vergeben unsern Schuldnern" ist doch nicht bloßes Gelübde und Versprechen an Gott, denn wie der Augenschein zeigt, geht das nicht so von selbst, daß wir dann unsern Beleidigern auch verzeihen. Nein, vielmehr liegt auch in diesem: wie auch wir vergeben unsern Schuldnern — etwas von einer Bitte. Vater, vergib uns nicht bloß, sondern hilf uns auch deine Gnade besiegeln, fest machen, uns bewahren dadurch, daß wir Andern thun, wie du uns gethan. Das deutet an, daß es den Menschen schwer ankomme, Vergebung zu üben, selbst dann schwer, wenn ihm selbst von Gott Vergebung zu Theil geworden sei. Ja, wir können geradezu sagen: die göttliche Vergebung ist eine große Gnade, aber die Kraft, nun selber wieder zu vergeben, ist eine zweite, nicht minder große Gnade.

Deshalb spreche ich euch zu dieser Stunde nicht etwa wie gewöhnlich von der menschlichen Versöhnlichkeit als der unerläßlichen Bedingung zur göttlichen Vergebung, sondern

von der Schwierigkeit, uns unter einander zu vergeben, wie Gott uns vergab.

I.

Meine Zuhörer! Es gibt gewiß keine einfachere und selbstverständlichere Forderung Gottes, als daß wir unter einander dieselbe Liebe sollen walten lassen, mit der er uns behandelt; denn gesetzt auch, die Menschen hätten unsere Liebe nicht verdient, so ist ja auch Gottes Liebe sehr unverdient, gesetzt auch, wir müßten sehr viel vergeben, so hat er uns doch noch viel mehr vergeben; die Freude hierüber sollte uns, so dünkt Einen, Kraft und Trieb genug geben zum eigenen Vergeben.

In Wahrheit jedoch verhält sich dieses ganz anders. Jesus hat stets genau gewußt, wo er den Hebel ansetzte, um die Menschen besser zu machen; auch seine einfachsten Forderungen zielen stets auf das Innerste des Menschenherzens, sie greifen stark an. Vergeben ist schwer, es verstößt gegen so viel, was auch solche Menschen, die daneben ganz tüchtig, brav und redlich, ja weich und mildthätig sind, noch immer im Herzen tragen; denn im Grund auch guter, treuer Menschenherzen ist noch unendlich viel Empfindlichkeit, Rechthaberei, Hochmuth, Schadenfreude, Rachsucht zurückgeblieben, und das Alles sträubt sich gegen das Verzeihen, das Friedemachen, gar das Bitten um Frieden. Man hat es dem alten Heidelberger Katechismus als eine Uebertreibung übel genommen, daß er sagt, wir seien von Natur geneigt, unsern Nächsten zu hassen, doch wer sein eigenes Herz kennt, der weiß, daß es ihm leichter wird zu hassen als zu lieben, und daß das Vergeben ihm ganz anders schwer fällt als zu schmollen.

Viele sagen geradewegs: wir vergeben nicht — das ist weibisch, das ist eine Schwäche, zu verzeihen, schon das erste Mal, dann gar noch ein zweites, ja immer und immer wieder. Wir selber sagen in vielen Fällen, wenigstens da können wir nicht verzeihen, es wäre uns rein unmöglich. Und wir haben hiefür auch eine Menge Gründe — wir haben immer gute Gründe für schlechte Sachen! Da sagen wir: das Andere ist schuld an der Verstimmung, am Streit, es ist wenigstens viel mehr schuld als ich, es hat mich gar zu tief beleidigt; das ist nun schon viel zu lang gegangen; es nützt doch nichts, machen wir auch heute Frieden, so haben wir doch schon morgen wieder neuen Streit; wenigstens muß das Andere den ersten Schritt thun, mir entgegenkommen, sich unterziehen; das ist gegen meine Ehre, so erniedrige ich mich nie und nimmer. Vielleicht kommt uns wer dann mit der Religion, mit dem Bild von Dem, welcher auf dem Altar opfern will, mit dem Gleichniß vom Schalksknecht; allein so lassen wir uns noch

lange nicht kommen, das ist ein ganz besonderer Fall, das hat mit unserer Religion gar nichts zu thun, wir sind recht und brav und möchten Den sehen, der uns etwas vorhalten könnte.

So, meine lieben Zuhörer, reden wir vielfach. Und zwar handelt es sich dabei durchaus nicht etwa um eine einzelne Feindschaft gegen diesen oder jenen Menschen außer unserm Haus. Nein, gestehen wir es frei heraus, da wo unsere Unversöhnlichkeit die größten Verheerungen anrichtet, das ist unser eigen Haus, unsere Familie. Hier, wo wir alle Tage Veranlassung und Nöthigung zu gegenseitiger Vergebung und Verträglichkeit haben, wie oft geht da die Sonne unter über unserm Zorn, wie häuft sich da Verdruß zu Verdruß, wie zurückhaltend, wie sehr schmollend wartet da das Eine auf das Andere, daß es zuerst komme und um Verzeihung bitte.

Doch wir wollen nicht so weit gehen, nicht behaupten, daß wir gar nicht vergeben. Wir vergeben wohl, aber nur halb. „Vergeben will ich ihm wohl, aber vergessen, was er mir angethan, das kann ich nie und nimmer.“ Was will das mehr heißen, als daß wir bloß nicht Rache nehmen wollen, dagegen als ein heiliges Recht fordern, den Stachel, die Verstimmung im Herzen zu bewahren? Oder wir schließen mit dem Nächsten jenen künstlichen, äußern Frieden, wo wenigstens für gewöhnliche Zeiten er uns nichts thut und wir, ob auch mit tonloser Stimme und über gleichgültige Dinge, doch freundlich mit einander sprechen, jenen äußern Frieden, der aber nur ein über einen Sumpf gewachsener Rasen ist und zerreißt und zusammenbricht, sobald nur ein fester Fuß darauf tritt, den Menschen, dem dieser Fuß gehört, in sich begrabend.

Ja, meine Zuhörer, es braucht etwas, um all' das zu überwinden, jene stolze Weigerung, überhaupt zu vergeben, wie diesen Schleichweg bloß halber Vergebung, und statt dessen zu Denen sich zu halten, die rückhaltlos vergeben, die gründlich und von sich aus Frieden machen, die immer neu Versöhnung

suchen, deren Langmuth und Geduld kein Ende nimmt. Das braucht Muth vor der Welt wie vor sich selbst. Draußen halten sie Einen für einen gutmüthigen Thoren, der mit sich machen lasse, was Einem beliebe, den man immer neu mißbrauchen könne, den man nicht zu fürchten brauche. Und inwendig im eigenen Herzen sträubt sich gegen diese Nachgiebigkeit unser ganzer Stolz, Alles, was wir gewöhnlich unser Ehrgefühl nennen, unsere ganze Empfindlichkeit über die erfahrene Beleidigung. Da bedarf es denn wahrhaftig, daß wir Gott bitten, daß er uns unsern Schuldnern vergeben helfe, daß er unverwandt durch den Gedanken an seine Vergebung das Herz uns demüthig, stets eigener Schuld bewußt und darum friedfertig erhalte.

II.

Gelingt es uns aber dann, mit Gottes Hülfe und in stets neuer Bemühung und Selbstüberwindung versöhnlich zu werden, den Frieden mehr zu suchen als den Krieg und diesen Frieden selbst mit persönlichen Opfern zu erkaufen, dann ist damit etwas Großes gewonnen.

Solche Menschen sind ein Segen für ihre ganze Umgebung. Ja wohl lacht man sie anfänglich aus und mißbraucht und quält sie vielfach. Allein allmälig empfindet man es immer mehr als eine Freude, um solche Menschen zu sein, welche in seinem eigenen Haus, seiner Familie zu haben. Es gibt ja der Menschen genug, die überall, wo sie sind, Streit anfachen; drum finden wir Einen, um den es Frieden ist und immer neu Friede wird, so weht es uns von dem aus heimatlich an, hier ist eine Stätte Gottes und gut sein.

Solche Leute sind aber nicht bloß ein lieblicher Segen, sondern sie bilden auch eine ganz gewaltige Macht. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Da sehen wir sie durch alle Beleidigungen, durch

Alles, was uns so wehe thut oder so sehr reizt, ebenfalls hindurch schreiten, durchaus nicht kalt, unnahbar, sondern empfänglich für all' die Stiche, für all' das Schmerzliche; dennoch bringen sie es fertig, den Andern immer wieder ein freundlich Gesicht zuzukehren und die Hand zum Frieden zu bieten; wie viel muß doch inzwischen inwendig in diesen Menschen vorgegangen, wie viel mit Gott allein verarbeitet worden sein; wie haben sie gerungen und über sich selber obgesiegt — so müssen wir denken und zu ihnen emporschauen und sie beneiden um ihre stille Kraft.

Und wie viel sie zu Stande bringen, wie viel Unmögliches sie möglich machen! Auch wo wir es gut meinen, entsteht zuweilen gegen unsern Willen Streit und wird dieser Streit immer heftiger; wie nun aus diesem Streit wieder Friede werden lassen? Dazu fehlt uns die Kraft, der Muth, der Glaube, da reißt unser Faden ab. Sie aber finden mit eigenthümlicher Sicherheit immer wieder den Weg aus dem Streit heraus in des Friedens uns so verborgenes und doch so schönes Thal. Wie viel das sagen will! wenn wir das nur auch lernten! Wir können es noch nicht, aber folgen müssen wir ihnen, wo sie hingehen. Und wenn das nun daneben gar nicht etwa schwachherzige, weichmüthige, gefühlsselige Menschen sind, sondern ernste, strenge Leute, welche die Gerechtigkeit lieb haben, wie wir am Rechte hängen, die aber über alles Recht stets die Gnade setzen, diese eintreten und walten lassen, wo das Recht ein Ende hat und nichts mehr vermag, dann schlägt uns das mit Gewalt, doppelt empfinden wir unser Unrecht gegen sie, jetzt wissen wir erst, was die Gnade Gottes ist, und beginnen zu ahnen, was für ein Großes es ist um die Gnade.

Meine lieben Zuhörer! Solche Menschen wollen auch wir werden. Nicht bloß Einem, der wider uns gefehlt hat, einmal verzeihen, ein paar Mal verzeihen, nicht bloß hier und dort Frieden machen, nicht bloß jetzt dem lieben Gott ver=

sprechen, das auch wirklich zu thun, wenn wir nun heimgehn. Nein, noch viel mehr. Lasset uns ihn bitten, daß er durch die Gewalt seiner eigenen Gnade uns zu Menschen mache, die allzeit den Frieden und die Versöhnung in sich tragen, die allen Streit zu wandeln vermögen in Frieden und allzeit am rechten Ort Gnade vor Recht ergehen lassen. Dann erst ist die Gnade Gottes recht wirksam, erst an uns, dann durch uns an der Welt.

Der Glaube

1873

Hebr. 11, 1b. Es ist aber der Glaube eine Ueberzeugung von den Dingen, die man nicht siehet.

Meine Zuhörer! Die Reihe unserer Predigten von jetzt an bis zur Weihnachtszeit wird öfters durch Gelegenheitsreden unterbrochen werden, so zu Anfang der Schule, zu Anfang des Winters und zu Ende des Kirchenjahres, wenn unsere katholischen Brüder Allerheiligen und Allerseelen feiern. Trotz dieser Unterbrechungen gedenke ich doch, meine übrigen Predigten unter einander in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. Allerdings mag es mehr überraschen und fesseln, wenn allsonntäglich ein unerwarteter Bibeltext hier vorgeführt und abgehandelt wird. Gleichwohl halte ich diese Predigtweise nicht für die heilsame, für Zuckerbrod statt Hausbrod. So oft wie nur immer möglich sollen meine fleißigern Zuhörer schon auf dem Wege hieher wissen, über was ungefähr wird gesprochen werden. Das stellt zwischen euch und mir den gemeinsamen Boden her, den jeder Redner so sehr bedarf und von dem er immer ausgehen muß. Auch gestattet mir diese Art und Weise, an jedem Sonntag nur über einen besondern Gegenstand zu sprechen, statt über Himmel und Erde und Alles, was darinnen ist; wissen doch die Zuhörer, daß sie auch von dem Uebrigen vernehmen werden, nur nicht auf einmal und immer wieder, sondern eins um eins, hübsch der Reihe nach.

Nun entspricht die Reihenfolge von Predigten, die ich heute beginne, dem Gang, den ich letzten Sommer mit euch

gemacht habe. Damals das Gesetz, die zehn Gebote, jetzt das Evangelium und seine Vorschriften und Räthe; damals mehr das: du sollst nicht, jetzt vorwiegend das: du sollst. Mit einem Wort: das Bild eines ächten Christen, seine besondern Merkmale möchte ich vor euch hinstellen und euch sagen, was und wie viel es heißen will, ein Christ zu sein, ein ächter Christ, wie man ja auch sagt ein guter Schweizer, ein Christ von jener höhern Ordnung, in dem Jesus Christus Gestalt gewonnen hat, in dem sein Geist lebendig, mächtig, treibend und bestimmend ist.

Das erste Merkmal nun, das ich von einem solchen Christen anzugeben weiß, ist das in unserm Text angedeutete, der Glaube.

Der Christ muß glauben; ungläubige Menschen sind nie und nimmer wahre Christen.

I.

Meine Lieben! Dieser Satz verwundert euch gewiß, stößt euch vielleicht sogar; doch noch mehr als über die Sache selbst verwundert ihr euch darüber, nehmt ihr Anstoß daran, daß ich diesen Satz ausspreche, daß er aus meinem Munde geht. Denn ihr habt gewiß schon wahrgenommen, daß man heutzutage hier und dort sehr scharf zwischen Gläubigen und Ungläubigen unterscheidet, mit Verehrung von jenen spricht, mit Scheu, wo nicht gar Abscheu, von diesen, ja nicht selten anzunehmen scheint, ein gläubiger sei gleichbedeutend mit einem guten Menschen, ein ungläubiger gleichbedeutend mit einem schlechten. Solche Urtheile habt ihr wohl hart, lieblos gefunden, ja zuweilen durchaus falsch, manchen Gläubigen, dem nicht zu trauen war, manchen sogenannten Ungläubigen, der sich weit besser auswies, als man euch denselben geschildert hatte. Gleichwohl komme ich nun auch und mache diesen Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Ob ich

denn nicht wisse, daß man auch mich zu den Ungläubigen rechne und ich mir so gewissermaßen mein eigen Urtheil spreche? fragt ihr.

Meine Zuhörer! Dennoch wiederhole ich: ein tiefer Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen besteht, und nur der gläubige Mensch ist ein wahrer Christ. Wenn aber, wie nicht zu bestreiten, diese Sätze auf's Leben und den Menschen angewandt zu Lieblosigkeiten und offenbarem Unrecht führen, so trägt die Schuld hieran nicht jene Unterscheidung zwischen Gläubigen und Ungläubigen, sondern der Umstand, daß man etwas Glauben nennt, was gar keiner ist, und Unglauben etwas, in dem des Glaubens Feuer glüht. Denn wen nennt man gewöhnlich gläubig? Den, welcher die religiösen Meinungen der Väter oder seines Unterweisers unbesehen hinnimmt und unversehrt festhält. Wen dagegen ungläubig? Den, welcher über religiöse Dinge seine eigenen, von den herkömmlichen abweichenden Ansichten hegt, dieselben nicht unterdrückt, niederschlägt, ängstlich verhehlt, sondern sich offen dazu bekennt. Nun aber ist klar: ein solches Merkmal ist ein durchaus äußerliches und entscheidet nicht über des Menschen innern Werth oder Unwerth. Daß Einer in der Religion am Hergebrachten festhält, das macht ihn weder gut noch schlecht, wohl aber die Gründe, aus welchen er es thut. Geschieht es aus Ueberzeugung, so ist es ihm zum Heil, geschieht es aus Menschenfurcht, so nimmt seine Seele daran Schaden. Ganz gleich verhält es sich mit Dem, welcher über religiöse Dinge absonderliche Ansichten äußert: thut er es aus aufrichtiger Wahrheitsliebe, so zieht ihn das empor, thut er's aus Eitelkeit, Prahlhanserei, oberflächlicher Leichtfertigkeit, so geht es abwärts mit ihm.

Mit einem Worte: das, was man gewöhnlich Glauben oder Unglauben nennt, ist nur die Schale von dem, was in Wirklichkeit Glauben und Unglauben ist. Es muß etwas aus einer tiefen heiligen Ueberzeugung, wie unser Text das nennt,

hervorfließen, dann ist's Glauben, der ganze Mensch muß dazu stehen. Kann er das nicht oder will er es nicht, dann ist's Unglauben und klänge es sonst auch noch so fromm oder so gescheidt. Etwas von unserm Herzblut muß in unserm Glauben sein.

Doch nicht bloß Ueberzeugung nennt unser Text den Glauben, sondern fügt hinzu — eine Ueberzeugung von den Dingen, die man nicht siehet. Was sind diese unsichtbaren Dinge? Etwa bloße Unbegreiflichkeiten und Räthsel, die man hinnehmen und hinunterschlucken muß, weil man sie nicht lösen kann? Nein, diese unsichtbaren Dinge sind Alles, was hinter dieser sichtbaren Welt liegt; mein Glaube ist die Ueberzeugung, daß die Welt mit dem, was ich sehen, hören, mit Händen greifen kann, ihr Ende noch nicht erreicht hat, sondern jenseits noch Sachen liegen, besser, mächtiger, herrlicher als Alles, was von meinen Sinnen wahrgenommen wird. Glauben ist die Ueberzeugung von einer höhern Welt mitten in dieser Sichtbarkeit.

Wir Alle wissen, was das Schicksal ist. Ich aber glaube, daß allem diesem Schicksal ein Wille Gottes zu Grunde liegt und darin sich vollzieht. Diesen Willen Gottes habe ich zwar nie gesehn, doch so lebendig steht er vor meinem innern Auge, daß er Alles in Allem wird und das sogenannte Schicksal zu einem bloßen Werkzeug in seiner Hand zusammenschrumpft. — Ich gründe mir einen eigenen Herd; da fehlt mir noch so viel scheinbar durchaus Nothwendiges und ist so Manches da, es wäre besser nicht da, hinweggenommen; mächtig sind die äußern Verhältnisse; ich sehe das Alles und überschaue es klaren Auges, aber ich rechne nicht bloß mit diesen sichtbaren Dingen, sondern glaube an unsichtbare Gotteskräfte, wie Liebe, Geduld, Ausdauer, Ergebung, und sage: diese sind mächtiger noch als die mächtigsten Verhältnisse, mit diesen läßt sich Manches ertragen, Manches zwingen, Manches zum Guten wenden. — Ich denke an mein

persönliches Leben — wie viel mir da fehlt zu dem, was die Menschen Glück nennen, aber diese sichtbaren Bedingungen zu einem handgreiflichen Glück achte ich gering und sage: rechtschaffen glücklich macht aller Sichtbarkeit zum Trotz doch nur das Unsichtbare, die Genügsamkeit und Dankbarkeit, der innere Frieden und das gute Gewissen. — Meinem Fortkommen auf Erden, meiner Wirksamkeit thürmen sich haushohe Hindernisse entgegen, unmöglich scheint Gelingen und Gedeihen, versperrt jeder Ausweg, ich selbst bin so schwach und hülflos, aber ich glaube — das heißt hier: entgegen allem Augenschein vertraue ich dennoch darauf, daß zur rechten Stunde sich mir eine Thüre aufthun und daß endlich mir gelingen werde, wozu ich auf Erden gesandt sei. — Ein tief gesunkener Mensch begegnet mir auf meinem Lebensweg, Alle geben ihn verloren; ich aber glaube an eine Uebermacht des unsichtbaren Geistes über das sichtbare Fleisch, der unsichtbaren Gottesgnade über die menschliche Sünde. Diese unsichtbaren Mächte rufe ich an; will jener Unselige von ihnen sich wieder emporziehen lassen, so kann er es. — Angst umfängt meine Seele: so viel Böses rings und dieses Böse so mächtig und gewaltthätig, je besser ich es kennen lerne, desto grimmiger — aber ich glaube, glaube an ein Gottesreich, unsichtbar, ungreifbar, aber dennoch das Ende, das Ziel von Allem, an einen endlichen Sieg des Guten über alles Böse; meine Seele wird getröstet und mein Herz wieder fest.

Meine Zuhörer! So schaue ich da, wo die Menschen mit gewöhnlichen Augen nur diese dürre Welt mit ihren Mächten erblicken, mit den Augen des Glaubens in eine unsichtbare Welt voll Licht, Heil und Segen hinein, unsichtbare Kräfte umgeben und tragen mich, Gott selbst ist da. Doch von dieser höhern Welt weiß ich nicht bloß; mein Glauben ist mehr als ein Wissen. Die Ueberzeugung: da ist etwas Festes, Lebendiges, Starkes und Mächtiges, Hülfreiches, da klopfst du nie umsonst an, da wirst du nicht zu Schanden,

da ist immer noch Rettung und Heil vorhanden, diese Ueberzeugung erfüllt mich mit Freude, mit heiligem Feuer, mit Muth. Diesen Glauben an die unsichtbaren Dinge brauche ich so nothwendig wie den Athem, ohne ihn bringe ich mein Leben nicht mit Ehren zu Ende, ohne ihn bin ich kein Christ, der Christ muß glauben.

II.

Doch ich sage da viel zu viel. Diesen Glauben an die unsichtbaren Dinge und Mächte, an den lebendigen Gott, den alle Tage, den bis in's Kleinste wirksamen Gott, den habe ich nicht so sicher und fest, wie eine fertige Kirchenlehre, ein wohlgeordnetes Glaubensbekenntniß. Wie ich diesen Glauben brauche für das Leben, um mich hindurch zu schlagen, um zu überwinden, so will das Leben alle Tage diesen Glauben mir hinwegnehmen und rauben. Die Mächte dieser Erdenwelt schrecken mich, sie umgeben mich so nahe von allen Seiten, daß ich gar oft mich ihnen preisgegeben dünke; die Erfahrungen des Lebens wollen mich irre machen; Menschen verspotten und verhöhnen dieses Glaubens Tollkühnheit als Thorheit; im eignen Herzen steigen bange Zweifel auf: nein, dies ist unmöglich, nein, dort ist Alles umsonst und verloren.

Ich muß daher um meinen Glauben ringen und kämpfen alle Tage meines Lebens. Es gibt so manche dunkle Stunde, wo diese Sichtbarkeit mich erdrücken will, wo mein bischen Glauben wie ein Lichtlein im Wind unstät hin und her flackert und jeden Augenblick zu erlöschen droht. Aber wenn ich nur ringe und kämpfe und an's Letzte mich klammere, siehe, so führt mir Gott auch stets frische Hülfstruppen zu. Neu sendet er mir Jesus. Jetzt erst begreife ich den aller irdischen Hülfsmittel baaren Zimmermannssohn, der dennoch die ganze Welt überwunden hat, dem alle Sichtbarkeit gar

nichts mehr anhaben konnte — das that eben sein Glaube, für den es keine Welt, keine Sichtbarkeit mehr gab, sondern nur noch einen lebendigen Gott, nur noch Kräfte Gottes, die wie Engel ihn dahintrugen durch's schwere Leben.

Und Gott schlägt vor mir das Buch der Geschichte auf und zeigt meinem innern Sinne, wie alle seine Knechte mit unsichtbaren Waffen ihre großen Siege erfochten haben, ihre Siege über die Welt und die noch schwerern über sich selbst, mit den Waffen der Ergebung an Gott und des Vertrauens auf ihn, der ausdauernden Geduld, der dienenden Liebe. Alles Neue, alles Gute und Große auf Erden, nur durch Glauben ist es geschehen. Es war einmal nicht; damals sagte man von allen Seiten: es ist unmöglich. Da kam Einer, glaubte, legte Hand an und vollbrachte es mit Gott.

Auch an meine eigene Vergangenheit, an so manche Erfahrung aus derselben erinnert mich Gott und frägt: hast du denn ein einzig Mal umsonst geglaubt, je zu viel von mir erwartet? Nein, sagst du. Warum willst du dann aber schon wieder zweifeln?

Immerhin gibt es Augenblicke, wo auch diese Aufrichtungen nicht mehr verfangen, nichts mehr helfen. Das ist wohl gut für Andere, aber mir, mir gilt es nicht; damals half's, doch jetzt bin ich in viel schwierigerer, nie dagewesener Lage drin! In solchen Augenblicken hilft stets noch Eins, nur Eins: uns unmittelbar an Gott zu wenden, auf ihn zu werfen mit dem Ruf: ach, Herr, ich glaube, hilf du meinem Unglauben.

Und wenn wir vorwärts schauen, vorweg über unser zukünftiges Leben, dann lautet gewiß unser Aller dringendste Bitte: Vater, nur meinen Glauben hilf mir bewahren, bis ich meinen Lauf vollendet habe; mitten in dieser allgemeinen Vergänglichkeit laß nie mich Schiffbruch leiden an der Ueberzeugung von den unsichtbaren Dingen, der höhern Welt.

Wenn das uns gelingt, wie schön gestaltet sich dann unser Alter! Hinter uns versinkt gleich der Nacht die Welt, ihre Macht, ihr Druck, ihre Angst, vor uns geht immer lichter, immer näher der ewig reiche Gott mit seinen wunderbaren Kräften auf wie der Tag, er, dem wir so oft vertraut haben und nie umsonst.

Die Hoffnung

1873

Römerbrief 5, 5a. Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.

Meine Zuhörer! Was wir brauchen, was wir an uns haben, in uns tragen müssen, um brave und ächte Christen zu sein, davon rede ich euch in einer Reihe von Betrachtungen. Der Christ muß vor Allem aus glauben, sagte ich letzten Sonntag; aber glauben nicht an ein vorgekautes Glaubensbekenntniß, glauben nicht mit angelernten Worten und Geberden, sondern mit selbsterrungener tiefinnerer Ueberzeugung, daß hinter und in dieser sichtbaren Welt eine unsichtbare ihr Wesen habe, daß diese unsichtbare Welt mächtiger sei als die sichtbare, daß hier sich finden ein Wille Gottes, dem Alles dienen muß, Kräfte Gottes, feil um kein Geld und mehr werth als jedes irdische Hülfsmittel, ein Friede Gottes, ohne den es kein wahres Glück auf Erden gibt, eine Hülfe Gottes, auch wo jede Thür verschlossen und der Himmel über uns ehern scheint, ein Heil Gottes, das zum verlorensten Menschen sich herniederneigt, ein endlicher Sieg Gottes über jede Gestalt und Gewalt des Bösen auf Erden. Die feste Ueberzeugung von diesen unsichtbaren Dingen ist der Glaube, seine Sicherheit, sein Feuer.

Nahe verwandt mit dem Glauben ist die Hoffnung, von der wir heute mit einander reden wollen. Die Hoffnung ist nichts Anderes als ein auf die Zukunft und zwar das Gute in der Zukunft gerichteter Glaube. Sie stammt in ihrer

ursprünglichen Gestalt aber gar nicht allein aus dem Glauben, sondern hat eine natürliche Unterlage im Wesen des Menschen, ist gleichsam mit uns geboren; denn, meine Lieben, mit äußerst seltenen Ausnahmen haben wir alle den Zug, immer das Bessere zu hoffen, und diesen Zug haben wir, weil unserem natürlichen Wesen eine ganz wunderbare Spannkraft innewohnt, weil dieses, so lange die Hand des Schicksals schwer auf ihm lastet, nachgeben kann, dann aber, wenn diese Hand sich hinweghebt, gleich wieder emporschnellt und so frisch dasteht, als wäre ihm nie etwas geschehn.

Ist aber diese natürliche Schnellkraft unseres Wesens die Vorbedingung zum Hoffen, so ist sie doch noch nicht die Hoffnung selbst, am allerwenigsten die Hoffnung, welche, mit unserm Text zu reden, nicht zu Schanden werden läßt. Von dieser letzteren aber will ich sprechen, also

von der Christenhoffnung.

I.

Meine Zuhörer! Es gibt eine große Gottesgnade, von den Wenigsten gekannt und gewürdigt. Aeußerlich sind wir der Zeit unterthan, werden mitgerissen von ihr, können keinen Augenblick zurückhalten, keinen Augenblick überspringen; äußerlich gibt es für uns nur eine Gegenwart, mein ist nur der Athemzug, den ich in diesem Augenblick thue, der letzte ist unwiederbringlich dahin, der nächste mir nicht sicher. Aeußerlich liege ich gekrümmt unter dem Rade der Zeit. Innerlich aber stehe ich über der Zeit, meine Seele ist frei von ihrem Druck. In diesen flüchtigen gegenwärtigen Augenblick kann ich hineintragen alle Vergangenheit und alle Zukunft, alle Weisheit der Väter und meine eigenen Erfahrungen alle, zugleich aber alle mir zu Theil gewordenen Verheißungen, alle frohen Aussichten, Alles, was ich erwarte und hoffe. Wie unsere Alpen gestern im Abendsonnenschein, so steht mitten in

der Gegenwart schon meine ganze Zukunft mit allem, was sie mir bringen soll, vor meinem innern Blicke da; ich erlabe mich dran, ich freue mich über das Gute, was ich von ihr erwarte, grad so lebhaft, als besäße ich es schon, ja nicht selten inniger, als dann, wenn es mir einst wird zu Theil geworden sein.

Ja die Hoffnung auf die Zukunft ist ein Licht hinein in meine Gegenwart, gießt Segen aus über diese! Es ist doch etwas Anderes, ob ich wie die Eintagsfliege ein gedankenloses Dasein dahinlebe und ohne Vergangenheit noch Zukunft bloß dem flüchtigen Genusse fröhne oder unter der Alltagsarbeit mich weiter schleppe, oder ob ich, wenn ich mein Schifflein auf's weite Meer hinaustreibe, ein bestimmtes Ziel im Auge habe und weiß, wo ich landen will. Es lebt sich anders, es arbeitet sich thatkräftiger, es wird die kostbare Zeit besser ausgenutzt, wenn man weiß, wo man hinaus will, und die Hoffnung hat, bis hin zu gelangen. Jedem Wanderer sieht man es schon an seinen Schritten an, ob er einen bestimmten Ort erreichen will oder nur ein Spaziergänger ist. Und wie viel ernster ihr es nehmt mit der Gegenwart, ihr jungen Leute, mit euren schönsten Jahren, wenn ihr bedenket, daß ihr nach dem Gesetz der göttlichen Vergeltung jetzt schon, so jung noch eure spätere Zukunft selbst euch bereitet, wenn ihr hoffen dürft, den Grund legen zu können zu eurem zukünftigen Glück. Drum hinausgeschaut, das Ende wohl bedacht!

Ja so mancher Wirksamkeit, häuslichen und öffentlichen, vermag erst die Hoffnung auf die Zukunft die Freudigkeit zu verleihen, welche die Erfahrungen der unmittelbaren Gegenwart nicht aufkommen lassen. Denkt an den ganz alten Bund, an Mose, den vierzig durchrungene Jahre doch nur bis an die Grenze des verheißenen Landes brachten, dahin bloß, wo er es sterbend von ferne schauen konnte, denkt an Abraham, von dem das vierte Evangelium scheinbar so widersinnig und doch so sinnig sagt, er habe den Tag Jesu geschaut und sich

im Geist gefreut; denkt an die Propheten alle, deren Trost ein langes und schweres Menschenleben lang die Zukunft war, Dinge waren, die sie selber nicht erleben sollten und die dennoch mitten in der Nacht um sie her die Seele ihnen erfüllten mit hellglühendem Feuer. Und so ein Prophet ist Jeder, der auf irgend einem Gebiet eine Wahrheit verkündet, die noch neu und unbegriffen ist, oder eine Arbeit verrichtet, deren Erfolge nicht sofort sichtbar werden, solch ein Prophet ist vor Allem jeder Erzieher — er säet aus auf Hoffnung und lebt von dieser Hoffnung; sie muß so viel ihm ersetzen, diese Hoffnung.

Und wie viel Leid sie sänftigt, diese Hoffnung! Kaum ist eine Widerwärtigkeit eingetreten, so hat sich auch schon als mildernder Umstand die Hoffnung auf Besserung ihr beigesellt. Wir glauben gar nicht, wie viel Noth dadurch gemildert und erträglicher gemacht wird. Schon ganz äußerlich genommen: es tritt z. B. eine Theurung der unentbehrlichsten Lebensmittel, zumal des Brodes, ein. Nun sollte man meinen, diese Theurung müsse bis nach einer neuen Ernte stetig größer werden. Dies ist aber nicht oder wenigstens nicht in dem gefürchteten hohen Maße der Fall, denn spätestens schon vom Frühling weg beginnt die Aussicht auf die neue Ernte die Preise zu drücken, beginnt also die Hoffnung zu wirken. Diese Hoffnung wird auch für euch in den nächsten Monaten eine Brücke bilden über so manchen schwierigen Augenblick hinüber und werdet ihr selbst erfahren, wie viel die Zukunft vermag, noch ehe sie wirklich eintritt und sich zu dem ersehnten Ereigniß gestaltet.

Ganz dasselbe kehrt im innern Leben wieder: schon unsere Natur verlangt zum tiefsten Leid stets ein Gegengewicht und findet es in der Hoffnung, in jenen Verheißungen einer neu anbrechenden bessern Zeit, die erst nur ganz leise im Herzen anklingen und deren man sich eher verschämt, die aber immer lauter und lauter werden, so daß wir uns nicht selten verwundert fragen: wie ist dir doch wieder so viel leichter zu

Muth, warum auch, äußerlich ist ja noch nichts anders und besser geworden.

Endlich ist — ihr schönster Ruhm — die Hoffnung ein Rettungsanker, das letzte Tau, wenn alle andern reißen; nicht umsonst ist das Sinnbild der Hoffnung der Anker! Es war vor zwölf Jahren in Berlin, daß einer meiner Studienfreunde, durch Ueberarbeitung in Schlaflosigkeit und eine grenzenlose nervöse Aufgeregtheit hineingerathen, Hand an sich selber legte und seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Bei diesem Anlaß rief der allerälteste sämmtlicher Professoren uns jungen Leuten zu: nur eins nicht verloren, nur eins nicht weggeworfen auch in der schwärzesten Nacht drin, die Hoffnung, einen allerletzten Hoffnungsschimmer; dann ist gar nichts verloren; für den, der noch hofft, gibt es stets, gibt es auch in der allerverzweifeltsten Lage immer wieder einen Ausweg, ein Emporsteigen zum Licht, ein neues Leben! Und wirklich liegt auch in der Hoffnung, in diesem sich Anklammern mit letzter Anstrengung eine unnennbare Kraft, eine Macht, der gar nichts unmöglich ist.

Drum wir auch, wo ein Todtkranker immer noch hofft, diese Hoffnung ihm nicht rauben sollen; Gott selbst hat sie ihm in's Herz gegossen, und wenn er wieder gesund wird oder doch seine Tage sich verlängern, dann ist das ein Strahl von der starken Gewalt, welche Gott der hoffenden Seele über den Körper gab. Drum sollen wir auch den tiefgesunkenen Menschen, der aber noch hofft, vielleicht leichtfertig hofft, doch immerhin hofft, ja nicht aufgeben. Wenn er noch gerettet werden kann, so ist das der Faden. Vielleicht geht er zu Grund; aber wir dürfen ihn nicht zu Einem machen, der ohne Gott und ohne Hoffnung lebt in dieser Welt.

II.

Allein, meine Lieben, eben diese letzten Beispiele lassen durchblicken, daß es auch ein Hoffen gibt, das ohne Erfüllung

bleibt. Freilich lautet ein Sprichwort: wenn Hoffnung nicht wär', so lebt ich nicht mehr; aber diesem stehen zwei andere entgegen und die heißen: Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren; und: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Was machen wir da mit unserm Text: Hoffnung aber lässet nicht zu Schanden werden? Und wie viel wissen wir doch aus eigener Erfahrung von unerfüllten Erwartungen, geknickten Hoffnungen zu erzählen!

Auf diese Einwände antworte ich vor Allem aus Eines: es liegt, euch unbewußt, ein tiefer Sinn darin, daß ihr von Hoffnungen, die geknickt worden seien, in der Mehrzahl sprechet, Paulus dagegen von der Hoffnung, die nicht zu Schanden werden wird, in der Einzahl. Deutlicher ausgedrückt: du hoffst auf Hülfe, auf Rettung, auf Glück; aber das genügt dir nicht, eine bestimmte Art und Weise der Hülfe, ein eigenthümlicher Weg zu deiner Rettung, ein besonderes Glück liegt dir im Sinn und du denkst: nur so kann mir geholfen, nur so kann ich gerettet, nur so kann ich glücklich werden, und damit spaltet sich deine eine große Hoffnung in unzählige Unterhoffnungen, so daß du am Ende vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr siehst, über deinen vielen Wünschen das Eine, was Noth thut und dir alles Andere ersetzen könnte, aus den Augen verlierst. Damit aber hoffst du nicht mehr, sondern du verlangst, du forderst, du schreibst Gott die Wege vor, die er mit dir gehen, die Arten und Weisen, wie er dir helfen soll. Darum läßt dich Gott mit deinen tausend Einzelwünschen zu Schanden werden; danke ihm dafür, denn er meint es gut mit dir, eben dadurch will er dich die wahre Hoffnung lehren, die nicht zu Schanden werden läßt. Besteht doch diese umgekehrt darin, daß du über das Nächstliegende hinwegsiehst, Alles in Gottes Hände gibst und dich geradewegs auf das Letzte wirfst mit den Worten: kehre es an wie du willst, nur hilf mir, nur rette mich, nur mach mich glücklich. Ich weiß wohl, es ist unwahrscheinlich, es scheint

unmöglich, aber nur um so stärker hoffe ich und hoffe ich auf dich allein, dessen Wege nicht unsere Wege sind, dem nichts unmöglich ist.

Meine Zuhörer! versucht es nur mit dieser letzten und sofort auf das Letzte gerichteten Hoffnung und ihr werdet erfahren, daß es wirklich und für alle Fälle noch eine Hülfe, eine Rettung, ein Glück für euch gibt, ihr nicht zu Schanden werdet an Gott. Doch verstehet mich wohl, liebe Zuhörer, es bedarf auch dieses Hoffen noch immer der Läuterung. Nehmt wieder jenen Todtkranken. Er fühlt wohl, er kann sich nicht selber helfen und kein Mensch kann ihm helfen, und drum hat er alle seine Hoffnung auf Gott gesetzt. Aber was er zunächst hofft, ist einzig Genesung, baldige Genesung. Allein je mehr sein Leiden sich in die Länge zieht und seine Kräfte schwinden, desto mehr wird auch der Tag seiner Genesung in weite Ferne gerückt und damit richtet sich seine Hoffnung auf eine ruhige Nacht, einen bessern Tag, auf Kraft und Geduld und Liebe von Gott und Menschen, damit er ausdauern könne Stunde um Stunde, Tag um Tag. Einmal aber in einer schlaflosen Nacht durchblitzt ihn fröstelnd auf einmal der Gedanke: es kommt nicht gut mit dir, es geht zum Sterben. Er sucht sich dieses Gedankens zu entschlagen, allein derselbe kommt immer und immer wieder, in stets deutlicherer Gestalt. Da richtet er sein Hoffen auch auf den letzten Feind, den Tod, er hofft zu Gott, daß er ihn nicht verlassen, ihm Kraft und Muth und ein sanftes Ende verleihen, ihm überwinden helfen werde. Scheinbar stimmt er sein Hoffen immer tiefer herunter, in Wahrheit steigt er mit demselben immer höher empor. Ob er nun diesmal davon kommt oder stirbt, in beiden Fällen liegt der gleiche Segen in der Durchläuterung und Vergeistigung seines Hoffens: mit Gott hat er dem Tod in's Angesicht geblickt, über allem Tod hat er den geschaut, der hindurch führt und jenseits unsere Zuflucht ist.

Meine Zuhörer! Hoffen und Fürchten, das sind zwei Finger an einer Hand. Hoffe ich auf Vieles, dann muß ich auch für Vieles fürchten, in Angst und Sorgen sein. Hoffe ich auf wenig mehr im Leben, aber auf dieses stark und gewiß, dann brauche ich auch für wenig mehr zu fürchten. Setze ich all meine Hoffnung auf Gott ganz allein, dann fürchte ich mich auch vor nichts mehr hienieden.

Die Liebe

1873

1. Kor. 13, 13. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die größte aber unter diesen ist die Liebe.

Meine Zuhörer! Vom Glauben und von der Hoffnung sprach ich mehr im allgemeinen; von der Liebe, der Menschen- und Bruderliebe, thue ich es nicht, weil ich fürchte, in allgemeine, blumige Redensarten hinein zu verfallen. Ich rede auch nicht davon, daß wir Christen zur Bruderliebe innerlich verpflichtet sind, verpflichtet durch Gottes Liebe, aller Dinge Anfang, aller Dinge Ende, aller Dinge höchste Kraft, auch über uns alle Morgen neu, ewig unverdient bis zu unserm letzten Tag; verpflichtet durch Jesu Liebe, die ihn für die Welt, für uns Alle in den Tod getrieben. Ihr fühlt ja diese Verpflichtung, und Dem, welcher sie nicht spürt, werde ich sie mit bloßen Worten nicht eingeben. Nein, sondern ich lege das Hauptgewicht auf den zweiten Theil meines heutigen Textes: die größte aber unter ihnen ist die Liebe, und beantworte die Frage:

Warum, wieso ist die Liebe das Größte, größer noch als Glaube und Hoffnung?

I.

Da sage ich denn zuerst, darum ist die Liebe größer als Glaube und Hoffnung, weil sie noch schwerer ist als diese beiden. Der Glaube ist zwar auch keine leichte Sache; braucht

es doch nicht wenig, um am Unsichtbaren festzuhalten, wo all die sichtbaren Mächte dieser Welt uns rings drohend umgeben; zu sagen: das ist Gottes Wille, das wird geschehn, trotzdem Alle uns sagen: das ist unmöglich, nimmermehr. Auch das Hoffen wird einem nicht immer so leicht gemacht, vielmehr ist es für alternde Leute eine recht eigentliche Tugendübung, auf das Zukünftige stets guter Zuversicht zu unserm getreuen Gott und Vater zu sein und zu bleiben und fröhlich und getrost in die kommenden Dinge hinaus zu blicken, muthig auch über den Tod hinüber, mit den Worten jenes Dichters am Tage vor seiner Hinrichtung: „der Hoffnung Lied ich singe, denn morgen, morgen, morgen muß ich sterben."

Es ist nicht immer leicht zu glauben und zu hoffen, sagte ich — immerhin ist der Glaube eine Erhebung unserer Seele; gelingt es dieser, ihre Schwingen zu rühren und sich empor zu schwingen über die eigne Schwachheit, das drückende Leid, die umgebenden Verhältnisse, weilt sie dem Adler gleich hoch über den Nebeln dieser Erde in Gottes lichter Luft, dann fühlt sie freier sich und stärker; immer macht der Glaube etwas und etwas Großes aus dem Menschen; er fühlt sich glücklich und möchte stets in diesem Zustand bleiben. Und die Hoffnung saugt aus der natürlichen Schnellkraft des Menschen stets neue Kraft und Nahrung; hier hat und findet sie immer neue Hülfstruppen.

Ganz anders verhält es sich mit der Liebe, der Liebe, die Christus zu seinen Brüdern im Herzen trug. Will diese in einem Menschenherzen ihren Einzug halten, so sieht sie den Platz, den sie braucht und der ihr auch zukommt, bereits eingenommen und zwar durch eine andere Liebe, die Liebe des Menschen zu sich selbst, seiner eignen Person, mit einem Wort durch des Menschen Selbstsucht. Alle wahrhafte Liebe zum Nächsten, ob sie nun in Gedanken, Wort oder That sich offenbare, ist ein Sieg, eine Selbstüberwindung des

Menschen. Zunächst und wenn er sich gehen läßt, denkt eben der Mensch an sich selbst; die Sorge um die eigene Person beschäftigt ihn unabläßig Tag und Nacht. Nun verlangt aber die wahre Liebe gerade umgekehrt, daß er sich selbst vergesse, daß er sich in den Hintergrund stelle und durchthue, daß er seinen eigenen Vortheil dem des Nächsten opfere, seinen Besitz, seine Zeit, Kraft und Erfahrung zum Dienst des Andern aufwende. Allein in dieser Weise sich selber nicht mehr spüren, ganz nur dem oder den Andern leben und wär's auch nur auf kurze Zeit, das ist so leicht gesagt, so schwer gethan.

Zwar, ich sprach euch schon oft davon, werden gegenwärtig eben über die Menschenliebe viele große und schöne Worte gemacht, und wer den am liebsten gehörten Rednern zuhört und weiter nichts wüßte, würde meinen, diese Liebe gehe Einem ein wie Honig, und gar nichts auf Erden allgemeiner Verbreitetes, als diese Liebe, gebe es. Meine persönliche Erfahrung, die ich in mehr als einem halben Menschenleben an mir selbst und an Andern gemacht habe, die lautet ganz anders. Ich darf mich persönlich durchaus nicht beklagen, viel Liebe und Menschengunst ist mir zu Theil geworden, dennoch habe ich das Gefühl, die Welt im Großen und Ganzen ist hart und unbarmherzig, vergißt so bald und leicht, eilt an Einem rasch und fremd vorüber und fraget nicht nach seinem Schmerz. Wem nie das Weh, ungeliebt zu sein, ungeliebt vielleicht leben und sterben zu müssen, schneidig durch die Seele gezogen ist, der weiß nicht, was leben ist, und werden ihm die Augen einmal noch weit aufgehen. Und was das Schlimmste: ich darf der Welt ihrer Lieblosigkeit halber durchaus keine Vorwürfe machen, denn was ich in mir selber von reiner, aufrichtiger, bis in den Tod getreuer Menschenliebe trage, dessen ist nicht viel — denn wie viele Hintergedanken, wie viele Berechnungen, bloßer Schein, auch wohl Falschheit ist unter sie gemischt und wie

viele Tage sind in meinem Leben, wo diese allgemeine Menschenliebe eben einfach ein Ende hat, wo sie umschlägt in Zorn, ausartet in Verbitterung und in verbissene Verschlossenheit ausläuft. So viel steht der wahren und vollen Menschenliebe im eignen Herzen entgegen; die Liebe ist etwas Schwereres als Glauben und Hoffnung und eben deshalb etwas Größeres.

Mehr noch. Glauben heißt kämpfen. Du kannst von einem endlichen Sieg Gottes über alles Böse gar nicht wahrhaft überzeugt sein, ohne daß du selbst auf die Seite Gottes dich stellst, ohne daß du in deinen engern oder weitern Verhältnissen eintrittst für die Wahrheit und für das Recht, für das, was dir als das Gute erscheint, ohne daß Gottes Feinde zugleich auch deine Feinde werden und deine persönlichen Feinde wie Feinde Gottes selbst dir vorkommen. Drum heißt Glauben gar oft Zürnen, Hassen, Dreinschlagen, mit Gewalt Gott Bahn brechen wollen; so von den Tagen des Elias an bis herab auf die unsrigen. Allein den Weg des Elias ist Christus auch gegangen, rücksichtlos und gegen Jedermann trat er für Recht und Wahrheit ein und scheute sich nicht, mächtige Menschen zu Todfeinden sich zu machen. Gleichwohl haßte er nicht und schlug nicht drein, sondern krönte seinen Glauben mit etwas noch Größerem, mit der Liebe: er liebte seine Feinde, er bat für sie zu Gott, und was noch mehr, er vergab selbst ihnen von Herzen. Er haßte die Sünde, er liebte die Sünder, er machte der Feindschaft wider Gott den Krieg, doch die Feinde Gottes schloß er tief in sein Herz. Drum meine Zuhörer, ist es noch nicht genug, daß sie von dir einst sagen: er war ein tapferer Mann und hat viel ausgerichtet, oder: sie war eine gläubige Frau im Leben und im Sterben, sondern das müssen sie einst mit gutem Gewissen von dir bezeugen können: er hat auch über seine ärgsten Widersacher nie übel gesprochen, er wußte auch ihr Gutes aufzufinden und hoch zu halten, in seinem Herzen war er Keinem feind und hatte keinen Feind.

Nehmt statt des Glaubens die Hoffnung. Die Hoffnung ist stets auf etwas gerichtet, das Einem zu gute kommen soll, früher oder später, aber zu gute, in sinnlicherer oder in geistigerer Weise, aber zu gute; mit einem Wort, die Hoffnung geht stets auf etwas, dessen Erfüllung dieser Hoffnung Lohn sein wird. Die wahre Liebe dagegen ist, nach Jesu eigener Schilderung in seiner Bergpredigt, stets eine ohne jede Rücksicht oder Aussicht auf Vergeltung von Gleichem mit Gleichem, von Gutem mit Gutem. Ihrer selber unbewußt ist die wahre Liebe: nicht darf die rechte Hand wissen, was die linke thut, die Liebe soll sich selbst genügen, soll ihr eigner Lohn sein. Wir betrügen uns da sehr oft selbst: wir glauben, wahrhaft, das will sagen ohne Gedanken an uns selbst und persönliche Rücksicht, zu lieben, während unsere Liebe, vielleicht uns halb oder ganz unbewußt, immer noch von irgend welcher Hoffnung getragen ist. Erst wenn Undank Alles ist, was wir ernten, erst wenn die äußere Nutzlosigkeit und Vergeblichkeit unserer Liebe offen vorliegt und wir dennoch dieselben bleiben, fortfahren zu lieben, und still zu dienen nicht aufhören, erst dann ist unsere Liebe probehaltig. Allein schwer ist diese Liebe um nichts und wieder nichts, doch eben deshalb größer als die Hoffnung.

II.

Meine Zuhörer! Also größer als Glaube und Hoffnung ist die Liebe zunächst deshalb, weil sie schwerer als beide ist. Doch eben deshalb ist sie auch gesegneter und deshalb größer! Glauben und Hoffen richten sich auf Sachen, die Liebe auf Personen, Glaube und Hoffnung stets auf das Höchste und Letzte, die Liebe auf das Kleinste und Nächstliegende. Nun aber bewegt sich dein Alltagsleben eben immer um bestimmte Personen herum und in lauter kleinen Dingen. Glauben und Hoffen sind gleichsam die Sonntagskleider, welche die Religion der Menschenseele anzieht, die Liebe dagegen ist

das Werktagskleid. Alle Tage und bis in die geringfügigsten Dinge hinein ist dem ganz gewöhnlichen Menschen Gelegenheit gegeben, seine Religion auszuüben, Gutes zu thun, Segen zu verbreiten, Wunden zu heilen, zu trösten und alle jene kleinen aber so wichtigen Dienste zu verrichten, für welche gewöhnliche Menschen weder ein Auge noch ein Herz haben.

Seht, meine Lieben, jede Religion läuft Gefahr, sich vom gewöhnlichen Leben auszusondern und dagegen abzuschließen, auf einen engen Kreis religiöser und kirchlicher Sitten zusammenzuschrumpfen oder selbstsüchtig, unbekümmert um alle ihr nicht angehörigen Menschen von den ihr gegebenen Verheißungen zu zehren und dieser sich zu überheben. Selbst das Christenthum ist im Lauf seiner Geschichte dieser Gefahr nicht entgangen, es ward vielfach eine Religion bloß des todten Glaubens oder der selbstsüchtigen Hoffnung und dadurch für die Menschheit statt eines Segens eine Geisel, eine Fackel der Zwietracht. Das ward es aber nur, weil es das: die größte aber unter diesen ist die Liebe — nicht mehr beachtete, nicht mehr das volle und ganze Leben seines Stifters, Jesu Christi, lebte. Denn allerdings hat Jesus unserm Glauben einen Halt, unserer Hoffnung hohe Ziele und einen tiefen Ankergrund gegeben, allein noch viel größern und unmittelbareren Segen stiftete er durch seine dienende Liebe, durch den Balsam, den diese in alle Wunden der Menschheit goß. Vor ihm war der Haß von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, war die Ueberhebung des einen Menschen über den andern, war die Engherzigkeit und das Vorurtheil durch die Religion gar noch geschützt und geheiligt. Jesus durchbrach diese Schranken alle, er stiftete die Religion der Brüderlichkeit, der Theilnahme, den Seelenbund zwischen Mensch und Mensch, die Religion, die gelebt wird alle Tage und am schönsten und besten grad in den kleinen und gewöhnlichen Verhältnissen drin geübt wird.

Diese Liebe ganz allein macht so viel möglich, was sonst durchaus unmöglich wäre — und auch darum ist sie die größte von allen. Ihr Walten erst gab Kunde von der Menschenseele unendlichem Werth, hob das Weib empor, sprengte des Sklaven Fesseln, neigte sich zum Armen hernieder, gab auch den Schlechten nicht auf und verbürgte dem Kind eine bessere Erziehung. Seht, weder die strenge Gerechtigkeit noch die treue Pflichterfüllung für sich allein vermögen eurem Hause das Glück und den Frieden zu geben; das vermag nur die Liebe, die Gnade vor Recht ergehen läßt und nicht auf das Ihrige schaut. Seht, auch die besten Grundsätze, die festesten, sind ein Rohr, vom Winde bewegt; erst wenn der Liebe mächtiger Drang das Herz erfüllt, bekommen diese Grundsätze Gewalt im Leben, über die Welt. Seht, glaubt an einen Menschen und hofft für ihn, das rettet ihn noch nicht; erweist ihm aber eure Liebe, so hebt das ihn empor, stärkt seinen Glauben wieder und gibt ihm neue Hoffnung.

Meine lieben Zuhörer! Ja das Größte ist die Liebe. Wir fühlen es auch in unserm Verhältniß zu Gott. Unser Glaube wird Gott nie vollständig umfassen und begreifen lernen; seine Ziele und Zwecke ahnen wir bloß. Dagegen die Kunde: Gott ist die Liebe, die begreift jedes Kind, das ist das große Evangelium, spürbar alle Tage. Und so haben wir andrerseits Gott so wenig zu geben, uns vor ihm zu rühmen, aber eins dürfen wir sagen: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe.

Die Treue in der Liebe

1877

Joh. 13, 1 b. Wie Jesus die Seinen in der Welt geliebt hatte, so liebte er sie bis an's Ende.

Meine lieben Zuhörer! Wieder einmal wie schon so oft ermahnte ich heute früh gegen den Schluß meiner Predigt* zum Friedemachen, zur gegenseitigen Vergebung und Aussöhnung. Ich glaube jedoch, diese ewig sich wiederholende Aufforderung wäre weniger oft nöthig, wenn unsere Liebe nicht vielfach ihres Markes entbehrte: der Treue. Unbeständigkeit, Untreue und Treulosigkeit sind drei Fehler, welche wir uns sehr ungern nachsagen lassen, und doch, wer fühlt sich frei davon? Wer kann sich unverbrüchlicher Treue rühmen?

Auf diesen großen Mangel machte mich eigentlich erst unser Text so recht aufmerksam. Derselbe klingt zwar zuerst sehr nüchtern und selbstverständlich, und es erscheint uns ziemlich überflüssig, daß unser Evangelist noch ausdrücklich hervorhebt, daß Jesus die Seinen bis zum Ende liebte. Dringt man jedoch tiefer ein, dann wird Einem offenbar, wie ein Großes es war, daß Jesus sich nicht verbittern ließ, vielmehr sein Herz bis zuletzt weich, weit und warm erhielt, daß diese Liebe auch das theils verstockte theils muthlose Verhalten der Seinen überdauerte und überwand, und daß er trotz seiner eigenen Leiden für fremde Noth ein Herz behielt und mit Selbstüberwindung derselben seine unwandelbare Theilnahme ent-

* Vor einer Feier des heiligen Abendmahls.

gegenbrachte. Er liebte sie bis an das Ende — das heißt mit andern Worten, er war getreu bis in den Tod, er ergriff die Krone des Lebens.

Meine lieben Zuhörer! Wir wollen ihm zu folgen suchen und reden darum

über die Treue in der Liebe.

I.

Meine Zuhörer: Ich verhehlte euch nie, daß ich auf der allgemeinen Menschenliebe, aus der man heutzutage ein großes Wesen macht, gar nicht viel halte. Ich mag die schönen Redensarten nicht: seid umschlungen, Millionen, die Behauptung, daß man nun über alle Vorurtheile hinaus sei, jede Schranke eingerissen habe und im Herzen das ganze Volk, die ganze Menschheit trage. Vielmehr habe ich für alle Liebe nur einen Maßstab: hält sie aus, liebt ein Mensch auch bis an's Ende; ich warte also auf die Probe durch die Folgezeit und schaue mir den Ausgang an. Dieser Ausgang gestaltet sich vielfach sehr eigenthümlich und unerwartet. Ich sehe z. B. da drei junge Leute vor mir, noch unerfahren, aber aufrichtig, weiten Herzens, begeistert für alles Gute, voll herzlichen Gutmeinens und Menschenliebe. Werden sie aber auch lieben bis an's Ende? Wer nach zwanzig Jahren und mehr, nach einem halben oder ganzen Menschenleben wiederkehrte und prüfte, was fände er? Den ersten der drei jungen Leute, den mit dem weichsten Gemüthe, fände er verstimmt, verbittert, wegen einer Menge schmerzlicher Erfahrungen der Menschen herzlich satt, vielleicht gar als Menschenfeind. Der zweite, festern und geschlossenern Wesens, haßt die Menschen nicht, sondern verachtet sie, er hat sie schwächlich, muthlos, kurz in allen ihren Schwächen gesehn, und seinen Lippen entfährt jenes alte Königswort: ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen. Des dritten Gemüth ist hell geblieben, wohlauf

und behaglich schaut er in's Leben hinaus, der Menschen Undank hat ihn nicht verbittert, ihre Schwäche ihn nicht zur Verachtung gereizt, vielmehr nahm er früh schon seine Partie, faßte die Menschen wie sie waren, benützte ihre Fehler, packte sie an ihren schwachen Seiten und nützte diese aus, ließ alle Vortheile springen und helfen, was helfen mochte, und so gelang es ihm, dem Menschenkenner, die Menschen zu regieren, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, sie auszunutzen und dabei sein Schäflein in's Trockene zu bringen. So spricht von den dreien der erste: die Menschen sind undankbare Geschöpfe, ich hasse sie; der zweite: es sind erbärmliche Schwächlinge, ich verachte sie; der dritte: es sind Thoren, sie sind dumm, Schafe, um so besser zu scheren.

Meine Zuhörer! Blickt im Kreise eurer Bekannten herum, so findet ihr gewiß hier und dort diesen dreifachen Ausgang, den Menschenliebe genommen; doch das war und blieb bei allen dreien dasselbe; sie liebten nicht bis an's Ende.

Es braucht aber gar nicht soweit zu kommen. Wer von uns, meine lieben Zuhörer, hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, wie seine ursprünglich feurige und aufrichtige Menschenliebe sank und sank wie das Wasser im See*, wie man ihr gar bald auf den Grund zu sehen vermochte und nun der Boden selbst hervorkam und vertrocknete; man wollte die Menschen auch noch weiter lieben, nur hatte man keine Liebe mehr, brachte keine mehr zusammen aus den Falten des Herzens, unmöglich wäre es Einem gewesen, auch nur ein gutes Wort zu geben.

Darum, meine lieben Zuhörer, ist bei der Menschenliebe gar nicht zuerst auf ihr Feuer und ihre Begeisterung, ihre schönen Worte, goldenen Versprechungen, ihre ersten Anläufe und Thaten zu sehen, sondern auf ihre Ausdauer, ob sie bleibe bis an's Ende. Sie kann dann viel stiller, wortloser, hausbackener sein, wenn sie nur treu ist; jenes feine Seiden-

* Im Bielersee infolge der Juragewässer-Korrektion.

zeug zerreißt bald oder scheint ab, dieses schlichte Guttuch hält und behält Farbe. Und wo zwei Menschen einander Liebe und Treue zuschwören, Freunde, junge Ehegatten, Liebesleute, da sei es nicht auf immer, auf ewig, auf Zeit und Ewigkeit, nein, einfacher und nüchterner sage man: bis an das Ende; dann tritt vor die Seele all das Ungemach, das man nun gemeinsam wird zu bestehen haben, alle die Klippen und Gefahren, an welchen so manche Freundschaft scheitert und so manche Liebe untergeht — das Alles wird in's Auge gefaßt und dann das scheinbar Geringere versprochen und gelobt, das aber das Größte, die Treue, in sich schließt. Nicht auf ewig — bis an's Ende.

II.

Meine Zuhörer! Die Seinen in der Welt liebte Jesus bis an das Ende. Vielleicht nehmt ihr Anstoß hieran und findet darin eine Beschränkung der allgemeinen Menschenliebe, eine gewisse Engherzigkeit. Ich könnte hierauf antworten: zu denen, welche Jesus die Seinen nannte, konnte Jeder gehören, der wollte, der ihm anhing, ihm nachfolgte, er hatte ein Herz für Alle, aber nicht Alle traten in das Licht und die Wärme dieser Liebe ein. Doch ich gehe weiter und sage: das ist das Wesen der ächten Menschenliebe, daß sie bei Wenigen anfängt, da treu ist und erst von da aus weite und immer weitere Kreise zieht. Wer mit einer allgemeinen, aber unbestimmten und nebelhaften Menschenliebe beginnt, der zieht sich von Allen gar bald auf Viele zurück, von den Vielen auf Wenige, dann werden dieser Wenigen immer weniger. So schön sagt Jesus in unserm Evangelium nicht selten zu seinem himmlischen Vater von gewissen Menschen, „die du mir von dieser Welt her gegeben hast". Das ist das Wahre, die sollen wir lieben, die Gott uns gab und um uns her stellte, hier sollen wir vor Allem unsere Liebe bewähren. Will man wissen, wie ein

Mensch nach dieser Richtung hin sich halten und ausfallen wird, so frägt man nicht: hat er das Gelübde allgemeiner Menschenliebe abgelegt? sondern: was war dieser Mensch seinen Eltern für ein Kind, was ist er für ein Gatte, was ist er seinen Kindern, ist er ein guter Freund? Somit vom Kleinen zum Großen! das ist das weit schwerere. Wie Viele haben auf der Gasse für jeden Hergelaufenen ein glattes Gesicht und freundliche Worte, aber daheim sind sie halbe Teufel und ganze Tyrannen; wie Viele wollen Allen lieb sein und suchen die Gunst der Menschen, aber ihre eigene Familie hat unter ihnen zu leiden und die Allerweltsfreunde sind zumeist sehr unbeständig und wetterwendisch, wechseln ihre Freundschaften wie Kleider, gehen von toller Liebe zur Gleichgültigkeit und Kälte über, schlagen sich und vertragen sich wieder, vertragen sich, aber schlagen sich wieder. Nun aber muß man der Liebe nicht in's Weite und Breite nachgehen, sondern in die Tiefe, so daß wir von Denen, die Gott uns gab, keines verlieren, sondern jedes immer wieder zu gewinnen, neue Wege zu seinem Herzen suchen, so daß zwischen uns Wahrheit herrsche und die Aufrichtigkeit immer größer werde, so daß Freundschaft zur Liebe werde und diese Liebe selbst wieder sich abkläre zu einem lautlos festen Vertrauen. Meine Zuhörer! Unsere Lieben sterben alle, aber ihr Tod ist nicht das am schwersten zu ertragende — sind wir ihnen treu gewesen bis zum Tod, so bleibt der Bund zwischen ihnen und uns bestehen; viel tiefer schmerzt, wenn eins von denen, die Gott uns gab, sei es nun gestorben oder lebe es noch, unserm Herzen verloren gegangen ist und über die Kluft zwischen uns keine Brücke mehr führt. Es ist uns, als wäre ein Glied vom Leib uns weggeschnitten, wir spüren es noch, aber unter Schmerzen, wir spüren es noch, aber haben es nicht mehr. Wir sind keine ganzen Menschen mehr.

III.

Meine Zuhörer! Dies führt uns auf das Letzte, auf die Liebe, mit der Jesus die Seinen von der Welt her bis an das Ende liebte und die darin bestand, daß er ihrer keins verloren gab, daß er immer noch glaubte an jedes und hoffte und betete für dasselbe, es auf dem Herzen trug, es im Leben trug und so es am Ende herum und doch noch zu Gott brachte.

Meine lieben Zuhörer! Nun meine ich, unsere Menschenliebe sollte immer etwas von der Liebe Jesu an sich tragen, es sollte eine Liebe zur Seele des Nächsten, eine seelenrettende und seelenbewahrende Liebe sein. Da findet nun sehr oft bei uns ein gewaltiger Umschwung statt: in der Jugend ist unsere Liebe zumeist unduldsam, wir möchten Die, welche wir lieben, innerlich grad so haben, wie wir selber sind, und fordern das von ihrer Treue. Allein mit dieser Forderung stoßen wir an und dringen nicht durch. Dadurch enttäuscht und ermüdet bemächtigt sich unserer eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Innere des Andern, wir lassen ihn seine Wege gehen und nach seiner Weise selig werden und geben uns zufrieden, wenn wir nur äußerlich friedlich und behaglich mit ihm verkehren können. Doch beides sind Abwege, jene Unduldsamkeit und diese Gleichgültigkeit; der wahre Weg führt mitten durch: wir sollen unserm Nächsten sein besonderes Wesen, wir mögen ihm seinen besondern Weg lassen, aber seine Seele sollen wir lieben und nicht seinen Leib, und unser höchster Wunsch für diese Seele soll sein, daß sie gerettet werde, auf guten Wegen wandle und zu Gott komme, unser höchster Wunsch für unsere Liebe, daß wir in diesen letzten Dingen gleichgestimmt und gleichgesinnt seien und dasselbe Ziel verfolgen, und unser Glaube, dazu könne auch unsere Liebe etwas beitragen, sie sei nicht umsonst, nicht hoffnungslos, nicht fruchtlos. Unsere Liebe darf den Andern nicht herabziehen in

diese Irdigkeit, sondern soll ihn innerlich heben und tragen und fördern. Darum wie der Glaube reifen und sich verklären soll zur Liebe, so bleibt doch dieser Liebe Mark und Nerv der Glaube, dieser Glaube, der bis an das Ende den Andern nie verloren gibt, dieser Glaube, der bis an das eigene Ende der Liebe Hoffnung, Aussicht und Kraft ist.

Meine Zuhörer! Von der Treue in der Liebe habe ich euch gesprochen. Seht, was diese Treue in einem Tage oder einer Woche ausrichten kann, das ist höchst geringfügig und unscheinbar, und hält diese Treue nicht an, dann ist verloren, was sie bisher geleistet, aber bleibt die Treue bis an das Ende treu, dann ist sie des Menschenlebens größtes und schwerstes Werk und seine Krone und gibt so einem Menschenleben eine durchschlagende Wirkung auch auf Andere.

Das tägliche Brod

(Nach der Weinlese)

1877

Luc. 11, 3. Unser täglich Brod gib uns heute.

Meine lieben Zuhörer! Es bleibt eben doch ein merkwürdig Gebet, dieses Unservater, unserm gewöhnlichen Bitten und Beten und Wünschen so gar nicht ähnlich.* Unsere heutige Bitte ist die erste Bitte um ein persönliches Bedürfniß des Menschen, die einzige um sein leiblich Bedürfen. Die drei ersten gingen auf das Allgemeine, auf das große Ganze, auf Gott und seine Sache, auf seinen Namen, sein Reich, seinen Willen. Vielleicht liegt das uns nicht recht. Unser Herz drängt sich vor und hat Gott ganz andere Dinge zu sagen. Doch Gott, der Vater im Himmel, hält es noch zurück und spricht zuerst: vor Allem wisse, du Menschenkind, daß du nur dann wahrhaft und glücklich lebst, ja auch nur dann wahrhaft zu beten vermagst, wenn deine Seele voll ist von etwas, das größer ist als du selbst, wenn du über deine eigene Person, ihre Sorgen und Schmerzen, ihre Eitelkeiten und Wünsche dich erhebst und nichts Anderes mehr weißt, als mir eine Stätte zu bereiten in Herz und Haus, mir zu leben und zu sterben.

Jetzt erst, nachdem das Gebet den Beter zu seiner höchsten Bestimmung emporgetragen, soll er als Kind im Vaterhaus

* Aus einer Reihe von acht Predigten über das „Unservater" geben wir die 5. und 7.

sich fühlen und vertrauensvoll aussprechen, was ihm persönlich am nächsten am Herzen liegt. Da beginnt er denn mit seiner leiblichen Nothdurft. Doch so wichtig dir diese sonst erscheinen mag und so viel Raum die Sorge um sie in deinem Leben einnimmt, Jesus gestattet dir nur eine Bitte auf sechs um sie. In diese eine lege Alles hinein. Doch wenn Jesus die Sorge um die irdische Nothdurft auch beschränkt, so verachtet er sie keineswegs, sondern weist ihr in seinem Gebet eine Stelle an und zwar die erste unter den drei persönlichen Bitten, als Grundlage der übrigen.

Zwar scheint das Essen im Ganzen etwas recht Hausbackenes, um nicht zu sagen, Gemeines, und wenn Paulus sagt: ob ihr nun esset oder trinket oder was ihr thut, das thut Alles zur Ehre Gottes, so begreifen wir zuerst nicht recht, was Gott mit unserm Essen und unser Essen mit der Ehre Gottes zu schaffen haben sollte. Allein Essen und Essen ist eben zweierlei. Wenn man abgebildet sieht, wie die Wilden ihren Fraß verschlingen, oder wenn man in ein Kosthaus tritt und überschaut da zehn bis zwanzig Menschen, welche um die Wette ihren Magen füllen, sich kaum zum Athmen, geschweige denn zu einem freundlichen Gespräch Zeit gönnen und einander die besten Bissen abjagen, sei's mit den Gabeln, sei's mit neidischen Augen, oder wenn man so einen Winkel kennt, wo Abends Feinschmecker sich versammeln und sich mit Seltenheiten regaliren lassen, bis die Lippen von Fett glänzen und die Augen ganz klein werden wie diejenigen der Schweine, dann, meine lieben Zuhörer, graut es einem vor solchem Essen, vor diesem Götzen Bauch!

Doch es gibt noch ein ganz anderes Essen, z. B. einen Imbiß nach harter Arbeit, ein einfaches Mittagmahl in freier Luft unter Scherz und Lachen oder zur Winterszeit ein Mittagmählchen der ferner wohnenden Kinder in der Schulstube, wo dann ein begütertes Kind dem ärmern mit einem Stück Brot, einem tapfern Schluck Milch oder gar mit einem Apfel oder

einer Hand voll Nüsse nachhilft, oder ein Mahl am Sonntag, zu dem man sich auch Zeit nehmen kann und wo alle Glieder der Familie bei einander sind und an einander sich freuen und der Hausvater das Käppchen vom grauen Haare nimmt und betet. Dieses Essen sieht dem heiligen Abendmahl viel ähnlicher als das frühere; da ist nicht mehr bloß die rücksichtlose und genußsüchtige Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes, sondern umgekehrt Gemeinschaft zwischen den Menschen, ein Band der Liebe, man sorgt für einander, man gönnt es einander von Herzen.

Meine lieben Zuhörer! Prüfen wir diesen Unterschied genauer, so finden wir: dort ist das Essen allein, das Essen zum Fressen geworden; hier dagegen ist es nicht allein, sondern dazu kommen Gefühle, Gedanken, Gebete, da lebt der Mensch nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht. So ist das Essen für sich allein allerdings gemein, thierisch, aber ebenso gut kann es auch zur Ehre Gottes gereichen und eine Seelenspeise sein grad so gut wie eine Körpernahrung. Das thut beim Essen der Gedanke an Gott, das vermag das Gebet

Unser täglich Brod gib uns heute.

I.

Einfacher kann man die Sache kaum aussprechen, und doch liegt so viel in diesen drei kurzen Worten: täglich — Brod — heute. Täglich, das bedeutet das, was wir jeden Tag zum Leben unbedingt bedürfen. Meine lieben Zuhörer! Wir können viel entbehren von dem, was wir alltäglich brauchen, wir können es machen ohne eine Menge Dinge, die uns sehr nahe an's Herz gewachsen sind — das merkt, wem eine Feuersbrunst so manchen lieben, für unentbehrlich gehaltenen Gegenstand verzehrt hat; das merkt jetzt unten an der Donau so mancher im Schooße des Glückes erzogene Mensch, es fehlt

an Obdach, an Kleidung, am gewohnten Trunk — nur Eines darf nicht fehlen, ein Stück Brod, ein Bissen Speise, sonst kommt der hohläugige Hunger und rafft den Menschen dahin. Die Speise allein ist ganz unentbehrlich, der Hunger ist unvermeidlich, er naht unabtreibbar, er wühlt in den Eingeweiden, er jagt den Menschen empor und treibt ihn zu Dingen, bald guten, bald schlechten, zu denen er ohne Hunger nicht wäre fähig gewesen. Nicht umsonst sagt der Dichter: der Hunger und die Liebe sind die größten Kräfte, welche das meiste hervorbringen und zusammenhalten, es sind gleichsam die beiden Sporen, welche Gott dem Menschen in die Weichen setzt.

So steht der Mensch vor der unabtreiblichen Nothwendigkeit, essen zu müssen selber und Essen zu verschaffen Denen, welche ihm anvertraut sind. Es ist das eine Nothwendigkeit, die ihm zuweilen den Schweiß auf die Stirne treibt und die ihm das Leben verbittert, so lang er nicht glauben kann an Einen, der, wie er das Bedürfniß in uns legte, so auch dafür sorgte, daß wir dieses Bedürfniß befriedigen können. So soll die Bitte um's tägliche Brod alle Tage eine Last von der Menschenseele nehmen, indem sie den Menschen immer auf's Neue gewiß macht, daß wir nicht umsonst warten, daß eine milde Hand sich aufthue und uns und die Unsrigen sättige mit Wohlgefallen. „Der den Glauben hat gegeben, der wird uns hinüber heben."

Aber allerdings geht die Bitte nur auf's tägliche Brod, das will sagen, nicht auf die Menge Dinge, die wir an Speise und Trank, Kleidung und Obdach so gerne hätten, sondern nur auf das, was wir wirklich bedürfen, was uns unentbehrlich ist. So soll die Bitte um's tägliche Brod auch dann, wenn wir an irdischen Gaben die Fülle haben und Vorräthe die Menge besitzen, uns immer wieder mahnen, uns einzuschränken auf das, was wir wirklich bedürfen, daß wir stets neu scheiden zwischen Nothdurft und Ueberfluß, und

immer bedürfnißloser, einfacher, anspruchsloser werden, im Stande, es mit Wenigem zu machen.

Und heute gib uns unser täglich Brod — bitten wir. Nicht bloß alle Tage sollen wir bitten, sondern bitten auch nur für den Tag selbst, nicht sorgen für den morgenden, sondern auf Gott vertrauen. Am Tische Gottes, meine Lieben, sollen wir in dieses Wortes schönem Sinn ganz nur von der Hand in den Mund leben, dessen uns getröstend, nicht daß wir für morgen und für so und so lange noch Vorrath haben, sondern daß Der droben gestern und heute und in Ewigkeit ist.

Allein, fragt ihr mich, warum immer beten über Tisch, stiller oder lauter, mit den Andern oder für sich? wenn wir beten, steht ja das Essen auf dem Tisch und hat von diesem Essen der Nichtbeter nicht weniger als der Beter. Weißt du das so gewiß, mein Zuhörer? Ja vielleicht für den Leib hat er nicht weniger, wohl aber für die Seele. Nein, nicht einmal für den Leib. Der Beter genießt mit Dank, mit fröhlichem Herzen und friedlichem Sinn, mit Maß und Mäßigkeit — das schlägt viel besser an, als alle bloße Gier nach Vielem oder nach Gutem. Doch noch mehr Gewinn trägt des Beters Seele davon. Ueber der Gabe erblickt er den Geber, die Gabe ist vergänglich und bald genossen, der Geber ist unvergänglich und hält immer neue Gaben bereit, man sitzt an Gottes Tisch und hält Abendmahl mit ihm.

Aber, so wendet ihr, meine Zuhörer, weiter ein, warum noch beten für ein Essen, das wir uns selbst verdient haben, oft im sauren Schweiß unseres Angesichts? Darauf antworte ich: eben um uns erinnern zu lassen, daß es noch viele andere und bessere Gaben gibt, als die Suppe, welche in diesem Augenblick vor uns auf dem Tische steht, nämlich Leben, Gesundheit, Arbeitskraft und Arbeitslust, Arbeit und Gelingen dieser Arbeit. Das haben wir Alles auch nicht uns selbst gegeben, sondern verdanken es höherer Hand. Vielleicht wollen wir es nicht glauben, aber wenn wir kraftlos oder

krank oder arbeitlos sind, dann fühlen wir es; wir wollen es zwingen und vermögen so gar nichts. Und noch mehr — auch daran sollen wir denken, jetzt in den Tagen der vollsten eigenen Kraft am allermeisten, daß es nicht immer so bleibt, daß auch wir alt werden, schwach, hülflos, noch unmittelbarer auf fremde Hülfe angewiesen. Jetzt sollen wir Gott suchen und finden, damit wir ihn dann haben in jenen Tagen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, schon jetzt sollen wir uns bewußt werden der nahen Grenzen unserer Kraft, nichts macht so stark, nichts ziert so sehr als Bescheidenheit und Demuth am guten Tag der vollsten Kraft.

II.

Meine lieben Zuhörer! Gib uns heute unser täglich Brod — diese Bitte hat für uns am Sonntag nach des Jahres letzter Ernte, nach vollendeter Weinlese, aber noch eine zweite und höhere Bedeutung. Unwillkürlich weitet der heutige Tag sich aus zum heurigen Jahrgang, wir schauen zurück und vorwärts in ganze Monate hinein. Was gewahren wir da? Daß Gott uns diesen Jahrgang daher so recht nach dem Unservater geführt hat, nur Schritt für Schritt, immer getheilt zwischen Hoffnung und Sorge, zwischen Angst und Vertrauen. Keine Jahreszeit war so, wie wir wünschten und sie für zuträglich hielten, der Winter zu naß, zu wenig Winter, der Frühling zu spät, der Sommer zu windig und unstät, der Herbst so winterlich. Wer hätte denken sollen, daß aus solchen ungünstigen Jahreszeiten der liebe Gott sich einen Jahrgang zusammensetzen würde, mit dem wir trotz Allem immer noch zufrieden sein dürfen und sollen! Mitten unter schlimmen Anzeichen reichte Gott von einzelnen Gaben uns die Fülle zur Beschämung des Zweifels, zur Belohnung des Vertrauens, und wo er bei uns kargte, da hat er in nicht zu großer Ferne von uns die Hand weit aufgethan, so daß die

Preise nicht all zu hoch steigen werden, während wir selber unser Hauptprodukt trotz geringer Quantität oder eben wegen derselben wohl zu erfreulichem Preise werden anbringen können. Wir bitten um's tägliche Brot — so geht es nicht hoch her dieses Jahr, aber wir sind doch für unsere Arbeit nicht unbelohnt, es wird gehen.

Zwar sicher haben wir nichts, wir, meine Lieben, leben von der Hand in den Mund, so unsicher wie die Zeiten sind; man weissagt uns einen kalten und schweren Winter, noch stocken die Geschäfte und die politische Lage unseres Erdtheils ist gewitterschwül. Doch wir gehen Schritt für Schritt, wir nehmen Tag um Tag, wir betreten ihn vielleicht mit Sorge, aber wir beten und binden ihn betend an Gott, und wenn er sich seinem Ende zuneigt, sagen wir, es ist doch noch besser gekommen, es ist doch noch leichter gegangen, als wir besorgten.

Vor Allem aber bitten wir Gott, daß er in seine Gaben dieses Jahres seinen Segen hineinlege, in seine Gaben klein oder groß, dann sind sie alle groß. Meine lieben Zuhörer! Das sei uns keine bloße Redensart; denn das ist uns noch lange nicht die Hauptsache, daß etwas wirklich unser sei, jetzt frägt sich erst, ob es uns auch freue, wie wir es genießen und verwenden, ob es gedeihe und uns gut anschlage. Bei alledem aber muß Gott mit dabei sein. Erst der Dank gibt Freude an der Gabe, erst die Freude an der Gabe macht reich. Wo in einem Hause der Friede Gottes herrscht und Genügsamkeit und Mäßigkeit als Engel ihm zur Seite stehen, da kommt man mit Wenigem weiter als anderwärts mit viel mehr. Wenn Gott nur zur Arbeit Gesundheit und Gelegenheit schenkt, dann kommt man über manchen bösen Tag leichter weg, man vergißt die Sorge, und schon wirft eine bessere Zukunft ihren hellen Schein in die Gegenwart hinein. Ueberhaupt, meine lieben Zuhörer, wenn ich mir die Gesichter meiner Gemeindegenossen ansehe, so gewahre ich allerdings auf einzelnen Spuren des Mangels und der Entbehrung, aber

wenn ich genauer prüfe, so nehme ich wahr, wie diese Spuren bloße Folgen sind anderer Spuren, die ich auf verschiedenen Gesichtern sehe, und diese anderen Spuren rühren nicht her von Mangel und Entbehrung, sondern vom Gegentheil, vom Uebermaß, von Uebersättigung, vom Mißbrauch göttlicher Gaben, vom Zuviel und nicht vom Zuwenig.

Meine lieben Zuhörer! Deshalb wollen wir bei unserer alten guten Bitte bleiben: gib uns heute unser täglich Brot, und wollen sie jederzeit aussprechen mit der ganzen großen Angst und Sorge eines kinderreichen Hausvaters am Winteranfang, aber auch mit dem ganzen unbedingten und fröhlichen Vertrauen eines Kindes, das an seinem Vater im Himmel noch nie zu Schanden geworden ist.

Die Erziehung in Schule und Haus

(Zum Anfang der Winterschule)

1877

Luc. 11, 4. Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern.

Meine Zuhörer! Wir halten heute eine Schulpredigt oder, noch richtiger ausgedrückt, wir wollen mit einander von der Erziehung überhaupt in Schule und Haus sprechen und zwar vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, zu den Erziehern, Eltern und Lehrern. Nun meine ich, alle diejenigen, welche Kinder zu erziehen haben, sehen mannigfache Gründe, um sich der Kinder und des eigenen Werkes an ihnen zu freuen. Kinder bieten eben doch vielen Genuß, erheitern so manche Stunde, ihr sorgloses Plappern, ihr silbernes Lachen, ihr heller Gesang und ihr fröhliches Spielen vergnügen Auge und Ohr und helfen über Unangenehmes hinweg; dazu gesellt sich die Entwicklung, das äußere und innere Wachsthum, das alle Tage Neues an ihnen entdecken läßt; auch eröffnen sie Einem einen Blick in die Zukunft und zwar — so hofft man wenigstens — in eine bessere Zukunft; gar bald auch können sie selbst mit angreifen und helfen, so daß man sich in ihnen Stützen für die eigene spätere Wirksamkeit heranzieht.

Wir verdanken aber unsern Kindern noch mehr und Besseres. Eine Zeit lang lieben wir es, mit ihnen Staat zu machen, aber nachdem wir in ihnen frühe Bedürfnisse erweckt

und ihnen Unarten anerzogen haben, leiden wir eine Zeit lang schwer unter ihren Fehlern. Allein während dessen bleiben auch wir selbst nicht dieselben. In einem gewissen Alter kommt für jeden tüchtigen Menschen ein Augenblick, wo er sich sein Ziel scheinbar niedriger, in Wahrheit aber höher stellt als bisher. Er trachtet nicht mehr darnach, daß ihn recht viele Menschen sehen und von ihm sprechen; es ist ihm auch nicht mehr so viel daran gelegen, die Andern und das Schicksal auszubeuten, zu verdienen und zu gewinnen — man macht eben die Erfahrung, daß weder Ehre noch Geld der Seele ihren Hunger stillen und ihr geben, was ihr fehlt. Da behält man nach und nach nur noch Eins im Auge: man möchte gut und immer besser werden, und nun gibt man sich mit so vielem zufrieden, worüber man sonst geklagt hat, weil man auch in diesem Unangenehmen und Widerwärtigen ein Mittel zur eigenen Besserung und Heiligung erblickt. Dann sieht man auch das Werk der Erziehung mit andern Augen an, man erkennt, wie auch das Schwere drin Einem zum Besten dienen soll; man erzieht nicht mehr bloß selbst, sondern läßt sich erziehen, sucht stets gefaßter, geduldiger, kurz selbst ein stets untadelhafterer und vollkommenerer Mensch zu werden.

So sind die Kinder unsere Erzieher und wissen es nicht. Nur zuweilen, wenn wir ganz anders gegen sie sind, als sie erwartet haben, merken sie, daß in uns Dinge, die sie nicht begreifen, vorgegangen sein müssen. Auch geschieht es wohl, daß ein erwachsenes Kind seine Mutter über Alles schätzt und Niemanden findet, ihr an die Seite zu stellen; da öffnet dann wohl die Mutter den Schleier und spricht: Kind, ich war nicht immer so, ich hatte meine großen Fehler und habe sie theilweise noch, ich war ein ungeberdig, eigenwillig Ding, aber das Leben hat mich gezimmert, ich sollte euch erziehen und wußte nicht wie das anfangen, darüber bin ich am Ende selbst etwas geworden, das ich zuvor nicht war. Meine

Lieben! Das ist das Beste, was wir unsern Kindern, ihnen selber unbewußt, verdanken, daß wir von ihnen so viel und mehr lernen als sie von uns, daß wir durch sie oft besser werden als sie durch uns.

Wir fassen das zu dieser Stunde noch schärfer zusammen und wenden es auf die fünfte Bitte des Unservaters an:

Wir bedürfen beim Werke der Erziehung, um Andern vergeben zu können, daß uns zuerst von Gott vergeben sei.

I.

Meine lieben Zuhörer! Ich erinnerte vorhin daran, daß wir zuweilen beim Erziehen dem Kinde viel anders erscheinen, als es uns erwartet hat; verwundert schaut es drein, es ahnt etwas und weiß ihm keinen Namen zu geben, es spürt da eine geheimnißvolle höhere Macht, gegen die es nicht gewappnet, auf die es gar nicht gefaßt ist. Woher diese unvermuthete Aenderung? Daher, daß wir eben noch andere Seiten haben als die dem Kinde zugekehrte, vor Allem eine Gott zugewandte Seite; wir gehen in unserm Verhältniß zum Kinde, in unserm Erziehen am Kinde herum nicht auf, sondern es ist daneben noch Platz für eine reiche innere Arbeit, und wollen wir diese Arbeit in Eins zusammenfassen, so besteht sie darin, daß wir Gott immer neu um Vergebung bitten für das, was wir gefehlt haben am Kind und sonst.

So schon ganz allgemein. Wer es mit dem Erziehen so recht ernst nimmt, der kann nicht anders, er fühlt sich unzulänglich; besonders schmerzlich empfindet er, wie es ihm stets noch an innerer Macht und Gewalt über das Kind gebricht, wie viel noch fehlt, bis er eine Persönlichkeit ist, welche ohne Worte, Zeichen, Mahnungen und Strafen nur durch sich selbst auf das Kind einen mächtigen und gesegneten Einfluß ausübt. Es giebt solche Leute, Lehrer, Mütter, sie wissen

Kinder zu fesseln, anzuregen, zu begeistern, ihnen das Lernen leicht und lieb zu machen, man weiß nicht wie, allein das ist kein Zauber wie beim Pfeiffer von Hameln, es ist auch nicht bloße Naturgabe, nein es ist die Frucht innern Kämpfens und Ueberwindens wie bei Pestalozzi, es ist die geschlossene, selbstlos gewordene Persönlichkeit, die Solches bewirkt. In der Demuth vor Gott, in dem Schöpfen von Gnade um Gnade aus Gott liegt die Kraft dieser Leute.

Sodann im Einzelnen. Liebe Eltern und Lehrer! Ganz gewiß macht ihr mit euern Kindern manchen bösen Tag, manche recht schlimme Unterrichtsstunde durch, Alles scheint verkehrt zu gehen, man reibt sich aneinander, bis man gegenseitig scharf und schneidend geworden wie zwei Messer; ganz gewiß auch habt ihr Grund genug, den Kindern zu zürnen, sie waren im Fehler, sehr im Fehler. Gleichwohl seid ihr übel berathen, wenn ihr in dieser Stimmung verharrt und sie in euren Seelen sich festsetzen und verhärten lasset. Der Weg führt nicht zum Ziel, er macht euch nur gereizter, machtloser, heftiger. Ziehet eine andere Straße. Durchdenket nochmals das Erlebte. Vergegenwärtigt euch, wie ihr den Tag oder die Unterrichtsstunde begannet, in welcher Verfassung, ob gesammelt, gerüstet, genugsam vorbereitet, ob ruhig, nicht gereizt, nicht müde oder aufgeregt; fragt euch, wie dann das Ungewitter ausbrach und ob es nicht in seinen Anfängen hätte gestillt werden können. Meine Lieben! Ich müßte sehr irren, wenn nicht diese Art von Gericht von vorn herein für euch zu einem Selbstgericht wird und ihr einen guten Theil der Schuld bei euch selber findet. Das wäre ein großes Glück, denn alsdann braucht ihr nicht darauf zu warten, bis es auf der andern Seite wieder anders und besser kommt, das Meiste und Entscheidende liegt in eurer Hand; ihr braucht bloß des begangenen Fehlers euch bewußt zu werden, ihn euch leid sein zu lassen, ihn künftig zu vermeiden, schärfer auf eure eigne Stimmung zu achten, nach Fassung zu ringen und

dann so einen neuen Weg oder frischen Schulhalbtag in anderer Stimmung zu beginnen, über euch selbst zu wachen, und ihr werdet erfahren, wie viel besser Alles verläuft, wie so ganz ohne Störung.

Ein anderes Beispiel. Allerdings gehört es zum Wesen einer guten Erziehung, daß sie von festen Grundsätzen, zum Wesen eines richtigen Unterrichtes, daß er von einem bestimmten Wissen ausgehe. Allein eben in diesem Vorzug liegt eine Gefahr. Gar zu leicht läßt der Erzieher sich verleiten, auf dem festen Grundsatz oder dem bestimmten Wissen auszuruhen, nichts zu thun, als das Gesagte endlos zu wiederholen, ohne von der eigenen Persönlichkeit mehr etwas hinzu zu thun. Die Folge davon ist, daß die bewegliche und unstäte Natur des Kindes sich gründlich langweilt und eben hiedurch widerspenstig wird. Statt diesen Weg weiter zu verfolgen, das Kind und sich selbst zu vergrämen und doch nichts zu erzwingen, sollte der Erzieher beten: Vater vergib mir meine Schuld. Ich habe gefehlt, ich wollte erziehen ohne eigene innere Arbeit, ohne persönliches Beispiel, ohne daß ich die Last am schweren Ende anfaßte, ich vergaß, daß nur Leben Leben, nur Glauben Glauben, nur Gehorsam Gehorsam, nur Strebsamkeit Strebsamkeit weckt — darum gib mir, Vater, was ich zum Erziehen bedarf. Und nun beginnt die innere Arbeit, welche dem Erzieher ermöglicht, stets frisch zu sein und auch das Alte, Feste und Bestimmte, längst Gesagte so zu bringen, als sei es ganz neu, nie dagewesen, lehrreich; und so ist es auch, denn neu hat es die Seele des Erziehers aus sich hervorgeboren. Meine Lieben! Allerdings hält es unendlich schwer, allzeit so frisch zu sein, so ganz mit dem Kinde selber jung zu werden; dafür liegt darin für das Kind ein Reiz, über es eine Gewalt, die euch euer Werk an ihm sehr erleichtern und verschönern.

Noch ein drittes Beispiel. Auch der Erzieher fragt zuweilen: wie oft soll ich meinem Bruder, der an mir fehlt,

vergeben, ist es genug siebenmal? — mit andern Worten unsere Geduld und Liebe haben ihre Grenzen, es schwindet der Glaube an das Kind und das Vertrauen zu ihm, und wie will man noch mit Segen an ihm arbeiten, wenn man auf keinen Erfolg mehr hofft, vielmehr bei jedem Anlaß mit den düstersten Weissagungen, die das Kind nur verhärten, hervorbricht! Wie ganz anders wird das Alles, wenn der Erzieher, während er am Kinde arbeitet, stets gleichzeitig auch Gott gegenüber steht und von daher alltäglich eine Geduld, Langmuth und Liebe, die kein Ende nehmen, erfährt. Da erhebt sich dann die beschämende Frage: wie ginge es dir, wenn Gott an dich keinen Glauben, zu dir kein Vertrauen mehr hätte, und hättest das doch viel mehr verdient als das Kind? Darum thue dem Kinde, wie du weißt, daß Gott dir gethan, und hoffst, er werde noch weiter thun.

II.

Meine lieben Zuhörer! Aber der Erzieher steht ja nicht bloß dem Kinde, er steht auch andern Erziehern am gleichen Kinde gegenüber, den Lehrern, den Eltern, Großeltern, Pflegeeltern. Nun wißt ihr ein Zwiefaches: daß schon für die häusliche Erziehung das Gelingen wesentlich davon abhängt, daß Vater und Mutter mit dem Kinde nur einen und denselben Willen haben und das Kind nie trennend zwischen sich kommen lassen und daß daher auch Schule und Elternhaus nicht minder einträchtig mit einander gehen müssen. Aber auch das ist euch nicht unbekannt, daß es wie schon im Hause selbst, so auch zwischen Haus und Schule unendlich schwer hält, das richtige Verhältniß herzustellen und aufrecht zu halten; ihr wißt, wie leicht dieses Verhältniß zwischen Eltern und Lehrern getrübt wird, und wie beide Theile sich nach und nach immer mehr gegenseitig vergrämen.

Nun hatte ich ursprünglich im Sinne, euch darzulegen, wo der Fehler liegt, hier und dort, zumeist auf beiden Seiten.

Allein hätte ich das gethan, so würde jeder Theil wohl nur das behalten haben, was ich dem andern Theil vorhielt. Ich sage daher beiden Theilen gleichzeitig: denkt an unsern Text. Wollt ihr im Frieden mit einander leben, euch in die Hand arbeiten, einander immer mehr an's Herz wachsen, immer unentbehrlicher werden, so denkt nicht an das zunächst, was der andere Theil fehlt, sondern spreche jeder Theil: Vater vergib mir meine Schuld; denn wäre die Rechnung, die jeder Theil an den andern hat, auch noch so groß noch unbezahlt, Gott stellt eine andere Rechnung, noch größer, noch unbezahlter. Es wird noch eine Zeit lang gehen, bis überhaupt das Haus der Schule und überhaupt die Schule dem Hause ganz gerecht wird, und alle Klagen verstummen. Darauf dürfen wir nicht warten; wir, die einzelnen Eltern und Lehrer müssen vorangehen, bei uns anfangen und das Verhältniß so freundlich wie möglich gestalten.

Da soll jeder Theil vor Allem aus denken: was wäre, was vermöchte ich ohne den andern Theil? Bei allen Fehlern, die jener andere Theil in Erziehungssachen begehen mag, wie viele von meinen eigenen Fehlern muß er wieder gut machen? Da klage ich, ich sei vom andern Theil nicht genugsam anerkannt, mein Wirken am Kinde nicht hoch genug gewerthet, wohlan, wenn ich nun weiß, wie wehe das thut, so will ich nicht Gleiches mit Gleichem, sondern das Böse mit ganz Gutem vergelten, still und treu meine Pflicht am Kinde thun und darauf vertrauen, daß einmal Gott das Verborgene an's Licht bringen und mich rechtfertigen wird. Vater, vergib mir meine Schuld.

Meine Zuhörer! Ich schließe, zufrieden, wenn es mir gelang, euch zu überzeugen, daß keine Arbeit für unsere Kinder gesegneter ist, als die wir an uns selber thun, indem wir, während wir sie erziehen, uns selbst von Gott erziehen lassen. Das Werk Gottes an den Kindern vermögen nur von Gott Geschulte zu vollbringen.

Häuslichkeit und Familienleben

1875

Psalm 127, 1. 2. Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen; wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Umsonst ist's, daß ihr früh aufsteht und spät niedergeht und das Brod der Mühsal esset. Dasselbe gibt er seinen Geliebten im Schlafe.

Meine Lieben! Wie immer im Laufe des Herbstes oder zu Anfang des Winters, so komme ich auch heute auf einen Gegenstand, der mir besonders nahe am Herzen liegt, auf eure Häuslichkeit, euer Familienleben. Eure Ernte ist geborgen, der größte Theil eurer Arbeit draußen für dieses Jahr abgethan. Um so besser könnet ihr eurer Innenwelt leben. Es kommen die stillen Sonntage, die langen Abende, es naht die Zeit, da der Mensch seine Arbeit ähnlich der unter der Schneedecke verborgenen Pflanze verrichtet, heute noch unmerkbar, doch so, daß einmal an den Tag kommen wird, was sie da unten gelebt und gewebt hat. Da lege ich euch denn an's Herz,

diese stille Zeit für eure Häuslichkeit und euer Familienleben wohl auszunützen.

I.

Meine Lieben! Ueber den äußern Schmuck eurer Wohnungen und eurer Häuslichkeit sprach ich euch schon oft und legte euch dar, wie viel euch in dieser Beziehung zu thun immer noch übrig bleibe. Die kleinste Hütte, der engste

Raum können ein heimeliges Aussehen bekommen und zu freundlichem Geplauder und lieblichem Zusammensein einladen, so nur eine sinnige Hand da Ordnung geschafft und Frieden und Anmuth auch in das Einfachste und Kleinste hinein getragen hat. Hiezu braucht es weder Reichthum noch Kunstfertigkeit, sondern einfach den Sinn, der an seinem Familienleben und seiner Häuslichkeit hängt und eine traute Heimat daraus machen möchte. Ein paar Blumen braucht's, viel Ordnung und Reinlichkeit, einige ehrwürdige Familienstücke oder sauer erworbene neue Anschaffungen, Zeichen davon, daß Erbstücke in Ehren gehalten werden und man für die Kinder voraus schafft.

Doch hierüber heute kein Wort. Der schönste Schmuck der Häuslichkeit sind doch immer die Menschen, ist die Familie, welche sie bewohnt, wenn sie eine wahre Familie bildet. Ihr kennt ja welche von den Bildern ohne Zahl, die eben diesen Gegenstand behandeln: die Mutter, welche mit so innigem Blicke zum Kind auf ihren Armen niederschaut, die andere Mutter, welche ihrem Kinde, das schlafend in seinem Bettchen ruht, das Christbäumlein schmückt — „er schloft, er schloft, da litt er wie ne Grof!“ oder jene Mutter, die sich über die Wiege ihres Lieblings beugt, während dessen Augen hülfesuchend zu ihrem lieben Antlitz emporgerichtet sind, den Vater, der seinen Knaben lesen lehrt oder ihn auf seinen Knien tanzen läßt, das todte Kind, umstanden von seinen Geschwistern, oder andere Bilder: das Tischgebet vor dem Mittagmahl, den Feierabend, die Sonntagsfrühe, die Hochzeit, das Tauffest, oder das Leid, den Tod im Christenhaus, die Trauer mit der tröstenden Liebe. Alle diese Bilder singen in ihrer Weise das heilige Lied vom Familienleben, der Häuslichkeit.

Wie viel gibt es da, der Aermste und Geringste kann es sich zugänglich machen, haben und genießen! Nimm nur den Feierabend, den Feierabend, den du mit all den Deinen

zusammensitzest um einen Tisch herum. Eure Kinder arbeiten an ihren Schulaufgaben, sie fragen euch etwas und ihr helft ihnen nach, nicht so, daß sie träg zurückliegen und euch machen lassen, sondern so, daß sie selber denken und arbeiten müssen, oder ihr fragt sie über die Schule und über das, was an selbem Tage dort vorgegangen, nicht um über die Schule zu klagen, über die Lehrgegenstände zu spotten, über den Lehrer zu schimpfen, sondern um das Kind zu prüfen und ihm gleichzeitig Interesse und Freude an der Schule und dem dort Gelehrten einzuflößen. Die Aufgaben sind beendet, das auswendig Gelernte ist abgehört, aber noch ist eine kleinere häusliche Arbeit zu verrichten, ihr Eltern gebt das Beispiel und Alle helfen — wie viel könnt ihr da euren Kindern und Hausgenossen geben in einfachem und freundlichem Gespräch oder wenn ihr aus einem Buch oder einer Zeitung vorlesen lasset und das Gelesene erläutert und Anderes dran anknüpft. Oder ihr singt ein Lied mit einander oder erzählt einander Geschichten. Der Sonntagabend ist fröhlichem Spiel gewidmet, wo ihr selber mit euren Kindern wieder jung werdet und fröhlicher lacht als sie alle.

Und es gibt ja nicht bloße Feierabende im Familienleben. Ihr seid mindestens dreimal zum Essen versammelt. Doch wie ganz anders nimmt sich die Mahlzeit aus, wenn man da zusammen sitzt, nicht bloß um sich satt zu essen, sondern um ein wenig Freude mit einander zu haben, wenn keine bösen mißgünstigen Blicke oder giftigen Worte über den Tisch fliegen, sondern herzliche Worte gewechselt werden, sinnige Gespräche, zuweilen von einem muntern Scherzwort unterbrochen, sich hervorlassen. Oder ihr seid mit einander, der Vater mit seinem Knaben, die Mutter mit ihrer Tochter irgendwie beschäftigt, über einer häuslichen oder andern Arbeit. Arbeiten müßt ihr so wie so. Aber es arbeitet sich doch anders, wenn hiebei kein Zwang ist, kein Zorn, kein heftiger Befehl, keine Ungeduld laut wird, kein trotziges Schmollen

die Zungen fesselt, sondern Freundlichkeit, gegenseitige Hülfeleistung waltet, wenn freundliche Anerkennung zu Theil wird Dem, der solche verdient, wenn die Arbeit richtig vertheilt ist, gleichmäßig läuft und wenn mit der Arbeit immer zugleich auch der Unterricht sich verbindet, die Anleitung zum Bessermachen und das Nachdenken darüber, wie wohl diese Arbeit noch schöner, fruchtbarer, rascher zu Stande zu bringen wäre.

Es brechen auch lange, stille Stunden und ganz besonders einförmige Tage an. Aber auch diese Zeiten brauchen nicht in Langeweile auszuarten oder eben aus Langeweile oder aus übler Laune Einzelner in gegenseitigen Vorwürfen und Plackereien, mit einem Wort in Streit zu enden, sondern eben hier soll sich weisen, was mit euch ist, ob ihr nicht bloß arbeiten könnt, sondern über eurer Arbeit inwendig etwas Rechtes und Tüchtiges geworden seid, ob ihr jetzt den Andern auch wirlich etwas sein könnt, ihnen etwas zu geben habt, aus dem Schatze eures Innern Altes und Neues hervorzutragen.

Endlich sind auch Leid und Kummer unvermeidlich selbst im Christenhaus, Krankheit tritt ein, Schwierigkeiten erheben sich. Aber auch dieses erträgt sich ganz anders leicht und wirkt viel gesegneter, wenn gegenseitige Theilnahme vorhanden ist und das Leid versüßt, wenn man sich gegenseitig das Kreuz nicht noch schwerer macht, sondern einander tragen hilft und mit einander Nachsicht hat und Geduld. Wo der rechte Sinn ein Haus belebt, da sind gerade diese kummervollen Tage die gesegnetsten und bildet das gemeinsam getragene Leid den festesten Kitt zwischen Herz und Herz. Man möchte gar nicht, daß man das nicht erlebt hätte.

II.

Doch, mein Zuhörer, ich weiß, was du sagen und mir einwenden willst. Längst wärest du gern zum Wort gekommen,

jetzt brichst du los und meinst: das ist alles recht gut und schön, aber was du damit von mir verlangst, das vermag ich nicht zu leisten, ich bin nicht gebildet genug, habe nur mangelhafte Schulen genossen, weiß selbst nur wenig. Ich lasse dir das nicht gelten, mein Zuhörer, sondern sage: Bildung und Gelehrsamkeit thut's da nicht, sondern nur der gute Wille und der rechte Sinn. Durchgehe im Geiste die Familien dieser Gemeinde und ihre Häuslichkeit, du kennst sie weit besser als ich; überall wirst du finden, daß ein ächtes, schönes Familienleben nicht von dem abhängt, was man gemeinhin Bildung nennt; ein solches Familienleben fehlt, da wo solche Bildung wäre, und es ist gar oft vorhanden, wo diese Bildung fehlt. Was wir einst einmal gelernt haben und von daher wissen, das genügt niemals und nirgends, um ein ächtes und schönes Familienleben zu gründen und zu unterhalten, sondern das erfährt Jeder, und darin sind wir Alle ganz gleich gestellt — dazu braucht es eine alltägliche Arbeit an uns selbst, vor Allem aber, daß wir uns nie schämen, selbst immer noch weiter zu lernen, vom Leben zu lernen, von unsern Kindern und Hausgenossen zu lernen. Wie nur Der recht befehlen kann, der selbst einem höhern Willen unterthan ist und gehorcht, so vermag nur Der zu lehren, der gleichzeitig immer noch lernt, nur den Andern etwas zu geben, der selbst von Andern zu nehmen nicht zu stolz ist.

Ja, aber dazu findest du keine Zeit — behauptest du und hebst nun das endlose Kapitel von deiner vielen Arbeit an und wie du von ihr oft und viel so sehr ermüdet seiest, daß du zu gar nichts Rechtem mehr taugest. Mein Zuhörer! Ich will dir darauf nicht antworten, daß du vielleicht deine Zeit nicht recht einzutheilen verstehst, daß zugleich eine richtige und regelmäßige Hausordnung sehr viel Zeit frei macht und für Anderes vorspart; ich will dich nicht fragen, warum in einem gleich langen Leben der Eine für so Vieles Zeit findet, der Andere für so Weniges, und ebenso wenig dich daran

erinnern, daß trotz deines Mangels an Zeit jetzt für dieses, jetzt für jenes, deine verlornen Stunden nach Tausenden, deine vergeudeten Tage nach Monaten zählen. Nein, nichts von alledem, sondern nur dies: ich verlange ja gar nichts besonderes von dir, keine neuen Thaten und zeitraubenden Geschäfte, sondern nur, daß du das Leben, das du ja ohnehin leben mußt, anders lebest, mit einem Herzen für die Deinen und deine Häuslichkeit, mit Liebe zum Frieden, mit Sinn für die kleinen Freuden des Familienlebens; ich verlange von dir, daß du die Zeit, die dir leer verstreicht, öde für dein Gemüth und fruchtlos für deinen Geist und darum so langweilig, mit einem Inhalt, mit Gutem füllest.

Nun kommt aber erst noch dein gewichtigster Einwurf. Du möchtest wohl gern ein so liebes Familienleben führen, sagst du, und seiest auch von deinem eigenen Elternhause her an ein solches gewöhnt, aber du stehest allein und bringest es deshalb nicht zu Stande, du seiest Wittwe, seiest Wittwer, oder was noch schlimmer, dein Mann sei vom Haus geschlagen oder deine Frau habe dafür keinen Sinn, komme vor lauter Tändeleien oder Eitelkeit oder kleinen, aber für sie so großen Haushaltungssorgen gar nicht dazu. Das ist freilich bös, aber ein Grund zum Verzagen ist es noch lange nicht. Du mußt eben frisch dran und allein in den Riß treten. Bist du Wittwe oder Wittwer, so gelingt es dir bis zu einem gewissen Grade, deinem Hause den verlornen Vater oder die Mutter sel. zu ersetzen. Lebt der andere Theil noch, aber du hast über seinen unhäuslichen Sinn zu klagen, so laß das deine Hausgenossen nicht entgelten, sondern mache gut, was er fehlt, — das, so ein recht liebliches Familienleben, ist ja das beste Mittel, um auch den andern Theil herumzubringen und ihm Liebe zur Häuslichkeit einzuflößen. Freilich hilft auch dieses Mittel nicht immer, aber wenn überhaupt noch eins, dann dieses.

III.

Mein Zuhörer! Drum rasch dran; fange für dein Familienleben und deine trautere Häuslichkeit den Winter schon jetzt an und nicht erst nach dem Neujahr, sonst ist der Frühling da, ehe du daran denkst, sonst werden deine Kinder dir groß und hast sie, als sie klein waren, gar nie recht gehabt, kennst sie nicht von Grund aus, vermagst nicht mehr auf sie einzuwirken. Ja eben an deine Kinder denke, und wie viel du ihnen gibst, du Aermster ihnen zu geben vermagst in einem freundlichen Familienleben, einer fröhlichen Jugend. Das ist mehr als Geld und Gut. Du gibst ihnen damit eine Wärme im Herzen in's Leben mit hinaus. Sie werden sich auch draußen gern an Familien anschließen und dadurch vor viel Ueblem bewahrt bleiben und tragen dereinst auch in ihre eigene Häuslichkeit den häuslichen Sinn hinein.

Denke auch ein wenig an dich selbst, an deine langen Abende, wie viel nützlicher und auch schöner du sie verwenden kannst, so daß sie liebliche Erinnerungen und nicht einen bittern Nachgeschmack in dir zurücklassen. Denke an deine Stellung im Leben, an deine Achtung unter deinen Mitmenschen, wie viel fester stehst du da mit einer schönen, geordneten, innig verwachsenen Häuslichkeit in deinem Rücken.

Denke an deine Bestimmung auf dieser Erde — sie umzuschaffen zum Reiche Gottes. Du vermagst das ja nicht ganz zu thun, nein nur so wenig dran, aber eins kann dir gelingen, deinem Gott und seinem Reich wenigstens eine Stätte auf Erden zu bereiten und da ihn zu haben — in deinem Hause!

Dann wirst du erfahren, daß innerhalb deiner vier Mauern noch ein anderes Haus steht, ein geistiges, und ein besonderer Geist da waltet. Erst jetzt erscheint dir dein Werk auf Erden heilig und groß: eine alte irdische Hütte zu einem Tempel Gottes zu machen. Erst jetzt auch wirst du recht

inne, wie wenig du dein Werk auf Erden wirst zu vollbringen vermögen ohne Gott. Ihn bittest du, daß er auch dieses geistige Haus dir bauen helfe, ihm übergibst du deine Häuslichkeit, und während du mit den Deinen ein stilles Familienleben führst, schüttet Gott im Schlafe über euch seinen reichsten Segen aus.

Der Segen der Eltern

1871

Hebr. 11, 21a. Durch den Glauben segnete Jakob bei seinem Sterben einen jeden der Söhne Josephs.

Meine Lieben! Heute schließen wir unsere Hausstandspredigten ab.* Der Tod in der Familie — das war unser Letztes. Ist der Tod nicht überhaupt das Letzte? Nein, auf den Tod folgt noch das Erbe, und über dieses möchte ich heute zu euch sprechen. Versteht mich wohl, nicht über das irdische Erbe an Geld und Gut — dieses beschäftigt euch ohnehin nur allzu sehr — wohl aber über das geistige und religiöse Erbe, über das, was wir Segen, den Segen der Eltern nennen.

Nun ist euch gewiß bekannt, in welchem hohen Ansehen im Alterthum, zumal im alten Bund, dieser Segen, dieser Elternsegen stund. Ging man doch dazumal vielfach so weit, zu meinen, durch das bloße äußere Zeichen der Segenspendung, die Handauflegung, ließen sich irdische Güter, Glück und Gedeihen von den Eltern auf ihre Kinder weiter pflanzen, ja durch Segnung mit der rechten Hand oder in anderer besonderer Weise sich sogar eine Bevorzugung des einen z. B. erstgebornen Kindes vor den übrigen herstellen. So ward mit dem Segen förmlicher Aberglaube getrieben. Doch wie immer so folgte auch hier dem Aberglauben der Unglaube auf dem Fuße nach. Der Segen ward zu etwas Ueber-

* Wir geben hier die letzte von 10 Predigten über den „Hausstand".

natürlichem und Widernatürlichem, zu etwas durchaus Unbegreiflichem und Sonderbarem gemacht, und da begab es sich von selbst, daß eine Menge von Menschen mit dem Unsinn zugleich auch den Sinn verwarf und, weil ihr die Form zuwider, auch gegen die Sache selbst Widerspruch erhob. So ist's noch heutzutage. Behaupte ich daher, es gibt einen göttlichen und menschlichen Segen, es gibt von Gott auf Mensch und von Mensch auf Mensch Gedeihen spendende und beglückende Einwirkungen geheimnißvoller, nicht recht in bestimmte Worte und Begriffe zu fassender Natur, behaupte ich das, dann sehe ich nicht Wenige ungläubig den Kopf schütteln, verächtlich die Lippen kräuseln. Ich muß und will mich daher heute genauer erklären und euch darlegen, was ich darunter verstehe, wenn ich spreche vom

Segen der Eltern,

zuerst von dem Segen, den sie spenden, sodann von dem noch größern Segen, der in ihrer Persönlichkeit liegt.

I.

Meine Zuhörer! Es soll durchaus nicht gering geschätzt werden, wenn Eltern sich bemühen, ihren Kindern ein Erbe an Geld und Gut zu hinterlassen. Nein, sobald dieses Gut nur kein ungerecht erworbenes ist, sobald über seiner Ansammlung nicht höhere Pflichten vernachläßigt werden, z. B. die geistige und religiöse Erziehung der Kinder, wollen wir gern in dem Bestreben der Eltern, ihren Kindern ein Erbe zu hinterlassen, eine heilige Gottesordnung erkennen, einen mächtigen Antrieb zu angespannter Thätigkeit und weiser Sparsamkeit für die Eltern, ein Glück für die Kinder, welche nun nicht mit nichts anzufangen brauchen. Wir halten daher alle Gesetze und staatlichen Verordnungen, welche versuchen möchten, die Erbfolge zu vernichten, nicht bloß für einen Eingriff in heilige Eigenthumsrechte, sondern auch für

den schwersten Schlag, der Arbeitslust des Menschengeschlechts versetzt; denn wo nicht mehr die Kinder ihre Eltern beerben dürfen, sondern der Staat, die Gemeinschaft für sie eintreten will, da wird es gar bald überhaupt nichts mehr zu erben geben, weil dem reinsten und stärksten Antrieb zum Erwerben, Sammeln und Sparen, der Liebe zu den Erben, der Lebensfaden durchgeschnitten ist.

Nachdem wir dieses festgestellt, wollen wir dann aber auch nicht vergessen, daß gar viele Eltern, wohl die Mehrzahl der Eltern, nicht im Stande sind, ihren Kindern ein irgendwie nennenswerthes Erbe an zeitlichem Gut zu hinterlassen, und zwar sind es nicht etwa bloß die sorglosesten Eltern, die das nicht vermögen, sondern gar oft die treusten Eltern und besten und hingebendsten Menschen. Wohlan, diese letztern mögen sich trösten: unsere Religion gibt ihnen die Mittel in die Hand, ihren Kindern dennoch ein Erbe zu hinterlassen, ein Erbe, das mit zeitlichem Gut gar nicht aufgewogen werden kann. Worin besteht dieses Erbe? Nun, zunächst in einer guten, der Kinder Geist und Fähigkeiten entwickelnden Erziehung und in dem unbescholtenen, ehrenhaften Namen ihres Hauses. Doch hievon sprach ich euch bereits.

Ein Segen für eure Kinder ist es aber auch, wenn ihr sie habt arbeiten lernen. Versteht mich wohl, nicht bloß diese oder jene Arbeit wohl verstehen oder in der Woche so und so viel verdienen, sondern wenn euer ganzes Hauswesen so eingerichtet war, daß da Alles arbeitete, jedes auf seinem Posten, jedes für's Ganze, jedes mit Lust und Liebe, so daß für Alle die Arbeit keine Plage, sondern ihres Alltagslebens Würze war. Und nun füget zur Arbeit hinzu eine feste gute Hausordnung, die ihr, des Hauses Eltern, dadurch euren Hausgenossen erträglich macht, daß ihr, die ihr sie gabet, euch selbst zuerst davor beugt und sie befolgt; macht dazu euren Kindern ihr Vaterhaus zu einer lieblichen und heimeligen Stätte des Friedens dadurch, daß ihr viel um sie seid und

ein Auge habt für ihr Gutes und ihr Böses, ein Herz für ihre kleinen Leiden und Freuden. Glaubt mir, in dem Maße, als es euch selbst nirgends wöhler ist als daheim, werden auch eure Kinder als einen großen Segen häuslichen Sinn in's Leben mit hinaus nehmen. Sie werden überall statt an böse Gesellschaft an gute Häuser und trauliche Familien sich anschließen und nicht aufhören, sich zu sehnen, bis sie sich selbst eine eigene Heimat gründen können, gestaltet nach dem Bild, das von ihrem Vaterhaus in ihren Seelen lebt.

Neben dem häuslichen Sinn wecket aber auch den Familiensinn in eurer Kinder Herzen. Erziehet sie so, daß sie sich unter einander lieben und trotz verschiedenen Alters und ungleicher Art von einander unzertrennlich seien. Seid gerecht, haltet sie alle gleich, ziehet keins vor und setzt keins zurück, liebet sie stark — dann kommt das von selbst. Dann geschiehet es, daß sie auch später und nach eurem Tod treu zusammenhalten, einander helfen, eine Familie bleiben und in dieser innigen Gemeinschaft um so leichter dem mächtigen Schicksal, das den Vereinzelten gar oft zu stark ist, Widerstand bieten.

Und noch ein Letztes: der beste elterliche Segen, das ist die fromme Zucht, der religiöse Geist eures Hauses. Welch ein reiches Erbe, wenn eure Kinder aus eurem Hause ernste sittliche Grundsätze mit fortnehmen, Gefühl für Pflicht und Verantwortung, Glauben an eine Vergeltung, Rechtlichkeit, Scheu vor Unrecht und zu dem hinzu ein warmes Gottvertrauen, eures Hauses altes, so oft erprobtes Erbe. Doch was noch ein besserer Schutzengel als jene Grundsätze und dieses Gottvertrauen für eure Kinder sein wird, das sind eure Gebete, eure eigene lebendige Religion. Fürwahr, wenn eure Kinder wissen und es fühlen, daß ihr sie alle Tage eures Lebens dem Schutz und der Gnade des Allerhöchsten befohlen habt, daß so viel elterliches Glauben, so viel elterliches Lieben, so viel elterliches Hoffen auf ihren Häuptern

ruht, daß im Gebet gerungen worden ist, um sie dem Bösen zu entreißen und dem Guten zuzuführen, so werden solche Elterngebete gleichsam zu Ketten, um ihre Kinder an den Himmel zu binden, daß sie nie völlig und nie auf immer aus der Gnade fallen. Elterngebete sind nie vergeblich. Sie gehören mit zu jenen unsichtbaren Banden, durch welche Gott die Menschenwelt regiert, der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche und ihrer so viele schon aus der Finsterniß wiederum zurückgerufen hat in sein wunderbares Licht.

Ihr Eltern, das Alles sind Segnungen, die ihr alle, alle euren Kindern zu spenden wohl vermöget.

II.

Doch größer noch als diese einzelnen Segnungen, die ihr spendet, ist der Segen, zu dem ihr selbst den Eurigen werden könnt. Wohl darf man sagen, für ein christliches Haus sei jeder Hausgenosse eine Quelle von Segen, ja Segen auch dann, wenn dieser Hausgenosse ganz alt und unfähig zur Arbeit, wenn er wunderlich, wenn er krank ist. Ist er jedoch daneben böser, verkehrter und unversöhnter Sinnesart, so ist er ein Segen gleichsam wider seinen eignen Willen. Das Haus übt sich an ihm in Geduld und Verträglichkeit. Ist dagegen dieser Mensch gut, liebend, hat das Leben etwas Tüchtiges aus ihm gemacht, ist er zugleich der Hausvater oder eine alte Großmutter, dann steht fest: unter allen Segnungen Gottes ist doch der Segnungen größte ein solcher Mensch. Die Krone des Hauses sind seine alten Eltern, und wären dieselben auch noch so kränklich, eigen und wunderlich, und das sind sie sehr oft.

Sie, diese Alten, arbeiten wenig mehr und thun doch hundert kleine und große Geschäfte ab bald mit leiser Hand und Nachhülfe, bald mit dem stets wachen Auge, bald mit erfahrenem klugem Rath. Sie, die Aeltesten des Hauses, weihen

die jüngsten in des Hauses alte gute Sitte ein; während die Rüstigen draußen an der Arbeit sind, spielen die Kleinen um die Kniee jener greisen Frau, schauen empor in ihre treuen Augen, lauschen ihrer sinnigen Rede. Sie, die Eltern des Hauses, halten allein noch die immer weiter sich verzweigende Familie zusammen, ebnen Schwierigkeiten, stiften Frieden. Was man sonst verschweigt, ihnen offenbart man es, kommt ihnen zu klagen und geht getröstet von dannen; denn sie, diese alten Leute, sind ohne viele Worte eine viel bessere Predigt des Evangeliums, als man sie je vom Pfarrer hört oder in Büchern findet. Sie predigen durch ihr still theilnehmendes Auge, durch das, was sie selber durchgemacht, getragen und überwunden, durch die Sanftmuth, mit der sie die Menschen, durch die Ergebung, damit sie das Kreuz ihres Alters tragen.

Gib mir selber Zeugniß, mein Zuhörer! Bildet nicht die liebste Erinnerung aus deiner Jugendzeit ein Ofentritt, ein Sorgenstuhl mit dran gelehnter Krücke, eine stille Dämmerstunde und durch sie hin eine Stimme, die du nimmer hörst und doch immer hörst. Ward dann später der Sorgenstuhl an's Bett im kleinen Stübchen gerückt, auf dem Sorgenstuhl saßest du selbst, auf dem Bette lag sterbend dein liebster Mensch auf Erden. Du lauschtest seinen leisen Athemzügen, du sahest seine Wünsche ihm an den Augen ab. Und einstmal — es war tiefe Nacht — da streckte sich eine magere schwache Hand zum Bette heraus und ergriff die deine und dankte dir durch leisen Druck für so viele Liebe und Treue und legte sich auf dein Haupt und durch das Stübchen klang's wie ein Gebet zu Gott für dich, ein Gebet um Segen über dich.

Liebe Eltern! So segensvoll können einst auch eure alten Tage sich gestalten. Mögen die Zeiten sich ändern auch noch so sehr, eins bleibt: so lange draußen aus gutem Samen auch gute Frucht erwächst, säet bei euch daheim Liebe und

Liebe wird aufgehen, säet auf den guten Geist und der Geist aus Gott wird der Geist eures Hauses werden. Ihr werdet nicht verstoßen und nicht vergessen sein in eurem Alter, sondern eure friedliche Stätte haben, als des Hauses Seele gelten, und was mehr als Alles, ihr werdet das Bewußtsein in euch tragen, nicht umsonst zu leben, immer noch zu nützen, immer wem ein Segen zu sein, ihr selbst der allergrößte Segen eures Hauses.

So kommt euer letzter Tag heran. Ihr selber sterbet. Man macht nicht viel Wesens bei eurem Tod, bei eurer Gräbt. Ihr waret ja alte Leute, der jungen Welt fast unbekannt. Aber dennoch, wenn du ein treuer Vater warest oder eine liebe Großmutter, auch noch so arm, auch noch so einfach, so reißt dein Tod eine tiefe Lücke. Einem kleinen Kreise greift er an's Herz. Hier lebst du fort: deine Worte werden wiederholt, zum Trost, zur Warnung, dein Stuhl bleibt noch lange unberührt, du fehlst überall. Mag auch längst vergessen sein, was du geleistet — was du geliebt, was du den Deinen gewesen, bleibt unauslöschlich eingeschrieben in den Seelen. Dein Sohn schaut zu dir empor im Kampfe seines Lebens, deiner Enkeltochter größter Ruhm ist, dir ähnlich zu werden.

Meine lieben Zuhörer! So viel vom Hausstand. Ich bin schon zufrieden, wenn aus all dem Gesagten euch nur zwei Gedanken recht tief in's Herz gedrungen sind: der erste, daß dieses so einfache und kleine Leben so viel Pflicht und Verantwortung, so viel Glück und Segen in sich birgt, der zweite, daß das häusliche Leben nach Gottes Willen den Geringsten zugänglich, den Größten unentbehrlich ist.

Allerheiligen

1873

Hebr. 11, 32—12, 2. Was soll ich weiter sagen? Die Zeit würde mir fehlen, wenn ich erzählen wollte von Gideon und Barak und Simson und Jephtha, von David und Samuel und den Propheten, welche kraft des Glaubens Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit übten, Verheißungen erlangten, der Löwen Rachen verstopften, die Gewalt des Feuers auslöschten, der Schärfe des Schwertes entrannen, aus Schwachheit Kraft gewannen, Helden wurden im Streite und feindliche Heere schlugen . . . . Darum also auch wir, da wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, laßt uns abwerfen jegliche Beschwerniß und die Sünde, die uns leicht umstellt, und mit Standhaftigkeit den uns angewiesenen Kampf bestehen, indem wir hinblicken auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher für die Freude, die ihm bestimmt war, das Kreuz erduldete, der Schmach nicht achtend, und so sich zur Rechten des Thrones Gottes gesetzt hat.

Meine Zuhörer! Wir pflegen uns um die kirchlichen Feste unserer katholischen Brüder wenig oder gar nicht zu kümmern, sondern führen ganz getrennte Haushaltung. Doch mit Unrecht, denn wir könnten von ihnen sehr viel lernen. So feiern sie am Ende ihres Kirchenjahres den ersten Wintermonat zur Erinnerung an die großen Glaubenszeugen unserer christlichen Kirche ein Allerheiligenfest und den zweiten Wintermonat zur Erneuerung der Gemeinschaft mit ihren lieben Todten den Allerseelentag.

Allerdings hat sich auch in diese kirchlichen Sitten mannigfacher Aberglaube eingeschlichen, sie verunstaltend und entweihend, das Allerheiligenfest noch mehr als den Allerseelen-

tag. Wenn die heilige Schrift, zumal das neue Testament, von Heiligen spricht, so denkt sie dabei an gar keine aparte Klasse von Menschen, sondern nennt so alle rechten und braven Leute, gibt wohl auch allen Christen ohne Unterschied den Titel, weil sie doch wenigstens den Willen haben, ein ernsteres, Gott und allem Höheren geweihtes Leben zu führen. Doch dies genügte der Kirche nicht, vielmehr erfand sie zu ihrem eigenen Nutzen und großen Vortheil über die Heiligen eine besondere Lehre. Es gebe Menschen, so behauptete sie, welche in ihrem irdischen Leben des Guten noch mehr thun, als sie nöthig haben, um für ihre eigene Person in den Himmel zu kommen; die Ueberschüsse habe Gott in einen Schatz zusammengelegt und die Kirche als Verwalterin darüber gesetzt; wer zu den Heiligen bete und an die Priesterschaft sich wende, dem werde von jenem Ueberfluß auf Rechnung geschrieben, was ihm noch fehle. Daher auch das Fest Allerheiligen nicht zum wenigsten, um die himmlische Fürsprache jener sog. Heiligen zu erflehen.

Allein, meine Zuhörer, auch wenn wir weglassen Alles, was die spätere Kirche hinzugethan hat und, wie die Bibel, unter den Heiligen nur fromme, gottgeweihte Menschen verstehen, so zeigt uns unser heutiger Text mächtig und herzandringend, daß in unserm Andenken an dieselben, in unserer Zurückversetzung in ihre Zeit und ihre Seele eine Kraft, ein Trost, eine Auferbauung liegt. So schön sagt das alte Lied: „Was für ein Volk, was für ein' edle Schaar kommt dort gezogen schon? Was in der Welt von Auserwählten war, seh' ich, die beste Kron, die Jesus mir, der Herre, entgegen hat gesandt, da ich noch war so ferne in meinem Thränenland. Propheten groß und Patriarchen hoch, auch Christen insgemein, die allzeit trugen des Kreuzes Joch und der Tyrannen Pein, schau ich in Ehren schweben, in Freiheit überall, mit Klarheit hell umgeben, mit sonnenlichtem Strahl."

In diesem Sinne, meine lieben Zuhörer, laßt uns den heutigen Tag aussondern,

um unserer Gemeinschaft mit den Heiligen uns zu freuen.

I.

Meine Lieben! Es fehlt uns etwas, ein wesentliches Mittel zu unserer religiösen und sittlichen Durchbildung: das ist die Geschichte. Im Allgemeinen weiß man in unsern christlichen Gemeinden ganz staunenswerth wenig über das, was Gott seit Jahrtausenden für die Menschen gethan hat, von seinen Wegen durch die Weltgeschichte. Wie lückenhaft sind noch dazu unsere Kenntnisse! Wir sind mehr oder weniger bewandert in der Geschichte Israels, doch in den letzten fünf Jahrhunderten vor Christus so gut wie unbekannt, wir haben über Christus viel gehört, doch über die erste Zeit seines Lebens mehr behalten als über die letzte; vielleicht wissen wir auch über die Apostel noch Bescheid; dann aber folgt eine lange Nacht bis zu Tell und Winkelried, Erlach und Bubenberg; neuerdings kommt hinzu noch etwelche Kunde über die kirchliche Reformation. Ich glaube euch, meine Lieben, nicht unrecht zu thun, wenn ich von den meisten unter euch annehme, euer geschichtliches Wissen reiche kaum viel weiter.

Ja, zu unserer Schande sei es gesagt, dieses geschichtliche Wissen reicht im protestantischen Volk nicht selten weniger weit als im katholischen, unter den Protestanten der Schweiz weniger weit als unter denen Frankreichs. Beides hat seine Gründe. Den Katholiken werden über ihre Heiligen zwar eine Menge Ausschmückungen, Uebertreibungen und Lügen berichtet, aber in diesen Erzählungen liegt doch zugleich auch ein gut Stück Geschichte, eine lebendige Brücke aus der Zeit Christi herüber in unsere Gegenwart, und die Protestanten Frankreichs haben in den drei letzten Jahrhunderten allen, ja selbst noch in diesem für ihren Glauben gelitten, gekämpft,

Blut vergossen, das Volk selbst hat mitgelitten und mitgekämpft, daher sind auch seine Erinnerungen viel lebendiger als die in unserm Volke.

Doch was nicht ist, kann werden. Auch zu unsern kirchlichen Vereinigungen muß die Geschichte in viel höherem Maße herangezogen werden. Wenn wir einmal den alten Schlendrian noch mehr von uns abgeschüttelt haben, wenn wir eines Tages einen Kalender mit bekannteren und bedeutsameren Namen, als die des gegenwärtigen sind, besitzen, wird in Predigt und Jugendunterricht von der Geschichte viel mehr die Rede sein, als zu dieser Stunde noch. Fürchtet euch nicht vor dieser Zeit, besorget nicht, daß man mit einem neuen trockenen Wissen euch füttern, vollstopfen und überladen wolle. Man wird euch nicht Jahreszahlen vorsagen, sondern Bilder lebendiger Personen euch geben. Jedermann soll es zum Bewußtsein kommen, daß die Offenbarungen Gottes mit dem 28. Kapitel der Apostelgeschichte und dem 22. der Offenbarung ihr Ende noch nicht erreicht haben, daß er auch seither Richter und Propheten erweckte, daß seither eine treue Schaar Jesus Christus auf seinen Wegen gefolgt ist und seinen Kampf fortgesetzt hat, und daß gleich mächtig wie am ersten Tag Gott in Welt und Menschenseelen lebt und webt.

II.

Das ist aber noch das Geringste. Wir haben von unserer Gemeinschaft mit den Heiligen aller Zeiten für uns selbst noch viel mehr. Jedes von euch wird wohl schon die Erfahrung gemacht haben, daß es in einzelnen Fällen, Verhältnissen und Kämpfen dieses Erdenlebens, in den größten Sorgen, den tiefsten Leiden, den schwersten Versuchungen allein dasteht, daß die Menschen um es her, auch die nächsten, die besten, die liebsten, es nicht verstehen, ihm nicht zu rathen wissen, ihm nicht helfen können, es nicht zu trösten vermögen. Nicht umsonst beten wir: stehe allen Denen bei, die im Ver-

borgenen ihre Thränen weinen, denen die Menschen nicht helfen können oder deren Klage vor den Menschen nicht laut werden darf. Nicht umsonst heißt es vom Erzvater Jakob, da er in selber Nacht mit Gott rang, sei er allein gewesen. Dieses Alleinstehen in den großen Entscheidungen unseres Lebens gehört zu dem, woran wir auf Erden am schwersten zu tragen haben. Freilich kann man uns sagen: wirf deine Sorge auf Gott oder nimm Christus zu deinem Vorbild. Allein ihr wißt wohl ebenfalls aus schmerzlicher Erfahrung, daß dies nicht immer sofort möglich ist. Uns dünkt, unser Fall sei ein noch gar nie dagewesener, absonderlich schwieriger, Hülfe gar nicht möglich, oder wir begreifen nicht, was wir, deren Verhältnisse ganz anders seien, von Christus lernen könnten.

Da hat uns denn Gott in seiner Gnade eine Vorstufe, eine erste Quelle von Trost und Kraft gegeben — eben in der Gemeinschaft der Heiligen. Ist in meiner Seele lebendig das Andenken an die Unzähligen, die Gott lebten und starben, oder doch an Einzelne aus ihnen, dann steigen eben in diesen schweren und entscheidungsvollen Augenblicken ihre Gestalten vor mir auf.

Jammere ich über die allzu große Last, welche mir auferlegt sei, so ziehen sie an meinem geistigen Auge vorüber, jeder auf seiner Schulter das Kreuz, ein Kreuz, viel schwerer als das meine. Bin ich selber ungeduldig und trotzig, dann erblicke ich unter ihnen schwache Frauen, stark im Dulden ohne Klage, oder starke, einst gewaltthätige Menschen, die unter demselben Kreuz ihr wildes Wesen bezwungen haben, sanft und milde geworden sind. Stehe ich in schwerem Ringkampf mit Versuchung und Sünde, falle ich stets wieder zurück, will es mit mir gar nicht besser werden, dann bietet sich mir das Beispiel Anderer, die noch viel tiefer gesunken waren, deren innere Rettung geradezu unmöglich schien, die aber dennoch nicht verloren gingen, dennoch herausgezogen wurden auf ihr Flehen und Ringen ohne Unterlaß durch

Gottes Kraft, die es an Gottes Hand schließlich noch weit gebracht und besonders tüchtige Rüstzeuge Gottes abgegeben haben. Will meine Hoffnung wanken, mein Glaube mir ausgehen, dann hebe ich meine Augen auf zu den großen Propheten aller Zeiten, die von Glauben und Hoffen ganz allein und bis zuletzt gelebt und gezehrt haben, ohne je die Erfüllung zu schauen, die ihre Tage zubrachten in noch viel tieferer Nacht, als die mich umgibt, und beschämt sage ich mir: du wolltest zagen, du wolltest verzweifeln, während du bereits in dem Dämmerlichte einer ersten Erfüllung stehst und Dinge schaust, über denen jenen das Herz im Leibe gehüpft hätte, wäre es ihnen vergönnt gewesen, sie zu erleben. Schleicht fröstelnd durch mein Gebein die Angst vor meinem Sterben, meinem eignen Tod, das Bangen vor dem unbekannten Jenseits, dann winken sie mir von drüben her, dann kommen sie selbst heran und mir so nahe, daß der Abgrund zwischen ihnen und mir immer enger wird, bis sie mir endlich drüber weg die Hand reichen. Denn sie alle sind die Straße gezogen, die ich wandeln muß, sie haben auch einst dem Tod in's Angesicht geschaut und vor ihm gebebt, dann aber ihn überwunden erst innerlich, dann äußerlich. Sie haben mir Weg gemacht. Wo sie durchgezogen sind und überwunden haben an Gottes Hand, gibt's auch für mich einen Weg, einen Sieg.

III.

Allein, so möchte unter euch das Eine oder Andere einwenden: mit deinen Heiligen verdeckest du uns unsern einzigen Heiligen, Jesus Christus, und machst ihn überflüssig. Grad umgekehrt, meine Zuhörer! Sieh dir nur unsern Text recht an. Der redet auch zuerst von einer Menge frommer, aber gewöhnlicher Leute, aber dann kommt er erst noch und erst recht auf Christus, den allergrößten Heiligen, den Anfänger und Vollender unserer Seligkeit. Drum führen die Heiligen nicht von Christus ab, sondern zu ihm empor. An Christus

glauben über achtzehnhundert todte Jahre hinweg, das ist gar kein rechter, lebenswarmer Glaube an ihn. Es ist mit ihm wie mit der Sonne; zu wissen bloß, daß diese leuchtet, macht mir nicht hell, daß sie brennt, mir nicht warm; erst ihre Strahlen, ferne her gesandt durch viel tausend Meilen hindurch, leuchten mir, wärmen mich. So lerne ich auch Christus erst recht kennen, lieben, verstehen in seinen Strahlen, oder ohne Bild, in den Menschen, in denen er Gestalt gewonnen hat, hier so, dort anders, aber überall entzündend den Glauben, die Geduld und die Treue und ein ruheloses Ringen nach Heiligung und Vollkommenheit. Wenn das der Geist Christi vermag, heute wie vor Jahrhunderten, unter den verschiedensten Menschen aller Stände, Völker und Zungen, wie groß, wie tief und mächtig muß dieser Geist sein! Jetzt ist er für mich nicht mehr der längst verstorbene Rabbi von Nazareth, sondern der ewig lebendige Christus, welcher dahinschreitet durch die Jahrhunderte und in der Menschheit, in seinen Heiligen, unter immer neuen Gestalten sein göttliches Wesen auseinander legt.

Und nun, meine Zuhörer, nehmet an Christus und seinen Heiligen noch ein Letztes wahr. Seht, schon sind Jahrtausende in die Ewigkeit hinabgesunken, nicht der hundertste Theil von dem, was in ihnen geschah, kam zu unserer Kunde, der Rest bleibt ewig verborgen und ohne Macht über uns. Was aber Christus und die Seinen geglaubt, geliebt, gewirkt haben, das ist ein ewiges, unlöschbares Feuer und wirkt hinüber über Zeit und Raum. Wendet das auf eure eigne Lebensführung an; vergänglich ist so viel darin, ihr treibt Dinge und macht euch Sorgen, Niemand denkt daran oder dankt euch dafür. Drum faßt euch zusammen und lebet so, daß eure Werke und euer Wesen im Segen, ein Segen bleiben, auch wenn ihr gestorben seid, daß euer Glauben noch immer stärkt, eure Liebe noch immer wärmt, daß ihr selber Heilige seid.

Todesvorboten

1877

Matth. 24, 37—42. Wie die Menschen in den Tagen vor der Sündfluth aßen und tranken, zur Ehe nahmen und gaben bis zu dem Tage, da Noah in die Arche ging, und es nicht merkten, bis die Sündfluth kam und sie alle hinwegraffte: also wird auch die Zukunft des Menschensohnes sein. Alsdann werden zwei auf dem Felde sein, der eine wird angenommen und der andere wird verlassen. Zweie werden mahlen in einer Mühle, die eine wird angenommen, die andere wird verlassen. Darum wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt.

Meine lieben Zuhörer! Spürt ihr, wie nun seit mehr als acht Tagen die ganze Natur sich wehrt gegen Einen, der sie in Fesseln schlagen will, wie sie ausschlägt gegen das weiße Leichentuch, das er um ihre Glieder zu schlingen sucht? Umsonst, unsere Erde wird sich ergeben müssen, heute oder morgen, die Natur wird sterben, aber jenes Todes, der wie alles Sterben ein Schlafen ist und eine Fülle heimlichen Lebens in sich birgt. Meine Zuhörer! Am Sterbebette der Natur, da vermag keiner von uns des Gedankens sich zu erwehren, daß grad so auch er dahin gehe, daß ein Wintersturm ihn fällen oder eine Winterkälte in ewigen Schlaf ihn versenken werde. Immer kürzer werden die Tage, immer früher bricht die lange Nacht herein und erinnert uns daran, daß wir wirken sollen, so lange es Tag ist, da die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann.

Meine Lieben! So gibt es sich von selbst, daß ich euch heute vom Sterben rede, sowohl von eurem eigenen, wie von dem eurer Lieben. Meiner Betrachtung über diesen Gegen-

stand lege ich eine Stelle aus dem merkwürdigen 24. Kapitel des ersten Evangeliums zu Grunde, das in einem und demselben Athemzug vom Untergang Jerusalems und vom Ende der damaligen Weltzeit spricht. Was aber hierüber gesagt wird, paßt so zu sagen Wort für Wort auch auf den Tod des Einzelnen: derselbe kommt unerwartet und scheidet diejenigen, welche im Leben sich nahe stunden, weit aus einander. Beherzigen wir daher die Schlußermahnung: darum wachet. Rüsten wir uns, damit der Tod uns nicht unvorbereitet finde, lieben wir unsern Nächsten, damit der Tod uns nicht scheiden könne. Zu diesem Zwecke laßt uns aufmerksam achten auf

die Vorboten des Todes.

I.

„Wie die Menschen in den Tagen vor der Sündfluth aßen und tranken, zur Ehe nahmen und gaben bis zu dem Tage, da Noah in die Arche ging, und es nicht merkten, bis die Sündfluth kam und sie alle hinwegraffte: also wird auch die Zukunft des Menschensohnes sein.“

Meine lieben Zuhörer! Dieser Spruch enthält eine Wahrheit, welche wir alle Tage vor Augen haben. Nehmt welches Ereigniß ihr wollt, gesetzt auch es sei schon seit Langem deutlich voraus zu sehen gewesen, so vermag es doch die allermeisten Menschen nicht aus ihrer Versunkenheit in's Sinnenleben, aus ihrem gewöhnlichen Trab, aus ihrem Leben bloß für sich und den allerengsten Kreis aufzuschrecken, es kommt unerwartet, es trifft die Leute unvorbereitet, überrascht und erschreckt sie. So sehen wir mit der allergrößten Bestimmtheit unsern Tod voraus, wir wissen, daß wir mit jedem Tag um einen Schritt ihm näher kommen, und doch gelingt es uns, das nahende Ende zu vergessen, an Außendinge uns zu hängen, als wären sie fest, uns sicher und un-

entreißbar, gedankenlos dahin zu leben oder so sorglos zu genießen, als würde das nie ein Ende nehmen. Der 88=jährige Papst, der nach menschlichem Ermessen gegenwärtig auf dem Todtenbette liegt, der tröstete sich dieser Tage, als er vom Tod des 94jährigen Feldmarschalls Wrangel vernahm, mit dem Worte: also habe ich auch wohl noch auf sieben Jahre zu rechnen.

Und doch, meine lieben Zuhörer, hat der liebe Gott uns Zeichen unserer Hinfälligkeit und nahenden Auflösung genug und übergenug gegeben, er setzte viele Denksteine an unsern Lebensweg, er sendet Vorboten und will durch dieselben dem Gedanken an unsern Tod bei uns Quartier machen.

Deren nicht wenige liegen bereits im ganz gewöhnlichen Laufe der Natur. Wir altern eben. Jeder Zahn, der uns ausfällt, ist ein Stundenstein auf dem Weg zum Grab, er kommt nicht wieder, wie wir uns auch von dieser oder jener Arbeit sagen können, die thatest du jetzt zum letzten Mal in deinem Leben. Kürzer werden unsere Schritte, mühsamer geht der Athem, und wo wir sonst uns selbst nicht spürten und über jeden Zaun und Graben im Satze hinwegsprangen, gewahren wir nun Schranken und stoßen an Hindernisse. In unvergleichlich schönen Bildern schildert der Prediger Salomos gegen das Ende zu dieses Altwerden, wie da die Sonne sich zu verdüstern scheint, Mond und Sterne trüber werden und den Wolken nach dem Regen gleich trübe Stimmungen immer wiederkehren, wie die Arme zittern, die Beine sich krümmen, die Zähne nicht mehr beißen können, die Augen nicht mehr leuchten, die Lippen sich schließen, die Stimme leise geht, zu keinem Liede mehr fähig, wie man sich vor der Anhöhe fürchtet und Schrecknisse auf dem Wege sind, und das Haar schneeweiß sich bleicht, das Alles, noch ehe die silberne Schnur zerreißet und der goldene Krug zerschmettert wird, das will sagen: noch ehe der Mensch stirbt.

Zu diesem Altwerden gesellen sich noch Krankheiten, die

hart am Rand des Grabes vorüberführen und eine gewisse Schwäche oder irgend eine Letze, kurz eine bleibende Spur zurücklassen; oder wo der Mensch, so stark wie eine Fluh, solchen Krankheiten bisher trotzte, wo man selbst Frauen bisher nicht anmerkte, durch welche schwere und entscheidende Stunden sie hindurchgegangen waren, da schleicht sich nun ein Gebrechen nach dem andern ein und läßt den Menschen jetzt schon fühlen, was für ein Gemächte, daß wir Staub sind.

Doch noch in anderer Weise mahnt uns Gott, die eigenen Tage zu zählen, damit wir klug werden. Auch mitten im tiefsten Frieden stehen wir immerwährend auf einem Schlachtfelde, über das hin tausend Kugeln pfeifen, während sie immer neue Lücken reißen in unsern Reihen. Wir schlagen eine Zeitung auf: ein schwarzer Rand und ein Name drin; hastig nehmen wir eine andere zur Hand, doch abermals ein schwarzer Rand und ein Name drin; wir gehen die uns bekanntern Häuser im Geiste durch nur auf zehn Jahre zurück, wie manches theure Haupt fehlt da und wie viel ist anders geworden durch Den, welcher die Menschen lässet sterben und spricht: kehret wieder, Menschenkinder. Zu ungewohnter Stunde tönt die Glocke; da wird ein Sarg daher getragen, ihm folgt feierlich ein Zug Paar um Paar, wir schließen uns an und denken, ganz denselben Weg wird man auch dich einst hinaustragen, du ziehst schon jetzt diese Todesstraße, noch ein paar Tage, und im gleichen Schritt bringen sie auch dich zur Ruhe.

Andere Vorboten greifen noch fester an's Menschenherz. Du warst bisher von den Fröhlichsten, aber auch von den Thätigsten einer und stundest voran in Haushalt und Gemeinde oder bildetest den Mittelpunkt eines kleinern oder größern Kreises. Wo etwas ging, warst du mit dabei, und stets freute es dich, wenn es hieß: gut, daß du kommst, wir hätten dich übel gemangelt. Daß du dich für nöthig, wohl auch ein wenig für unentbehrlich zu halten beginnst, das begreift

sich, thut es ja auch der Hausirer, ja der Bettler sogar, indem er spricht: was werden sie wohl sagen, wenn ich einmal nicht mehr des Weges komme, und wie es machen ohne mich? Also auch du glaubst, kaum ersetzt werden zu können. Doch einmal bist du an irgend einem großen Tage aus diesem oder jenem Grunde nicht mit dabei; es hält dich hart daheim zu bleiben, du sagst es vielleicht nicht, aber du denkst es doch, es werde kaum gehen ohne dich, die Lücke, die du lassest, werde wenigstens schwer empfunden. Allein nichts von Allem — das nächste Mal, wenn man dich wiedersieht, frägt man kaum, weßhalb du nicht gekommen, und kann nicht genug rühmen, wie gut Alles gegangen sei. Das thut dir einen tiefen Stich in's Herz: du bist also nicht nöthig mehr, bist entbehrlich, überflüssig, kannst gehen, wenn du willst, des Lebens wilder Strom hat dich bei Seite geworfen. Das thut weh. Du verwindest es kaum.

Dazu gesellt sich noch eine andere schmerzliche Erfahrung: je älter du wirst, desto einsamer fühlst du dich. Für so viel, was dein Herz erfüllt, findest du bei den Jüngeren um dich her keinen Wiederhall, während von deinen Altersgenossen einer um den andern dich verläßt. Eher fremder wird dir die Welt, je länger du in ihr lebst, und wenn du auch nicht wegen des Erbes, das man von dir erwartet, Jemandem im Wege bist, so fühlst du doch immer deutlicher, daß hier auf Erden deine Stätte nicht mehr ist, ein Heimweh kommt dich an, du seufzest: wie so lange, Herr! hast du denn mich ganz vergessen?

Meine lieben Zuhörer! Das sind die Vorboten des Todes, von Gott selbst euch gesandt, um allmälig euch zu lösen von dieser Erde, aus diesem Leben, euch sterben zu lehren, ehe ihr sterbet, daß der Tod euch komme nicht als Gespenst, sondern als Erlöser. O laßt euch erziehen von Gott — schlagt den wehmüthigen Todesgedanken nicht in den Wind, es liegen so viel andere gute Gedanken drin; er

befreit von so mancher kleinen Sorge, die angesichts des Todes in nichts zusammenfällt, er lehrt die noch gebliebene Kraft besser zusammenfassen und auf das Nothwendige beschränken, er drängt, einen Halt in Gott zu suchen und in der allgemeinen Vergänglichkeit mitten drin einen Trost zu suchen im Leben und im Sterben, eine Heimat jetzt schon in Gott.

II.

Meine Lieben! In dem Maße aber, als ihr so von Gott euch bereiten lasset, wird noch ein Zweites bei euch anders kommen: ihr werdet mehr denken daran, daß auch die Andern euch sterben können, daß sie schon morgen euch genommen, schon heute euch entrissen werden. Alsdann, sagt unser Text, werden zwei auf dem Felde sein, der eine wird angenommen und der andere wird verlassen; zweie werden mahlen in einer Mühle, die eine wird angenommen, die andere wird verlassen. Auch das kommt euch heute vielleicht noch so unerwartet und plötzlich, aber dann nicht mehr. Die Augen werden euch aufgethan, daß ihr erkennet, wie auch die lieben Eurigen dem Grabe immer näher kommen, wie unsicher ihr Dasein ist, wie dieser oder jener Wurm an demselben nagt.

Da reden die Menschen so viel von plötzlichen Todesfällen, früher erschrack man davor um der Seele willen, heutzutage freut man sich eher darauf um des Leibes willen, allein für euch, die ihr des Todes Vorboten kennt und auf sie merket, gibt es plötzliche Todesfälle selten oder nie, auch da gehen Krankheiten voran, die liebe Gestalt fällt aus den Kleidern, der Gang wird müder, die Haut durchsichtiger. Aber auch da, wo der Tod ganz plötzlich einzutreten scheint, geht ihm nicht selten voran, was unser Volk so geheimnißvoll und treffend zugleich eine Aenderung vor dem Tode zu nennen pflegt. Ist's ein Vorgefühl baldiger Auflösung, der nahenden Erntesichel — Gott weiß es, aber wir sehen Einzelne

ihr Leben ändern, sehen Andere begangene Schuld wieder gut zu machen suchen, sehen sonst harte Leute weich und innig werden. Unser Verhältniß zu ihnen gestaltet sich immer freundlicher, schöner, wir haben keinen andern Wunsch, als daß es doch noch recht lange so fortgehen möchte. Aber uns ist bange, denn wir warten ja nicht, wie es auch vorkommt, zuweilen selbst zwischen Ehegatten, auf des Andern Tod, wir zählen nicht seine Tage in der teuflischen Hoffnung, recht bald auf eins und null zu kommen, sondern wir beten alle Tage, daß Gott unsere Lieben uns erhalten möge noch recht lange und daß wir gehen dürfen vor ihnen.

Immerhin ist auch diese Angst uns heilsam — sie lehrt uns, keine Zeit zu verlieren, das Leben einander nicht unnöthig schwer zu machen, zu lieben, so lange wir lieben können. Sie zeigt uns, welch eine Thorheit es ist, das eigene Leben in zwei Hälften zu theilen, in einen langen Streit vor seinem Tod und eine lange Reue nach demselben. Und was wir hier im engsten Kreise unsern Liebsten gegenüber lernen, das bewähren wir nach und nach auch draußen gegen Alle mehr und mehr: wir leben ja so kurze Zeit mit ihnen, kaum gegrüßt — geschieden, darum finden wir zu unnützem Zwist immer weniger Zeit, es drängt uns, Friede zu halten und Hand in Hand des Friedens große Werke zu vollbringen.

Doch noch ein Letztes. Indem unser Text sagt, von zweien werde das eine angenommen und das andere verlassen, redet er von einer noch tiefern Scheidung als bloß durch den Tod, nämlich davon, daß Beider Endschicksal ein sehr verschiedenes sein und weit auseinander laufen werde. Vergessen wir nie, daß es für wahrhaft liebende Menschen keine größere Sorge geben soll als den Seelenzustand Dessen, den sie lieben. Ihre Liebe strebt nach innigster Vereinigung und diese liegt doch nur in einer und derselben Gesinnung, in einem und demselben Streben nach dem höchsten Ziel. Suchen wir doch ja bei Zeiten mit einander also eins zu werden,

dann scheidet uns kein Tod mehr, weder leiblich noch geistig. Bedenken wir, es gibt nur Eines, das noch größer ist, als die Angst um des Bruders Seelenheil, das ist die Freude, sich mit ihm für Zeit und Ewigkeit auf demselben Weg zu Gott gefunden zu haben.

Darum, meine Lieben, sage ich euch: wachet! denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt. Achtet auf seine Vorboten.

Die Rede der Todten

1877

Hebr. 11, 4a. Abel, wiewohl gestorben, durch den Glauben redet er noch.

Meine Lieben! Wir feiern also diesen Abend Albrecht Haller, dessen hundertjähriger Todestag auf nächsten Mittwoch fällt. Was ist diese Feier anderes als eine Bestätigung unseres Textes, daß Menschen, wiewohl gestorben, noch reden. Erst vor wenig Tagen zweifelten selbst eifrige Verehrer des großen Todten daran, daß es ein glücklicher Gedanke gewesen sei, überall im Kanton herum derartige Feste der Erinnerung an Haller zu veranstalten, indem man annahm, dieser Mann stehe unserm heutigen Volke viel zu fern. Doch es scheint anders kommen zu wollen. Hallers Stimme dringt wirklich aus dem Grab hervor und zu den Herzen der Menschen. Die ältern gedenken neu dessen, was sie in den Tagen ihrer Jugend über den Gewaltigen und Merkwürdigen vernommen haben; die jüngern greifen zu den Zeitungen und nehmen zu ihrer Verwunderung wahr, daß die Verhältnisse und die Personen von dazumal den heutigen Zuständen eigentlich gar nicht so unähnlich seien, vielmehr ganz besonders lehrreich zu uns herüberragen. Vor Allem sieht der ernste Christ Hallern auf demselben Kampfplatz, der auch der seinige ist, stehen und die gleichen Schlachten wie er selber schlagen. Durch seinen Glauben redet der todte Haller so ganz besonders laut. Er glaubte bei seinem Leben an ein Ewiges und Unsichtbares; nun ist er selbst längst gestorben, sein Grab kennen wir nicht

einmal, aber das Ewige und Unsichtbare ist geblieben und hat verewigt, was er in seinem Dienst gethan.

Meine lieben Zuhörer! Doch nicht über Haller wollen wir zu dieser Stunde sprechen. Von ihm begreift ihr am Ende noch, daß er, wiewohl gestorben, dennoch zu reden nicht aufgehört hat, denn er war eben ein weiser, vielschaffender, hochberühmter Mensch, der nicht so leicht zu vergessen war. Nun aber möchte ich euch darlegen, daß es, um unsern Text wahr zu machen, keinen großen Haller braucht, sondern daß hiezu einfache und gewöhnliche, unbekannte und niedrige Menschen durchaus genügen, daß auch sie über ihren Tod noch hinaus zu wirken vermögen. Eigentlich sind alle Menschen hiezu im Stande. Du hast z. B. einen Freund verloren in den Tagen der Jugend — dein ganzes Leben lang steht er als Jüngling vor dir, er altert nicht und redet dir von eurer gemeinschaftlichen Jugend. Gott nahm dir ein liebliches Kind; verstummt ist sein fröhlich plaudernder Mund und doch nicht verstummt: das Kind bringt dir fort und fort Kunde von einer höhern Welt, wo wiedergefunden wird Alles, was in dieser verloren gegangen schien. Bedeutsam nach seiner Art, in irgend einer Weise ist jedes Sterben: der stille Abschied spricht laut zum Herzen. Heute spreche ich euch aber bloß von einer Art von Todten, von euern Großeltern, Eltern, Lehrern oder ältern Anverwandten, kurz von dem Geschlecht, das dem unsrigen Platz gemacht hat. In Bezug auf diese meine ich:

die Todten reden.

Wie reden sie? was haben sie uns zu sagen?

I.

Erlaubt mir zuerst eine kurze Abschweifung. Mancher, der nun draußen ruht, wollte durch ein Testament über seinen Tod hinaus reden, wirken und bestimmen, wie Alles gehen

solle. Vielleicht war ein solches Testament nöthig, um Ungerechtigkeit zu verhüten, vielleicht war es selber gerecht und billig — dann ist dagegen nichts zu erinnern. Zuweilen aber will ein Sterbender die Vorsehung spielen oder Rache üben oder irgend einen engen Eigenwillen durchzwingen, dann redet selber Mensch allerdings noch über sein Grab hinaus, aber es sind Worte der Zwietracht, des Unsegens und des vergeblichen Anstürmens gegen einen höhern Willen. Besser wäre dem Todten, er hätte gar nichts hinterlassen als ein solches Testament. Sein Segen wird Fluch, seine Wohlthat Plage.

Aehnlich wie mit dem Testament verhält es sich mit dem Geld. Bleibt bloß Geld übrig von einem Menschen und nichts dazu, dann ist er gar bald vergessen trotz seines Geldes. Vielleicht spricht eines Tages sein Sohn: so, jetzt habe ich lange genug geschmalbartet, endlich ist der Alte todt, jetzt wollen wir es fliegen lassen. Oder, besser geartet, meint er wohl: mein Vater hat es mit mir gut gemeint, allein hätte er mir, statt immer nur zu sparen, eine bessere Erziehung geben lassen, so wäre das mir nützer als die paar hundert Franken mehr. Oder der Sohn, bis jetzt geldlos, versteht nicht mit dem Gelde umzugehen, weder zu erwerben noch zu verwalten. Oder die Tochter wird um ihres Geldes willen geheiratet und dann verlassen oder mißhandelt. In allen diesen Fällen ist mit des Vaters Tod auch seine Macht über das Leben dahin, und gar nicht selten würde er sich im Grabe umdrehen, müßte er mit ansehen, was nun aus seinem Gelde und wie damit hantirt wird.

Zum Geld muß stets noch Anderes hinzukommen, sonst ist kein Segen drauf. Man muß dem Gelde anspüren, daß dahinter die Arbeit eines Menschenlebens liegt und Sorge und Liebe dazu. Ueberall, im Hause, wie im Berufe, stoßen wir auf diese Arbeit, in ihr, durch sie sprechen die uns vorangingen zu uns, hier haben sie bereits vorgesorgt, dort legten

sie in etwas, das uns heute dient, ihre ganze Liebe hinein, das spüren wir, das hält sie uns lebendig, über der Arbeit halten wir Zwiesprache mit ihnen, holen uns ihren Rath, richten unsere Arbeit nach der ihrigen ein. Zur Arbeit tritt hinzu die Geschicklichkeit, die sie uns anerzogen und vererbten. Diese Geschicklichkeit ist nie das Werk nur eines Geschlechtes, sondern verschiedene Geschlechter hinter einander reichen sich zu ihrer Ausbildung die Hand, so daß jedes folgende stets auf den Schultern der frühern steht. Sie haben vielleicht, weil noch ohne genügendes Handwerkszeug, dieses oder jenes nicht fertig gebracht oder nur noch roh, grob, unvollkommen, aber in diesen Anfängen steckt viel mehr Mühe, als in unsern gewandtern und glattern Fortsetzungen; in diesen Anfängen liegt der Gedanke an uns und liegt der Glaube, daß auch dieser schwere Anfang nicht umsonst sein, sondern seine Vervollkommnung finden werde.

Und wenn nun Die vor uns zur Arbeit und zur Geschicklichkeit hinzu gar noch einen guten Namen hinterließen, so ist dieser noch mehr werth als jene beiden, der wirkt mächtig fort. Haben wir bei einem hochgeachteten Manne oder einer weitherum bekannten Frau gelernt und von ihnen ein gutes Zeugniß erlangt, so ebnet das uns die Wege und hilft weiter. Sind wir aus einem guten Hause her, tragen wir einen geachteten Namen mit in's Leben hinaus, so begleitet uns dieser wie ein Schutzgeist, hält uns hier und dort von etwas Bösem, von Unehre und Schande zurück, legt uns Verpflichtungen auf, macht unsere Arbeit zu mehr als einer bloßen Fortsetzung der ihrigen, zu einer gemeinsam mit ihnen verrichteten. Sie reden und wir hören zu und halten Seelengemeinschaft mit ihnen.

Findet es sich nun endlich gar, daß die, welche uns vorangingen, auch als Menschen, als Bürger, als Christen höchst ehrenwerth und zuverläßig waren, daß unsere Väter von festen Grundsätzen ausgingen, daß sie auch in dunkler Zeit,

durch schwere Entscheidungen hindurch ihre Fahne unentwegt aufrecht hielten oder daß Mutter und Großmutter in Gott stark waren und stark blieben, daß das Vertrauen sie nie verließ, daß sie nie ließen von der Liebe, daß sie im Dulden und Tragen Heldinnen waren, so reden sie, wiewohl gestorben, durch ihren Glauben erst recht fort. Wir haben darauf früher nicht so sehr geachtet. Nun aber hat der Tod es besiegelt, sie blieben treu bis zuletzt, vollendet liegt ihr Leben, ihr Wesen vor uns, strahlt zu uns herüber wie der Alpenkreis, die Berge, von welchen uns Hülfe kommt. Das tröstet und richtet auf, es mahnt zu gleicher Treue, es behütet, es hält aufrecht in ihr.

Meine lieben Zuhörer! So ist von dem, was Die vor uns gethan und wie sie gelebt haben, nichts umsonst, es kommt uns zu gute. Vielleicht führten sie ein sehr stilles, bescheidenes und verborgenes Leben, aber uns sind sie bekannt. Vielleicht trug ihr Leben nicht sofort Frucht, aber jetzt, da wir sie nicht mehr haben, wissen und merken wir erst recht, was wir an ihnen hatten, sie reden gestorben lauter zu uns als vordem lebend. Wir thun einen Blick hinein in Gottes wundersame Weltordnung, wie ihm alles dienen muß, wie er das Gute derer, die bereits gestorben sind, für uns fruchtbar macht und seinen Segen auch auf das Geringste legt.

II.

Meine Lieben! So reden unsere Todten. Was haben sie uns nun zu sagen? Sehr Mannigfaltiges. Vor Allem: lernet von uns. Ja das wollen wir — wir stehen noch mitten im Staub des Kampfes, die Zukunft, der Ausgang der Dinge ist uns verborgen. Dagegen ihr Leben liegt für uns aufgeschlossen und vollendet da; hier sehen wir, wie Alles kam und wie es ein Ende nahm. Da gewinnen wir Licht auch für unsern Weg. Wir sehen das Rechte, wie es un-

gebrochen bleibt, das Gute, wie es siegt. Aber nicht minder lernen wir auch von den Irrthümern, den Irrgängen, von den Schwachheiten und Fehlern Derer vor uns. Wir lernen sie vermeiden. So war selbst ihr Irren nicht umsonst, Gott macht Warnungen und Mahnungen für uns daraus. So groß ist sein Segen.

Die Todten sagen aber nicht allein: lernet von uns, sondern auch, wo wir in etwas gefehlet haben, da machet es, so weit ihr vermöget, wieder gut. Wie ihr schon beim gewöhnlichen Erben nicht bloß die Guthaben übernehmen dürft, sondern gleichzeitig auch die Schulden antreten und abbezahlen müßt, grad so verhält es sich auch im Geistigen: wir dürfen uns da durch eine falsche Ehrfurcht vor unsern Todten ja nicht blenden lassen und ja nicht meinen, darin bestehe die wahre Pietät gegen sie, daß wir Alles so lassen, wie wir es angetreten, oder daß wir wohl gar in Allem fortfahren grad so, wie sie angefangen haben, und nur deshalb, weil sie so anfingen. Nein, deshalb ließen sie uns des Guten so viel, damit wir mit dem, was wir ihnen verdanken, ihre Fehler vergessen zu machen suchen und einzelne Flecken an ihrem Namen austilgen. So vermag der Mensch, der wahrhaft gut ist, selbst höchst mangelhafte Eltern nachträglich in einem viel bessern Lichte erscheinen lassen, so daß man sagt: das müssen doch nicht so böse Leute gewesen sein, sonst hätten sie kein solches Kind, seht nur das an.

Meine Lieben! Jetzt erst, nachdem wir nach bestem Vermögen jene Schulden getilgt haben, fällt unser geistiges Erbe uns mit ganzem Recht anheim. Die Todten sprechen: nehmt es, genießt es, ziehet Gewinn und Segen draus, aber ruhet darauf nicht aus, werdet weder hochmüthig noch faul, sondern arbeitet fort, mehrt das ererbte Gut, führt weiter, was ihr angefangen von uns übernahmet, gedenket eurer Rechenschaft: viel ist euch gegeben, um so größer wird dadurch eure Verantwortung.

Und immer noch weiter reden unsere Todten: achtet höher als das Geld den Geist. Vom Gelde müßt ihr lassen, wie wir davon lassen mußten; über diese äußern Dinge wird uns jede Gewalt genommen. Aber im Geiste leben wir fort, unsere Gesinnung blieb auf Erden eine Macht, darum säet auf den Geist, damit auch ihr ewiges Leben davon traget.

Endlich sagen unsere Todten: vergesset uns nicht, bleibet ein wenig dankbar, seid demüthig, bildet euch nicht ein, mit euch habe die Welt angefangen und ihr müßtet nun allein Alles fertig bringen — nein, betrachtet euch als bloße Mitarbeiter Derer vor euch, dann findet ihr auch wieder Mitarbeiter unter Denen nach euch.

Meine lieben Zuhörer! Was ist der Tod? Der Tod ist Leben, ist die Thür zu neuem Leben. Deine Todten gingen zu Gott — ihm leben sie alle. Aber auch dir leben sie und reden zu dir in jeder guten Stunde. Theile ihren Glauben, höre auf sie, dann ist das Grab zwischen euch zugedeckt, dann weilet ihr gemeinsam in Gott.